Ea. XV. 36

Dono Saeck

Bg. Mn
130
4

Geschichte des Privatlebens Ludwigs XV Königs von Frankreich,

oder

genaue aus geheimen Nachrichten geschöpfte Erzählung aller merkwürdigen während seiner Regierung, und an seinem Hofe vorgefallenen Begebenheiten.

Aus dem Französischen übersetzt.

Vierter Theil.

Mit Königl. Preuß. Chursächs. und Churbrandenb. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai.
1781.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Geschichte
des Privatlebens
des Königs
Ludewig des XV.
von Frankreich.

Vierter Theil.

Geschichte des Privatlebens

des Königs

Ludewig des XV.

von Frankreich.

Ludewig der XV. der eines so unglücklichen Krieges höchst überdrüßig war, der mit seiner ganzen Seele, mit seinem herannahenden Alter und hauptsächlich mit seiner trägen und unthätigen Gemüthsart so wenig übereinstimmte, wollte Frieden haben, es mögte auch kosten was es wollte. Hierinn war ihm der Marschall de Belle-île zuwider, der das Konseil und den Monarchen beherrschte. Zum Glück starb dieser Minister und der erwehnte Umstand machte, daß er wenig bedauert ward. Wir haben schon viel von demselben gesprochen, und doch noch nicht alles gesagt. Er spielte bis an das Ende seines Lebens in den Hauptbegebenheiten des Reichs eine so große Rolle, daß wir uns noch etwas bey demselben verweilen müssen.

1761.

26. Jan.

Er umfaßte zu viel Geschäfte, um in irgend einem davon ein großes Genie zu seyn. Wenn er aber auch gleich kein Condé und kein Turenne in der Kriegskunst, kein Oxenstierna und kein Richelieu in der Staatskunst war, so leistete er doch in beyden Fächern merkwürdige Dinge. Unermüdete Arbeitsamkeit und Thätigkeit ersetzten, was ihm an ausgebreiteten Talenten abgieng. Was er an der Spitze

1761. der Armee geleistet, haben wir im vorigen angeführt. Als er in das Ministerium gekommen war, war seine erste Sorge, die Mißbräuche abzuschaffen und an die Stelle der eingeschlichenen Weichlichkeit und Nachläßigkeit eine strenge Zucht und Ordnung einzuführen. Wenigstens bewies er die Notwendigkeit davon gleich bey seinem ersten Eintritt in das Konseil, und während seiner Verwaltung gab er darüber verschiedene herrliche Reglements. Er ließ im Nahmen des Königs an alle Obersten der Armee ein Circularschreiben ergehn, worinn denselben die Königliche Ungnade und der Verlust ihrer Regimenter angekündigt ward, wenn sie länger den heimlichen Veranstaltungen der Officiers durch die Finger sehn würden, die unter dem Nahmen des Concordats bekannt sind, wodurch die Officierstellen für Geld feil und die Nacheiferungen erstickt wurden; ein schmutziger Eigennutz aber verursachte, daß die dienstfähigsten Officiers außer Dienst giengen und die Militairstellen den Meistbiethenden zu Theil wurden, die oft nicht die geringste Geschicklichkeit besaßen, denselben vorzustehn. Aus einer eben so schädlichen Gewohnheit wurden oft, der Geburt oder der Vorsprache zu gefallen, Regimenter an unbärtige Jünglinge vergeben, die noch gar nicht gedient hatten. Es ward daher festgesetzt, daß man, um Oberster zu werden, vorher sieben Jahre gedient haben müßte *). Der Marquis d'Autichamp ward ein Beyspiel davon. Vergebens wollte der Marschall von Broglio, sein Verwandter, denselben von dem Reglement ausnehmen; er konnte nichts ausrichten.

Der Luxus im Felde, der so oft unterdrückt und so oft wieder eingerissen war, diese Folge der großmüthigen und fröhlichen Gemüthsart, die die Französische

*) Diesem Reglement vom 29. März 1758 zu Folge mußte der Officier, der Oberst werden wollte, zum wenigsten fünf Jahre Kapitän gewesen seyn, und niemand konnte Kapitän werden, ohne wenigstens zwey Jahre Fähnrich, Cornet oder Lieutenant gewesen zu seyn.

zösische Nation belebt, und zur Verschwendung an-
treibt, war auf einen unausstehlichen Grad getrieben, 1761.
und brachte die Armeen in Verlegenheit. Der Mar-
schall gab ein Gesetz, das den Aufwand einschränkte, März
worinn den Officiers die Beschaffenheit ihrer Equi- 1757.
page und ihres Tisches im Felde vorgeschrieben ward,
und diese hatten nun nicht mehr Ursach zu klagen,
daß sie ihr Vermögen im Dienste zusetzten. Das fol- 3. Junius
gende Jahr ward ein noch strengeres und umständli- 1758.
cheres Gesetz gegeben, wodurch der Gebrauch silber-
ner Schüsseln und Teller untersagt ward. Er bewog
den Herrn **Berryer**, in seinem Seedepartement ein
gleiches Reglement in Absicht auf den Tisch der
Schiffskapitäns und der übrigen Königlichen See-
officiers zu geben; der unter diesen Herrn eingerissene
bekannte Mangel an Zucht aber machte, daß dieses
Gesetz unbefolgt blieb.

Da das Spiel, diese Frucht des Müßiggangs
in den Feldlagern, eine ewige Quelle von Streitig-
keiten und Verlust für den Officier ist, so brachte es
der Marschall de Belle-île dahin, daß das Kolle-
gium der Marschälle von Frankreich eine Verordnung 6. May
ergehn ließ, worinn festgesetzt ward, daß bey demsel- 1760.
ben keine Spielschuld mehr eingeklagt werden könnte,
die über tausend Livres betrüge. Zugleich ward dar-
inn allen Edelleuten und Officiers bey Gefängniß-
strafe verboten, mehr als gedachte Summen auf ihr
Wort zu verspielen, und dabey denen, die verschie-
dene dergleichen Klagen bey gedachtem Kollegio an-
zubringen hätten, anbefohlen, alle ihre Forderungen
in einer und eben derselben Bittschrift zusammen zu
liquidiren, und zugleich den Ursprung und die Ver-
anlaßung der Handschriften und Versprechungen an-
zuführen, auf deren Erfüllung sie klagten.

Indem der Marschall die Officiers auf diese
Weise zu der einfachen Lebensart zurück zu führen
trachtete, wodurch sich allemahl die durch Eroberun-
gen groß gewordene Völker unterschieden haben, wollte
er denselben auch zugleich den Wahn benehmen, daß
die Tragung einer Uniform schimpflich wäre. Er

 schrieb

1761. schrieb daher auch den Generals eine eigene Uniform vor, die sie alle als den besten Putz betrachten sollten. Uebrigens ward den Soldaten Brod und Sold erhöht und die Officiers bekamen Zulagen nach dem Verhältniß ihres verschiedenen Ranges; auch stiftete
21. Jul. 1759. er den Orden vom kriegrischen Verdienst für diejenigen Officiers der Königlichen Armee, die aus protestantischen Ländern gebürtig sind und, ihrer Religion wegen, in den Sankt Ludwigsorden nicht aufgenommen werden können. Der Prinz von Nassau-Saarbrück und der Freyherr von Wurmser wurden zuerst darinn aufgenommen, der eine als Großkreuz, der andre als Comthur.

Kurz, fast alle Veränderungen, die seit der Abdankung des Grafen d'Argenson in der Verwaltung des Kriegsdepartements vorgenommen worden, schreiben sich von diesem Minister her, der schon durch seine Rathgebungen das Seinige dazu beytrug, ehe er noch selbst unmittelbar in diesen Geschäften arbeitete. Unter andern ist auch die Einrichtung sein Werk, daß
26. Febr. 1757. hinführo jedes Bataillon Infanterie eine Kanone führen soll, nebst einem Sergeanten und drey Gemeinen zu ihrer Bedienung.

Aus der Anekdote vom Marquis d'Autichamp sieht man, daß es dem Marschall de Belle-île nicht an Standhaftigkeit fehlte. Der Graf de Lenoncourt, Oberster eines Regiments, das seinen Nahmen führte, war ohne Urlaub von der Armee nach Paris gereiset; der Marschall schrieb ihm, daß der König sein Regiment einem andern gegeben hätte. Die über die Lüttichschen Volontairs und das Regiment von Piemont gehaltene Kriegsgerichte machten seiner unerbittlichen Strenge Ehre. Die Officiers der erstern wurden kassirt. Sie hatten unter sich abgeredet dem Herrn de Melfort, ihrem Obersten, der die neue Kriegszucht in seinem Regiment einführen wollte, nicht mehr zu gehorchen. Ein einziger hatte sich geweigert, dieser Entschließung beyzutreten; sie hatten denselben geschimpft, und als sie der General hatte zusammen kommen laßen, damit sie diesem Officier

Officier eine Ehrenerklärung thun sollten, war derselbe augenblicklich durch verschiedene Schüsse umgebracht und also dem sogenannten Esprit de Corps zum Opfer geworden, worüber denn eine gerichtliche Untersuchung verfügt ward. Die Thäter waren nicht ausfündig zu machen; da also eine persönliche Bestrafung nicht Statt fand, mußte eine allgemeine verhängt werden. 1761.

Das Betragen der Officiers vom Regiment von Piemont war noch grausamer gewesen. Der Sohn des berühmten Kapers von Marseille, der unter dem Nahmen de Roux von Corsica bekannt ist, war Officier bey diesem Regiment. Da derselbe sehr reich war, so lieh er zu weilen seinen Kameraden Geld. Man mißbrauchte seinen guten Willen; man bezahlte es ihm nicht wieder, und verlangte doch, daß er mit diesem Liebesdienste immer fortfahren sollte. Er ward das Ding überdrüßig, und man fand ihn in seinem Zelte ermordet. Es war nicht zu zweifeln, daß dieses die Würkung eines schändlichen Komplotts seyn mußte. Drey Kapitäns wurden, bey ihrer Nichterscheinung, in Contumatiam verurtheilt, gerädert zu werden; fünf von vierzig Officiers wurden kassirt, entadelt, gefangen gesetzt u. s. w. Der Oberste, Marquis d'Esparbes, war durch die Sentenz zu einem Arrest von zwanzig Jahren und einem Tage verurtheilt worden. Seine Gemahlinn, die beständig um die Marquise de Pompadour war, würkte die Begnadigung ihres Mannes aus, der Oberste des Regiments blieb, allein die Officiers nicht mehr ernennen durfte, welches Vorrecht dem zum zweeten Obersten des Regiments ernannten Herrn de Surlaville beygelegt ward. So siegte Gunst und Vorsprache oft über den patriotischen Eifer des Marschalls, der auch ein Mensch war, und also Leydenschaften hatte. Die stärkste davon war der Ehrgeitz, und die Begierde, am Ruder zu bleiben, zwang ihn oft, dem Willen, der Ungerechtigkeit, und dem Eigensinn der Favorite nachzugeben.

1761. Eine für den Marschall unrühmliche Aneckdote, die uns aber unsre Unpartheylichkeit zu verschweigen verbietet, finden wir in der historischen Gedächtnißrede auf den Herrn de Valliere, welche öffentlich
17. April in der Akademie der Wissenschaften, von dem Se-
1779. kretär derselben, Herrn de Fouchy, abgelesen worden. Der Minister, es sey nun aus Neuerungssucht, oder weil er die Sache in den dermahligen Umständen würklich für möglich hielt, oder weil Hofränke dahinter stachen, oder weil er dadurch irgend einer Privatleydenschaft genug thun wollte, hatte Lust, die Artillerie von dem Ingenieurwesen zu trennen. Der Graf d'Argenson hatte erst beyde Korps zum Besten des Königlichen Dienstes vereinigt. Als er seinen Plan dem Könige vorgelegt hatte, ahndete ihm wohl, daß der König den Herrn de Valliere, auf den er großes Zutrauen setzte, um seine Meynung befragen würde; er wollte also zuvorkommen, und versprach diesem General, daß er ihm sogleich das rothe Band geben und ihm bald nachher zum Großkreuz machen wollte, wenn er ihn in seinem Vorhaben unterstützte, und sein Gutachten nach des Ministers Willen abgäbe. Allein dieser große Artillerist war nicht zu bewegen, und antwortete, daß er gerade zu der entgegengesetzten Meynung wäre, die er dem Könige auch nicht verheelen würde, wenn derselbe ihm die Ehre thäte, ihn darüber zu befragen.
5. May Die Trennung gieng nichts desto weniger vor sich.
1758. Als man im Jahre 1755 darüber rathschlagte, ob man Krieg anfangen, oder den Frieden zu erhalten trachten sollte, war Herr de Belle-Isle für die letztere Meynung. Es schien sonderbar, daß ein Mann, der sein ganzes Leben hindurch nichts als Krieg geathmet, und Frankreich ganz muthwillig in einen Streit verwickelt und zu Ergreifung einer Parthey beredet hatte, die weder gerecht noch edel war, nun mit einemmahle so viel Mäßigung bewies, da es darauf ankam, die Beschimpfungen eines gewaltthätigen und treulosen Angreifers zu ahnden. Allein das kam daher, weil er sich zu alt fühlte, um

die Armee zu kommandiren, und doch nicht wollte, daß andre sich einen Ruhm erringen sollten, woran er keinen Antheil hätte. Sobald er Minister war, änderte er die Sprache; er ward aber dafür durch der Verlust dessen, was ihm das Liebste war, bestraft. Der Graf de Gisors, sein einziger Sohn, ein junger Officier, der große Hoffnung von sich gab, der nicht lange genug gelebt hatte, um sich berühmt, aber doch lange genug, um sich bekannt zu machen und bedauert zu werden, ward in der Schlacht bey Crevelt, an der Spitze der Karabiniers, die er kommandirte, schwer verwundet. Die männliche und strenge Erziehung, die ihm sein Vater gegeben hatte, war vortrefflich eingeschlagen. Die Feinde selbst beweinten ihn, und der Erbprinz von Braunschweig, dessen Kriegsgefangener er war, kam nicht von seiner Seite, bis er den Geist ausgehaucht hatte. 1761. 23. Jun. 1758.

Der Ehrgeitz des Marschalls, der ihm diesen Schlag noch empfindlicher machte, war auch zugleich das Linderungsmittel. Die vielen Geschäfte zerstreuten seinen Schmerz, und wer nicht in sein Innres blickte, hielt ihn für fühllos.

Das Ende seiner Laufbahn ward ihm noch durch eine andre Verdrießlichkeit verbittert. Seine an den Marschall de Contades abgeschickte Briefe fielen den Feinden in die Hände. Der Prinz Ferdinand machte dieselben öffentlich bekannt, wozu ihm das Recht des Krieges die Befugniß gab, um die Plane des Marschalls aufzudecken, den Haß der Feinde Frankreichs, wo möglich, noch zu vermehren, die neutralen Mächte wieder dasselbe aufzubringen, und die Eifersucht und Zwistigkeit unter den Generals noch stärker zu machen. Da ihm aus eigener Erfahrung bekannt war, daß die Franzosen die Eroberungen, die sie durch ihre ungestüme Hitze machen, nicht lange zu behaupten wissen, so befahl er, um doch wenigstens einen Vortheil davon zu ziehn und zu verhindern, daß sich die Feinde daselbst nicht festsetzen könnten, alles zu plündern und mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Diese der Rechtschaffenhit 1759.

1761. und Großmuth der Nation so sehr widerstreitende Art, Krieg zu führen, fand man verhaßt und abscheulich; sie erneuerte das Andenken des Krieges in der Pfalz. Der Pfälzische Minister und der Cöllnische Hof, die es verdroß, in dem aufgefangenen Briefwechsel verschiedene beleidigende Züge gegen sich zu finden, beschwerten sich über die Art, womit man ihrer erwähnte, und über den Verdacht, daß sie die Alliirten begünstigten. Verschiedene hohe Officiers endlich von der Französischen Armee, die nachtheilig geschildert und schon vorher nicht des Marschalls Freunde waren, gelobten ihm innerlich einen heimlichen Haß. Sie trugen nun noch mehr dazu bey, allen seinen Operationen Hindernisse in den Weg zu legen, und schoben ihre Fehler, oder den Irrthum des Generals, auf ihn.

Bey seiner Begierde nach Ruhm von aller Art wollte der Marschall auch ein Mitglied der Französischen Akademie seyn; als wenn die Unsterblichkeit, das Sinnbild dieser Gesellschaft, schon mit dem Sitzen in derselben verbunden wäre; er hatte gar kein Recht dazu, einen Anspruch auf die Aufnahme in dieselbe zu machen. Sein Stil war, wie seine Sprache, trocken und nachläßig; und er hatte niemahls Hang genug zu den Wissenschaften bewiesen, um diejenigen, welche sich damit beschäftigen, zu beschützen.

Da er zu einer Zeit Minister ward, wo die Zwietracht, wiewohl verdeckter, noch immer in der Kirche herrschte, so war er so geschickt, sich beyde Partheyen zu Freunden zu erhalten, und sich so wenig, als möglich, in ihre Streitigkeiten zu mischen. Die Politick verband ihn mit den Jesuiten; er hatte denselben die erste Erziehung seines Sohnes anvertraut, und brachte alle Jahre einige Zeit in ihrem Noviciathause in der Einsamkeit zu. Weil er aber ein Neffe des Paters Fouquet, dieser Zierde der Väter vom Oratario, war, so war er heimlich den Jansenisten gewogen, auf die er viel mehr hielt.

So

So war der Mann beschaffen, der so beneidet
und von Seiten der Genugthuung seines Ehrgeizes 1761.
so glücklich, von Seiten der häuslichen Freuden aber
der unglücklichste war, denn nachdem er Gemahl,
Bruder und Vater zu gleicher Zeit gewesen, sah er
sich mit einemmahle allein in der Welt und seine
ganze Familie ausgehn. Auch noch den Verdruß 26. Jan.
nahm er mit ins Grab, daß seine brechende Augen
das Glück eines Menschen mit ansehn mußten, den
er am meisten haßte.

Dieser Mensch war der Herzog de Choiseul,
der, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten,
behauptete, daß man ihn auch zum Kriegsminister
ernennen müßte, um seinen Negociationen mehr Ge-
wicht zu geben. Die Favorite hatte er schon auf seine
Seite gebracht, und der König ließ sich auch bald
bereden. Der Herzog trat der Meynung des Königs
um so williger bey, da, wie wir schon angeführt ha-
ben, die Unterhandlungsränke, mehr als die kriege-
rischen Operationen, sein wahres Element waren.

Vortheilhaftere Umstände dazu konnte er sich
gar nicht wünschen. George der II. war kürzlich 25. Octbr.
gestorben. Der Prinz von Wallis, der Enkel des- 1760.
selben, der nun den Thron bestiegen hatte, war ein
stiller und sanftmüthiger Herr. Sein und seiner
Mutter Favorit, der ins Ministerium gekommene
Lord Bute, mußte wahrscheinlich, so wie seine Krea-
turen, den Krieg in Deutschland vielmehr mißbilli-
gen und sogar zu einem Frieden geneigt seyn, der
dem Waffenglück der Engländer nicht angemessen
wäre, als daß er sich die Besorgung eines so beschwer-
lichen Krieges auf den Hals laden sollte. Man sieht
auch nichts häufiger, als daß die nachfolgende Re-
gierung dem System und den Maaßregeln der vorher-
gegangenen schnurstracks entgegenhandelt. Es war
also leicht vorauszusehn, daß Frankreichs Aussöh-
nungsvorschläge Gehör finden würden, und nach-
dem man alles verabredet hatte, was die Prälimi-
narien und andere Erfordernisse eines solchen Schrit-
tes betrifft, ward Herr de Bussy nach London ge- 3. May.
schickt, 1760.

1761. schickt, der schon 1755 daselbst negociirt und dem man, weil er verwachsen war, den Beynahmen Bussy-Ra-Gotin gegeben hatte, um ihn von dem Bussy, der in Indien gewesen und seines großen Reichthums wegen Bussy-Butin genannt ward und von dem wir in der Folge noch sprechen werden, zugleich aber auch von dem berühmten Bussy-Rabotin, dem beliebten Höflinge Ludewig des XIV., zu unterscheiden, dessen Nahme unsterblicher seyn wird, als der Nahme der andern beyden.

Die Absicht des Herzogs de Choiseul, der schon anfangen wollte, mit den Engländern sein Spiel zu treiben, war nicht so wohl, jetzt gleich einen Frieden zu schließen, der äußerst demüthigend ausfallen mußte, als vielmehr Zeit zu gewinnen, um eine andre Negociation zur Reife kommen zu laßen, über welcher er stillschweigend brütete, und worauf er große Hofnungen gründete. Er wollte sich überdies bey dem neuen Hofe in eine gute Meynung setzen und hatte den besten Spion zu dieser Rolle gewählt. Die alten Höflinge ließen sich nicht hintergehn. Sie beschwerten sich darüber, daß man einen so listigen und ränckevollen Menschen zuließe, mit dem man, unter der vorigen Regierung, so unzufrieden gewesen wäre, und hauptsächlich darüber, daß man demselben erlaubte, sich zu einer Zeit in London aufzuhalten, da die Parlamentsglieder gewählt würden. Diese Männer gestehn zwar, daß sie nicht eigentlich und genau das Uebel bestimmen können, das aus der Gegenwart eines so gefährlichen Unterhändlers entstanden, daß er aber ohne allen Zweifel die heimliche Triebfeder der Bewegungen der Torys gewesen wäre. Von der Zeit an, sagen sie, unterstand man sich, die Männer und die Maaßregeln öffentlich zu verkleinern und zu tadeln, denen England seine glänzendste Vortheile zu danken hatte. Von der Zeit an entstanden Partheyen, die die Vorschläge des Hofes von Versailles begünstigten, und die Parthey des Herrn Pitt kam gegen die von St. James in sichtbaren Verfall, nach dem Maaße der Standhaftigkeit

keit und Freymüthigkeit dieses Ministers während dem Laufe der Unterhandlung. 1761.

Als Herr de Bussy hinterlistiger weise fremde Gegenstände mit eingemischt hatte, welche die streitige Punkte mit Spanien und die Forderungen der Kayserinn Königinn gegen den König von Preußen betrafen, verwarf Pitt diese Vorträge mit vielem Stolz, weil Frankreich niemals befugt wäre, sich in dergleichen Steitigkeiten mit der Krone Spanien zu mengen, und weil es Großbritanniens Ehre beleidigte, wenn man nur vermuthete, daß es treulos gegen seine Bundsgenossen handeln und Friedrichs Interesse verlaßen könnte. Von diesem Augenblick an sahe er ein, daß man ihn nur aufzuhalten und Zeit zu gewinnen suchte, daß sich Spanien mit Frankreich verbinden und sich öffentlich erklären könnte. Er wollte also der ersten dieser beyden Mächte die Larve abziehn. Er schickte einen Kourier an Lord Bristol, Englischen Gesandten zu Madrid, mit dem Auftrage, dem Hof nachdrückliche Vorstellungen darüber zu machen, daß, zum Erstaunen und zum Verdruß des Königs, seines Herrn ein gedemüthigter Feind sich unterstände, sich bey Sr. Großbritannischen Majestät für eine Krone zu verwenden, die wirklich mit Derselben in Freundschaft stände. Er ließ daher diesen Hof auffordern, sich gerade zu und deutlich zu erklären, ob er Willens wäre, die Neutralität zu brechen, oder beyzubehalten. Von Paris rief er den Herrn Stanley zurück, der daselbst unter eben dem Titel, wie Herr de Bussy zu London, negociirte, welchem letztern er Pässe zuschickte, um heim zu reisen und alle Maaßregeln nahm, den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen.

Der berüchtigte Haus- und Familientracktat, der so geheim betrieben worden, daß man davon eher nichts erfuhr, als bis er unterschrieben war, ward nun bald bekannt. Er bestand aus acht und zwanzig Artikeln. Die Könige von Frankreich und Spanien schlossen denselben für sich und für den König beyder Sicilien und den Infanten Herzog von Par- 15. August

ma,

1761. ma. Sie errichteten darinn ein ewiges Bündniß unter sich, verbanden sich, diejenige Macht hinführo als eine feindliche Macht zu betrachten, die einem von ihnen feindselig begegnete, garantirten sich wechselseitig alle ihre Besitzungen, sie mögten liegen, in welchem Welttheil sie wollten, und zwar in dem Zustande, worinn dieselben seyn würden, wenn die benannten drey Kronen und der Herzog von Parma mit den andern Mächten Friede hätten, und machten sich anheischig, sich den erforderlichen Beystand zu leisten, den Krieg gemeinschaftlich zu führen, und nicht einzeln Friede zu machen. Noch ward durch diesen Vergleich das Erbfallsrecht in Frankreich, zum Besten der Unterthanen der Könige von Spanien und Sicilien, abgeschaft, und ausdrücklich festgesetzt, daß die Unterthanen der drey Kronen, in ihren allerseitigen Staaten, derselben Rechte, Privilegien und Freyheiten, in Absicht auf Schiffahrt und Handel, genießen sollten, wie die Nationalen, ohne daß die andern Mächte von Europa zu diesem Familienbündnisse zugelaßen werden sollten, oder für ihre Unterthanen, in den Reichen dieser drey Kronen, gleiche Freyheiten und Vorzüge verlangen könnten.

Dies war also das Meisterstück, womit sich der Duc de Choiseul viel wußte, nicht sowohl in der Hofnung, durch dieses Bündniß große Vortheile zu erjagen, als vielmehr in der Zuversicht, dadurch einen weniger schimpflichen Frieden zu bewürken. Er hatte noch einen Gegenstand zum Augenmerk, der eine Diversion machen, die Macht der Feinde Englands vermehren und die Macht dieses Reichs also theilen und schwächen sollte. Portugall nehmlich sollte sich für eine von beyden Partheyen erklären. Konnte man dasselbe von seinem natürlichen Bundesgenossen abwendig machen, so verlohr dieser eine beträchtliche Quelle seines Reichthums; bestand es aber darauf, mit demselben verbunden zu bleiben, so glaubte man, sich eines von allen Seiten offenen Reichs mit leichter Mühe bemächtigen zu können.

Der

Der Minister erhielt für seine Person die schmeichel-
haftesten Belohnungen für seine Arbeit. Außer den 1761.
beyden Departements der auswärtigen Affairen und des Krieges, die er schon hatte, bekam er auch noch das Seedepartement. 13. Octbr.

Die Marine mußte wieder hergestellt werden, und man schafte den Herrn Berryer, der bisher die Direcktion derselben behalten hatte, dadurch auf die Seite, daß man ihm die Siegel gab, die seit dem Fall des Herrn de Machault in den Händen des Königs geblieben waren. Indessen war der Herzog doch so bescheiden, einen Theil der Premierministerschaft an den Grafen de Choiseul abzutreten, der seit kurzem Staatsminister geworden, und vorher Gesandter in Wien gewesen war. Dadurch blieb denn doch das Departement in der Familie; er wußte übrigens auch, daß sein kränklicher, schwacher und träger Vetter ihm gänzlich zu Willen seyn würde, und zu mehrerer Sicherheit behielt er sich den Theil davon vor, der eben jetzt der wesentlichste und wichtigste war, nehmlich die Korrespondenz mit Spanien und Portugall.

Der König von Spanien säumte nicht, demselben auch seiner Seits seine persönliche Zufriedenheit zu bezeigen, und schickte ihm den Orden des golde- 1762.
nen Vließes. Der Dauphin übernahm die Ceremo- 18. Jan.
nie, ihn einzukleiden. Kurz darauf ward er auch 4. März
noch von dem Könige zum Obersten und Chef der Schweitzer und Graubündter ernannt, nachdem der Graf d'Eu abgedankt hatte.

Sobald der Herzog de Choiseul das Departement der Marine erhalten hatte, so beschäftigte er sich sehr damit und schien mit Gewalt wieder Leben und Bewegung hinein bringen zu wollen. Es kam darauf an, Spanien durch mächtige Bemühungen in Ausrüstung der Marine zu blenden. Die Provinz Languedoc, die schon 1744 dem Könige ihren Eifer bewies, und ihm ein Regiment stellte, das sie auf ihre Kosten unterhält, gab noch ein anderes patriotisches Beyspiel, welches mehr Nachahmer fand.

Die

1762. 26. Nov. 1761.

Die zu Montpellier versammelte Stände faßten nehmlich den einmüthigen Entschluß, dem Könige ein Schiff von vier und siebzig Kanonen zu schenken. Dieses Beyspiel war gleichsam ein Signal zur Nachahmung für die reichsten Particuliers von Paris und für alle Kollegia des Reichs. Die Hofbanquiers de **Montmartel** und de la **Borde**, die Kriegszahlmeisters de **Pange** und de **Boullongne**, die Artillerierendanten **Michel** und le **Maitre**, die Livranten der Armee **Marquet** und de **Bourgade** vereinigten sich zur Stellung eines Schiffs von achtzig Kanonen. Die Gesellschaften der Generalfinanzeinnehmer, der Generalpächter, der Rentmeister, die sechs Kaufmannsinnungen der Stadt Paris, die Stadt selbst, die Stände von Bourgogne, die Postverwalter von Frankreich, die Kommerzkammer von Marseille und die Stände von Bretagne, alle diese verschiedene Gesellschaften nahmen es auf sich, jede ein stärkeres oder schwächeres Linienschiff nach dem Verhältniß ihres Vermögens, zu liefern. Der Ministerr, der diesen so würksamen Eifer zu erst in Bewegung gesetzt hatte, zeigte dadurch die innerlichen Hülfsquellen des Reichs. Allein diese Hülfsquellen konnten doch nicht augenblicklich die sieben und dreyßig Linienschiffe und sechs und funfzig Fregatten wieder herstellen, die dieser Krieg gekostet hatte *). Auch konnten sie die Lücke nicht ausfüllen, die mehr als fünf und zwanzig tausend in England gefangen sitzende Matrosen machten, gegen welche man nur zwölf hundert auszuwechseln hatte. Endlich konnten sie auch dem Reiche die Officiers und Generals nicht wieder geben, wovon die besten im Felde geblieben und nur noch solche übrig waren, die sich bloß durch schimpfliche Niederlagen bekannt gemacht hatten. Einer aber fand sich doch, der einen herzhaften Streich wagte, welcher der Kron Spanien einiges Zutrauen einzuflößen dienen

*) Achtzehn Linienschiffe und sieben und dreyßig Fregatten genommen; vierzehn Linienschiffe und elf Fregatten zu Grunde gerichtet; fünf Linienschiffe und acht Fregatten durch Zufall verloren gegangen.

nen konnte. Der Ritter de Ternay nehmlich, ein Schiffskapitän, landet, mit einer Eskadre von zwey Schiffen und eben so viel Fregatten *), auf Terre-neuve, und setzt funfzehn hundert Mann, unter Kommando des Grafen d'Haussonville, ans Land, der sich des Forts St. Johann und der ganzen Insel bemächtigt. Doch war dies nur ein vorüberfahrender Strahl von Glück; denn binnen drey Monathen hatten die Engländer diese Eroberung wieder. 1762. 24. Jun.

Spanien, welches den Krieg mit einer ganz frischen Seemacht anfieng, die groß genug war, um, nebst den Ueberbleibseln der Französischen, der Englischen Marine die Spitze bieten zu können, merkte seinen Fehler bald genug, so lange gewartet, und den noch größern, sich überhaupt eingelaßen zu haben. In weniger als Jahresfrist verlohr es zwölf Linienschiffe, die Insel Cuba, Manilla, über hundert Millionen am Gelde und konnte auch nicht einmahl die Entschädigung erhalten, die es von der Unterdrückung eines Nachbars sich versprochen hatte, dessen Schwäche sein einziges Verbrechen war. Es war die Geschichte von dem Wolfe und dem Lamme. Nachdem Portugal den ersten Spanischen Unternehmungen hatte weichen müssen, that es nun mit Englands Hülfe, das aus seinem Tyrannen jetzt sein Beschützer geworden war, der Spanischen Armee Einhalt, die es, ungeachtet des Beystandes ihres Bundsgenossen, nicht überwältigen konnte. 18. Sept.

Da dieses Probestück eben nicht viel Gutes prophezeyte, so kam man zu den Friedenskonferenzen zurück. Zum Glück war Frankreichs furchtbarer Feind nicht mehr an der Spitze des Englischen Ministerii. Denn da Herr Pitt den Einfluß gewahr ward, den die künstliche Ränke des Herzogs de Choiseul auf die Favoriten des neuen Königs hatten, und immer den Ausspruch anhören mußte, womit man

*) Dem Robuste von vier und siebzig, dem Eveillé von vier und sechszig, der Garonne von vier und vierzig, und dem Licorne von dreyßig Kanonen.

1762. man die Besorgnisse der Pariser zu stillen suchte, der aber in London lächerlich und unglaublich war, daß sich die Engländer durch ihre eigene Progressen zu Grunde richteten: so beschloß er, eine letzte Bemühung zu versuchen. Er erklärte nehmlich im Konseil zu St. James, daß es jetzt Zeit wäre, das ganze Haus Bourbon zu demüthigen; daß man diese Gelegenheit niemahls wieder finden würde, wenn man sie einmahl aus den Händen gelaßen hätte; und wenn seine Meynung hierüber diesmahl nicht durchgienge, so könnte er nicht wieder ins Konseil kommen. Dabey dankte er den Ministern des verstorbenen Königs für ihren Beystand; sagte daß er von dem Volk zur Staatsverwaltung berufen worden, gegen welches er sein Betragen zu verantworten hätte, und daß er für Maaßregeln nicht stehn könnte, die nicht mit Einmüthigkeit, Schnelligkeit und vorzüglich mit der erforderlichen Heimlichkeit betrieben würden. Da diese prophetische Worte den König nicht für seine Meynung einnahmen, so dankte er ab.

Nun waren alle Schwierigkeiten gegen den Frieden bald gehoben. Die neuen Ministers verlangten denselben beynahe eben so eifrig, als Frankreich. Dies beweist eine sonderbare Aneckdote. Man findet nemlich den Ambassadeur des Königs von Sardinien zu London, Grafen de Viry, welcher die Negociationen, unter der Vermittelung des Königs, seines Herrn, betrieb, zu dieser Zeit mit einer starken Annuität *) unter den Pensionairs von Irland mit aufgeführt.

Der Tracktat ward bald nachher geschossen. Die Konferenzen dauerten nicht zween Monathe. Man vergaß, daß der jetzige Krieg bloß daher entstanden war, daß man den vorigen Friedenstracktat nicht genug überlegt, daß man darinn einige Artikel unbestimmt gelaßen und andere auf Schrauben gesetzt hatte; man gieng sogar mit einer Eilfertigkeit zu Werke, mit welcher Privatpersonen einen einigermaßen bedenk-

*) Dies findet sich bestätigt in der in Englischer Sprache geschriebenen Geschichte des Kriegs von 1756.

denklichen Vergleich unter sich schwerlich würden errichtet haben. Und wie bedenklich war nicht der Tracktat, von dem hier die Rede ist! Dem sey wie ihm wolle, Ludewig der XV. der noch immer den Schatten von seiner Größe behielt, sah seinen Feind die Friedenstracktaten in seinem eigenen Pallaste unterschreiben. Denn zu Fontainebleau vereinigten sich der Königliche Minister Herzog de Praslin, der Spanische Ambassadeur Marquis de Grimaldi, und der gevollmächtigte Minister des Königs von England Herzog von Bedford, zu diesem großen Werke. Man erklärte, daß Portugall in diesem Frieden mit begriffen wäre, denn dies mußte sich gefallen laßen, was die großen Mächte seinetwegen beschließen wollten. England dachte aber so wenig daran, für die Vortheile des Königs von Preußen zu sorgen, daß die Ministers dieses Monarchen zu London gegen alles protestirten, was dem Friedenstracktat wegen des Königs, ihres Herrn, einverleibt worden. Dies war inzwischen nicht von Folgen und der Friede in Deutschland folgte bald auf diesen Frieden.

1762.

3. Nov.

So hart und demüthigend auch der Friedenstracktat für Frankreich war, so war es doch nicht nach dem Verhältniß seiner Unglücksfälle und seiner Schwäche. Dies fühlte die Oppositionsparthey in England wohl, und das Volk, das bey Bekanntmachung des Friedens so bestürzt war, als wenn man England Gesetze vorgeschrieben hätte, brach in ein heftiges Murren aus. Dies tröstete den Herzog de Choiseul. In diesem Mißvergnügen sah derselbe schon den Keim der künftigen Unruhen, die er kräftig zu nähren beschloß, und zweifelte gar nicht, dasjenige durch Ränke wieder zu gewinnen, was Frankreich itzt verlohr. Frankreichs Aufopferungen waren erstaunlich groß und schmerzhaft. Es entsagte seinem Stolz, und dies Opfer war das schwerste; entsagte der Wiedergabe seiner Schiffe, die ihm, mitten im Frieden, wider alles Völkerrecht, weggenommen und die die unmittelbare Ursach des ganzen Krie-

1762. ges waren; entsagte seinen Ansprüchen auf Akadien; trat dem Könige von England das völlige Eigenthum von Canada, der Insel Cap Breton und aller Inseln im Laurenzfluß und Meerbusen ab; ließ sich gefallen, den Stockfischfang nicht anders, als bittweise und gleichsam nach dem Belieben des Königs von England, zu betreiben, der demselben, zur Trocknung der Fische, die beyden kleinen Inseln St. Pierre und Miquelon, jedoch unter der Bedingung, abtrat, daß es keine Forts daselbst anlegen und nicht über funfzig Mann Wache dort halten sollte; und ließ sich sogar in seinen nicht angegriffenen Besitzungen einschränken und durch eine mitten im Fluß Missisippi nach seiner ganzen Länge gezogene Linie die Gränzen von Lousiana bestimmen. Bey den Antillischen Inseln machte England, in Absicht auf die neutralen Inseln eine Löwentheilung. Von vieren behielt es drey, und trat auch St. Lucia nur ab, damit sie wegen der höchstungesunden Luft den Einwohnern, die man dahin schicken würde zum Kirchhof dienen sollte. In Afrika behielt England ebenfalls das beste Theil an Senegal und gab Frankreich den schlechtesten, unfruchtbarsten und ungesundesten Theil an der Insel Gorné. Auf der Küste von Koromandel und Orixa gab es zwar die weggenommenen Komptoirs wieder, aber in dem Zustande, worinn sie waren, das heißt, mit niedergerissenen Mauern, verwüstet und öde. Die Stadt und der Hafen von Dünkirchen endlich sollten in dem Zustande zurückgegeben werden, worinn sie vorher gewesen waren, und nach dem Aachener Friedenstracktat seyn mußten; dazu sollten Königlich Englische Kommissarien sich daselbst aufhalten, um für die Erfüllung dieses Artikels zu wachen, und diese Kommissarien sollte der König von Frankreich besolden. Spanien mußte davor, daß es sich hatte gelüsten laßen, sich ein wenig in diesen Krieg zu mengen, Florida und die Bay von Pensakola an England abtreten; letzterem das Fällen des Kampescheholzes in der Bay von Honduras erlauben, und seine Ansprüche auf die Fischerey bey Terre-neuve fahren laßen.

Es

Es wäre hier der Ort, zu untersuchen, ob so viel harten und kränkenden Punkten auch noch ein geheimer, für Großbritannien ungleich nützlicherer und glorreicherer Artikel beygefügt und dadurch die kleine Anzahl von Schiffen, die Frankreich nur sollte halten dürfen, bestimmt worden. Das Gerücht davon hat sich lange erhalten, und ein unwissender Schriftsteller *), der sich seit kurzem auf die unverschämteste Weise für das Werkzeug der Regierung und für den Rächer der Nation ausgiebt, hat sich unterstanden, diese Behauptung als eine zuverläßige und ungezweifelte Wahrheit anzuführen; es ist ihm aber auch auf der Stelle von dem zu diesem Frieden gevollmächtigten Französischen Gesandten, Herzog de Nivernois, den damahligen Ministern, Herzogen de **Choiseul** und de **Praslin**, und sogar durch ein Arret des Konseils **), das seine Behauptung für falsch und abgeschmackt erklärt, widersprochen worden. Nachdem der Herzog de **Praslin**, in seinem vortrefflich geschriebenen Briefe, die Scharteke, wovon die Rede ist, mit der Verachtung genannt hat, die der Verfasser derselben verdient, so erklärt er, daß er sich bloß dabey aufhält, weil das Ministerium den Druck und die Bekanntmachung dieses Wisches geduldet hat, wodurch derselbe schiene, bey den Lesern einen Glauben zu finden, den er nicht verdiente. Uebrigens macht derselbe eine Anmerkung, die überzeugender ist, als alles, was man darüber sagen könnte, diese nehmlich, daß man seit diesem Frieden ohne Unterlaß an der Wiederherstellung der Marine gearbeitet, und daß England dieses zwar mit unruhigen und eifersüchtigen Augen angesehen, sich aber niemahls darüber beschwert hat, weil es wohl wußte, daß es kein Recht hätte, sich dagegen 1762.

*) Der Herr **Caron de Beaumarchais**, Verfasser eines Werkgens, das den Titel führt: *Observations sur le memoire justificatif de la cour de Londres &c.* (Anmerkungen über die Rechtfertigungsschrift des Londoner Hofes, u. s. w.

**) Vom 19. December 1779.

1762. zu widersetzen. Die Oppositionsparthey würde gewiß nicht so aufgebracht gewesen seyn, wenn dieser Artikel wäre festgesetzt worden. Er wäre der wichtigste gewesen und den Pitt gewiß nicht ausgelaßen hätte, denn dadurch wäre Frankreich auf ewig von der Mitbewerbung um die Herrschaft zur See ausgeschlossen gewesen. Noch eine Bedingung dieses Tracktats, die der erwehnten Parthey auffiel, und die würklich ein Hauptfehler war, wie denn das Englische Ministerium solches jetzt durchaus selbst fühlen muß, war die Wiedergabe von Guadaloupe und Martinique, diesen mächtigen Kolonieen, die durch ihre Bevölkerung, durch ihren Reichthum, und hauptsächlich durch ihre Lage, den Handel der Franzosen leicht wieder beleben und dieselben in einen blühenden Zustand auf den Antillischen Inseln festsetzen konnte. Es ist ausgemacht, daß wenn England die Abtretung derselben verlangt hätte, man deshalb doch den Frieden gemacht hätte, der einmahl schlechterdings zur Nothwendigkeit geworden war.

Dieser Krieg und selbst dieser Friede waren ein grausamer aber heilsamer Unterricht für Ludewig den XV. wenn er sich nur denselben zu Nutze zu machen gewußt hätte. Er hätte daraus lernen können, daß ein Reich, es sey so mächtig, als es wolle, leicht in Aonahme kommen, und binnen wenigen Jahren vom Gipfel des Glücks auf die tiefste Stufe der Erniedrigung herabsinken kann; daß die zahlreichsten und geübtesten Armeen, ohne Mannszucht und Gehorsam, nie über eine Handvoll Spartaner siegen können, daß der Handel, diese beständige Nahrung der Reichthümer eines Staats, ohne den beständigen Schutz der Königlichen Marine, nicht bestehen, und letztere sich nicht anders, als in der Schule des erstern, bilden kann: daß die Schätze nur zum Verderbniß und zum Untergange gereichen, wenn sie nicht gut verwaltet werden; und endlich, daß keine Regierung gut, die sich nicht auf Wichtigkeit gründet, kein König groß, der nicht selbst regiert, und kein Monarch glücklich ist, wenn er nicht die Liebe seiner Unterthanen hat. Ach!

Ach! Ludewig der XV. wußte das alles, und war zu schwach, diese Regeln zu befolgen. Er erschrack über die Unordnung, worinn der Krieg alle Theile seines Reichs gestürzt hatte. Er suchte nur, sich selbst zu blenden und zu betäuben, um es nicht zu sehn und daran zu denken; und stürzte sich immer mehr und mehr in Unthätigkeit und Schwelgerey. Das werden wir nun in der letzten Epoche seiner Regierung gewahr werden, die wir oben mit dem von den fabelnden Poeten erwehnten eisernen Jahrhundert verglichen haben. 1762.

Wenn irgend etwas noch im Stande gewesen wäre, diesen Fürsten zur Tugend und zu seiner Pflicht zurück zu bringen, so hätten es die grausamen Verluste nothwendig bewürken müssen, die er hinter einander erlitt. Sie dienten aber zu nichts, als seine Fühllosigkeit zu beweisen und zu bestärken; wenigstens machten sie nur leichte Eindrücke auf denselben, von denen er sich gleich, so wie von dem Nachdenken über das Unglück des Staats, zu zerstreuen suchte.

Die Infantinn Herzoginn von Parma, die nach Versailles gekommen war, um die Liebkosungen ihres Durchlauchtigen Vaters zu genießen, der sie immer sehr geliebt hatte, war die erste, die vor seinen Augen starb; die Kinderblattern rafften sie hin. Ihr Tod hätte ihm um so mehr nahe gehn müssen, da diese Prinzessinn seine Vertraute war, und er seinen Verdruß oft in ihren Busen auszuschütten pflegte. So schrieb er derselben einst; „Sie haben so lange gearbeitet, bis sie mich gezwungen haben, den Machault, diesen Mann nach meinem Herzen, abzuschaffen. Ich werde mich niemahls darüber zufrieden geben" *). Dieser Ausdruck ganz allein könnte Ludewig den XV. schildern, wenn es auch tausend ähnliche nicht thäten. 6. Nov. 1759.

*) Der Baron de Houze, Gevollmächtigter Minister des Königs bey den Fürsten und Ständen des Niedersächsischen Kreyses, muß diesen Brief im Original gelesen haben.

Auf diese erste Warnung folgte der Tod der Prin-
1762. 5. Merz zessinn de Condé, die weder ihre Schönheit noch ihre
1760. Tugend; und des Grafen de Charolois, den we-
22. Jul. der seine starke und gesunde Leibesbeschaffenheit, noch
auch das thätigste Leben, vom Tode retten konnten.
Bald darauf erfolgte eine nachdrücklichere Warnung,
die noch lauter sprach. Der Herzog von Bourgogne,
des Dauphins ältester Sohn, kränkelte über ein Jahr,
22. Merz und mußte endlich, aller Hülfsmittel ungeachtet, un-
1761. terliegen. Dieser junge Prinz, hatte, beym Spielen mit einigen vornehmen Kindern seines Alters, einen Fall gethan, und solches verschwiegen, damit derjenige, der daran Schuld war, nicht sollte bestraft oder gescholten werden. Es zeigte sich eine Geschwulst. Die Aerzte, die die wahre Ursach nicht wußten, schrieben den Zufall einer falschen zu. Es ward zu einer Operation geschritten, die er mit einer über seine Kräfte gehenden Unerschrockenheit und Standhaftigkeit aushielt, und mit einem noch mehr zu bewundernden Muthe sich schlechterdings weigerte, den Urheber des Falles nahmhaft zu machen, den er mit immer gleicher Freundlichkeit begegnete.

Helvetius, um die Zärtlichkeit unter Verwandten zu erklären, die nicht rückwärts würkt, sondern immer heftiger würkt, jemehr die Verwandschaft vorrückt, sagt, daß Großväter ihre Enkel nur deshalb so zärtlich lieben, weil sie in denselben die Feinde ihrer Feinde erblicken. Wenn man diese Behauptung so ganz buchstäblich nimmt, so ist sie auffallend und schon grausam zu seyn. Unter der gehörigen Einschränkung aber ist sie sehr vernünftig und würklich philosophisch. Denn der Mensch, der, vermöge eines geheimen Triebes, vor der Vernichtung zurückbebt, sieht, ohne es zu wollen, diejenigen ungern, die ihn am unmittelbarsten daran erinnern, weil sie es sind, die ihn wegdrängen und seine Stelle einnehmen sollen. Seine Enkel hingegen, die von der Natur dazu bestimmt sind, an seinen Kindern ein Gleiches zu thun, führen ihn auf den Begriff einer Ergebung in das Schicksal zurück, die dadurch tröstender

stender wird, daß alle lebendige Wesen ohne Unterschied diesem Verhängniß unterworfen sind. Aus dieser Ursach, ohne Zweifel, zeigte Ludewig der XV. der sonst von Natur ein guter Vater war, mehr Betrübniß bey dem Tode des Herzogs von Bourgogne, als nachher bey dem Absterben seines einzigen Sohnes. Zum Glück blieben ihm noch drey Enkel übrig, das heißt nach der Meynung des Helvetius, drey Feinde seiner Feinde. 1764.

Die harte Krankheit, womit die Marquise de Pompadour, auf einer Lustreise nach Choisi, befallen ward, und die sich in eine Abzehrung endigte, die sie dem unvermeidlichen Tode entgegen führte, würde für die bloße Freundschaft, geschweige denn für die Liebe, ein Herzzerreißendes Schauspiel gewesen seyn. Ludewig der XV. der gleich von Anfang darauf drang, daß die Aerzte ihm nichts verhehlen sollten, nahm den ihm angekündigten Streich unerschüttert an; betrug sich aber so gegen die Favorite, als wenn er das Gegentheil geglaubt hätte. Er bewies derselben nicht allein alle die Achtsamkeit und Sorgfalt, die einem Kranken so tröstend ist, sondern fuhr auch fort, sie über die Staatsangelegenheiten um Rath zu fragen. Die Ministers, und überhaupt alles, blieb ihr so ergeben, als vorher. Sie starb, so zu sagen, mit den Zügeln der Regierung in der Hand. Wenige Stunden vor ihrem Ende stattete ihr noch Herr Jeannet den gewöhnlichen geheimen Rapport vom Postwesen ab. Alle Morgen brachte der diensthabende Kammerjunker, Herzog de Fleuri, dem Könige einen von den Aerzten über das Befinden der Marquise ausgestellten Zettel, und da dieselbe von Choisi nach Versailles gebracht war, so genoß sie das Vorrecht, das, außer der Königlichen Familie, niemanden zugestanden wird, im Schlosse krank zu seyn und zu sterben; denn 15. April alles, was an das Elend und das Ende des menschlichen Lebens erinnern kann, wird sorgfältig von diesem Schlosse entfernt. Sobald sie aber todt war, ward ihr Leichnam herausgeschleppt und auf einer

1764. Tragbahr nach ihrem Hause in der Stadt gebracht, Ludewig der XV. aber stand am Fenster und sah kalt und ungerührt den Körper vorbeytragen. Dadurch bewies er doch wohl die höchste Fühllosigkeit. Zuverläßig war alle Liebe für dieselbe in dem Herzen des Monarchen erloschen. Allein wer kann ohne Thränen eine zwanzigjährige Verbindung zerreißen sehn? Ueberdies ließ ihn diese Trennung ganz allein und abgesondert in seiner Familie zurück, von welcher die Marquise ihn immer mehr und mehr zu entfernen suchte. Der Königinn war er überdrüßig; fürchtete sich vor den strengen Grundsätzen seines Sohnes und der Dauphine; und konnte sich noch weniger in die Moral der Prinzessinnen schicken, die sich mit nichts als mit den geringfügigen Ceremonien der Andächteley beschäftigten. Das Herz seiner Unterthanen hatte er schon längst verlohren, den Haß derselben aber hatte er doch immer mit der Marquise getheilt, und nun fiel derselbe auf ihn allein. Seiner Trägheit selbst fiel die Last der Staatsgeschäfte unerträglich, die ihm seine Maitresse sonst abgenommen hatte, und die nun bey ihrem Absterben mit doppeltem Gewicht wieder auf seine Schultern zurück fielen. Die Ministers, und besonders der Herzog de Choiseul, die nun, jeder in seinem Fach, eine viel höhere Gewalt erwarben, nahmen ihm diese Last ab, als die einzige, gegen welche er nicht fühllos war.

Uebrigens verdiente die Marquise, die das ganze Land mit so vielem Recht verfluchte, würklich die Zärtlichkeit und Zuneigung ihres Durchlauchtigen Liebhabers. Bey der Untersuchung dieses Punktes finden wir vielleicht, wo nicht die Rechtfertigung, doch den Grund seiner Unempfindlichkeit. Zum grossen Unterschiede von der Madame de Mailly, liebte Madame de Pompadour niemahls den König um sein selbst willen. Eben so wenig suchte sie sich, nach dem Beyspiel der Herzoginn de Chateauroux, aus edlem Ehrgeitz dem Throne zu nähern, um den König zur Erwerbung eines Ruhms anzufeuern, dessen Glanz auf sie zurückstrahlen und ihre Schande

bedecken konnte. Es fehlte ihr nicht am Verstande, aber er beschäftigte sich nur mit kleinen Dingen, und alle ihre Leydenschaften trugen den Stempel einer kleinen Seele. Sie liebte das Geld und sah in dem Range, der ihr bestimmt war, auf nichts, als auf die größere Leichtigkeit, Geld zu erwerben, und ihrem ausschweifenden Hange zum Luxus und zu Läppereyen genug zu thun. Wenn die Künste bey ihr Gunst und Schutz fanden, so geschah dies nur immer in dieser Rücksicht, und es traf auch nur solche Künste, die ihrem Geschmacke schmeichelten. Sie herrschte, weil sie mit einem Fürsten zu thun hatte, der beherrscht seyn wollte, und mußte die Zügel der Regierung fassen, damit sie nicht in andre Hände kämen. Die Favoritinn war, vermöge ihrer Gemüthsart, gleichfalls gemacht, beherrscht zu werden, und daher regierten Herr de Machault, der Kardinal de Berins, der Marschall de Belle-ile, und der Herzog de Choiseul, einer nach dem andern, das Land, weil sie die Maitresse beherrschten. In ihrem Hause gieng es eben so; ihre Leute machten mit ihr, was sie wollten. Da sie selbst nicht die geringste Starkmüthigkeit besaß, so konnte sie auch Ludewig dem XV. keine mittheilen, und so war sie also die gefährlichste und schädlichste Maitresse für ihn und sein Volk. Aus dieser Quelle entsprang der Mangel einer ordentlichen Regierung für Frankreich nebst tausend Uebeln und Unordnungen! 1764.

Nach dieser ihrer Gemüthsart hätte man nicht erwarten sollen, daß Madame de Pompadour den Tod ohne Murren und mit standhaftem Heldenmuthe stufenweise würde herankommen sehen. Der Ort, wo sie war, und die Denkungsart des Königs machten es nothwendig, daß sie die letzten Pflichten der Religion beobachten mußte, welches sie denn auch ohne Prahlerey und ohne Kleinmuth that. Sie bat ihre Hausgenossen und alle anwesende Hofleute mit lauter Stimme um Vergebung des denselben gegebenen Aergernisses. Das sonderbarste bey diesem Auftritt ist, daß die Priester von ihr, bey ihrem offenbaren

doppel-

1764. doppelten Ehebruch, nicht verlangten, was sie doch bey bloßer Hurerey fordern, nehmlich daß die Beyschläferinn den Aufenthalt ihrer Ausschweifungen verlaßen soll, sondern daß sie diese ihre Abbitte in dem Schlosse that, das zwanzig Jahre lang der Schauplatz ihres Verbrechens gewesen war. Allein die Herren Hofgeistlichen sind gute nachgebende Leute; es hieß also, sie wäre zu krank, um weggebracht zu werden. Denselben Tag, da sie ihre Auflösung erwartete, besuchte sie der Pfarrer des Kirchspiels der heiligen Magdalene, in welchem ihr Pallast zu Paris lag; als derselbe von ihr Abschied nahm, sagte sie ihm: **Verziehen Sie doch ein wenig, Herr Pfarrer! wir gehen zusammen.** Ihre erste Kammerfrau, Madame du Hausset, drückte ihr die Augen zu. Diese war die Wittwe eines vornehmen Mannes; aus Noth hatte sie sich an die Favoritinn gehangen; sie war kaltsinnig, verschwiegen, ohne Liebeshändel, sogar andächtig, diente derselben beynahe zwanzig Jahr und hatte bey diesem Dienste ein sehr mäßiges Vermögen erworben.

Von allen Grabschriften auf die Marquise, die die Schmeicheley oder die Satire ausgeheckt hat, wollen wir nur folgende aufzeichnen, weil sie kurz ist und viel Nachdruck und Wahrheit hat:

Ci gît, qui fut quinze ans pucelle,
Vingt ans catin, puis huit ans maquerelle *)

(Hier liegt, die funfzehn Jahr die Jungferschaft behalten, und zwanzig Jahr gehurt, und dann acht Jahr gekuppelt.)

Wenn ein Frauenzimmer diese drey Rollen geschickt spielt, so ist kein Glück, keine Hoheit, keine Gewalt,

*) Man hat auch eine lateinische Grabschrift gemacht, die ob sie gleich auf ein Wortspiel hinausläuft, ihrer Wahrheit wegen schätzbar ist:

D. D. JOANNIS POISSON EPITAPHIUM:
Hic Piscis Regina jacet, quæ Lilia suxit
Per nimis; an mirum, si floribus occubat albis?
Obiit die 15. Aprilis anno 1764.

walt, wozu es nicht, nebst allem, was ihm angehört, gelangen könnte. Bey dem allen erblickt man doch in der Familie der Madame de Pompadour eine ganz neue und ungewöhnliche Erscheinung, nehmlich einen gewissen Poisson de Malvoisin, der innerhalb fünf und zwanzig Jahren von Trommelschläger Marechal de Camp geworden, und dabey noch dazu in seinem Avancement, durch die demüthigende Weigerung der Officiers von des Königs Regiment, ihn unter sich aufzunehmem, aufgehalten worden *). Uebrigens läßt sich nicht genau angeben, wie viel Millionen 1764.

*) Herr de Poisson de Malvoisin war Trommelschläger bey dem Regiment von Piemont. Als derselbe die Erhebung seiner Cousine erfuhr, besuchte er dieselbe und bat sie, ihm weiter fortzuhelfen. Sie war dazu bereit, unter der Bedingung, daß er einen Stand verlaßen sollte, worinn es zu schwer seyn würde, ihn in die Höhe zu bringen. Er erklärte aber, daß sein Geschmack für den Soldatenstand entschieden, er dabey zu bleiben Willens, und sie mächtig genug wäre, ihn in demselben, so gut als in einem andern, zu avanciren. Der Herzog de Biron, der damals das Regiment des Königs hatte, war einer von den Höflingen, der dieser Favorite am fleißigsten den Hof machte. Sie machte sich diesen Umstand zu Nutze, und bezeigte demselben ihr Verlangen, ihrem Vetter bey seinem Korps als Officier angesetzt zu sehn. Er hatte die Niederträchtigkeit, ihn anzunehmen, und die Officiers den Muth, ihn zurückzuweisen. Sie begegneten dem ausgeputzten Trommelschläger ganz höflich, erklärten ihm aber offenherzig, daß, ob sie ihn gleich für einen ganz braven Mann hielten, er am Ende doch unterliegen würde, es wäre denn, daß er das Glück hätte, das ganze Corps Officiers, einen nach dem andern, im Zweykampf zu erlegen. Er gieng also wieder ab. Madame de Pompadour, deren Eitelkeit dadurch grausam gedemüthigt war, wollte ihren Willen haben, und das Regiment bestraft wissen. Es war Krieg, und die Sache ward dadurch schwieriger. Man suchte sie also zu besänftigen, und machte ihren Vetter zum Dragonerlieutenant. Nachher ward derselbe Kapitän, kam darauf unter die Karabiniers, u. s. w.

1764. nen der Marquis de Marigny von seiner Schwester geerbt hat. Bloß die Versteigerung ihrer Mobilien dauerte ein ganzes Jahr. Dies war ein Schauspiel, das viele aus Neugier besuchten; denn man bekam daselbst Seltenheiten zu sehen, die man noch nie gesehen hatte. Alle Welttheile schienen dem Luxus der Marquise zinnsbar gewesen zu seyn. Wenn man den Reichthum und die Kostbarkeit des Nachlasses dieser Maitresse des Königs mit der einfachen Lebensart und der würklichen Armuth der Madame de Maintenon vergleicht, da diese leztere, als Wittwe Ludewig des XIV. sich in die Einsamkeit von Saint-Cyr begab, so sieht man leicht, wie verschieden ihre Gemüthsart gewesen, und wie verschieden auch die Stelle seyn muß, die ihnen das Andenken der Nachwelt bestimmen wird, und, man begreift alsdann, warum Ludewig der XV. der für seine Maitresse unmöglich Hochachtung haben konnte, sondern dieselbe nur aus Noth behielt, und sie doch loß zu werden wünschte, sie so bald vergessen konnte.

Aber was vergaß auch nicht Ludewig der XV.? Sogar seinen einzigen Sohn, dessen Tod ganz Frankreich in die tiefste Trauer versezte. Die Nation hatte sich lange Zeit aus diesem Prinzen nicht viel gemacht, zulezt aber hatte er sich durch die Strengigkeit seiner Sitten, durch die Staatsklugheit seiner Aufführung, durch den standhaften Eifer, alle seine Pflichten in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen, um sich zur Regierung tüchtig zu machen, und endlich vorzüglich durch den Abscheu, den er gegen das Laster bewies, und durch sein unablässiges Bestreben, keine andre, als tugendhafte und biedre Menschen, oder doch solche um sich zu haben, die sich wenigstens das Ansehn davon zu erheucheln wußten, der Nation ehrwürdig gemacht. Besonders muß sein Andenken den Franzosen, wegen eines Zuges von häußlichem Heldenmuthe, theuer bleiben, der um so größer war, da er sich bloß auf die Vortreflichkeit seines Herzens gründen konnte, das ihn dazu antrieb, und mit dem Bewußtseyn, recht gehandelt zu haben, belohnte;

und da das Opfer, wozu er sich bequemte, täglich wiederhohlt, und durch die Standhaftigkeit, bey seinem Entschlusse zu beharren, mit jedem Tage größer ward. Er hatte nehmlich das Unglück gehabt, einen seiner Stallmeister auf der Jagd zufälliger Weise zu verwunden, und war darüber untröstlich; er nahm sich daher vor, ein Vergnügen zu entbehren, das ihm so traurig gewesen war, und unterlag in der Folge niemals wieder den häufigen Anreizungen, dieser Lustbarkeit beyzuwohnen. In den ersten Augenblicken seiner Verzweiflung, versuchten die jungen Edelleute, die um denselben waren, ihn durch die Vorstellung zu beruhigen, daß die Wunde vielleicht nicht tödtlich wäre. **Muß ich denn eben einen Menschen ums Leben gebracht haben**, rief der Prinz, **um mich zu grämen?** Wenn man auch aus seinem Leben nichts, als diese einzige Antwort aufbehalten hätte, so würde dieselbe hinreichend seyn, zu zeigen, wie sehr ein Prinz die Krone verdiente, der die Menscheit so in Ehren hielt

1764.

August 1757.

Ungefehr um die Zeit, als Madame de Pompadour starb, ward man gewahr, daß der Dauphin, der bis dahin sehr gesund und munter gewesen war, anfieng abzuzehren. Er nahm unvermerkt ab, seine frische Gesichtsfarbe verlohr sich, und die schöne Röthe seiner Wangen erbleichte. Man konnte nicht mehr daran zweifeln, daß ihn eine geheime Krankheit verzehrte; man forschte nach der Ursach derselben, und jedermann machte seine Muthmaßungen darüber. Man hat vorgegeben, daß der Prinz sich eine Flechte oder Zittermaal habe vertreiben wollen, und daß die davon zurückgetriebene Feuchtigkeit ihm auf die Brust gefallen sey. Da aber die Dauphine dem Geschichtschreiber ihres Durchlauchtigen Gemahls diese Aneckdote nicht angegeben hat, so muß man dieselbe für eine Erfindung halten. Es ist wahrscheinlicher, daß, nach ihrer Angabe, sein Kummer über die Religionszwistigkeiten, und hauptsächlich über die Abschaffung der Jesuiten, der Grund seiner Krankheit gewesen. Dem sey wie ihm wolle,

nach-

1765. nachdem der Gebrauch der Weintrauben, die er statt aller Nahrung genoß, einige Hofnung zur Besserung gegeben hatte, erhitzte sich der Prinz zu sehr bey dem Manövers im Lager bey Compiegne, wovon er ein großer Liebhaber war, bekam davon einen starken Schnupfen, und man sahe bald, daß seine Brust angegriffen war. Er wollte aber deshalb nichts an seiner Zurückreise von dort und von Fontaineblau ändern, von wo man denselben aber unmöglich weiter bringen konnte. Der König betrug sich gegen ihn, wie er sich gegen Madame de Pompadour betragen hatte, und ließ es an dem Aeußerlichen gar nicht ermangeln. Er war so gefällig, an diesem traurigen und ungesunden Orte bis an den Tod seines Sohns zu verweilen. Man berechnete aber die letzten Augenblicke desselben, und dies verursachte dem Durchlauchtigen Sterbenden ein grausames Schauspiel, daß nur die Religion erträglich machen konnte. Er konnte aus seinem Bett alles sehen, was im Schloßhofe vorgieng, und dies machte ihm zuweilen eine Zerstreuung. Als er sich aber seinem Ende näherte und die Abreise des Hofes auf den Augenblick angesetzt war, da er verscheiden würde, so eilte jedermann, sich zur Abreise zu rüsten, um wegzukommen, ehe der ganze Hof aufbräche, der sehr zahlreich war. Der sterbende Prinz sahe also, wie man die Packete aus den Fenstern schmiß und aufladen ließ, und sagte zu seinem Arzte La Breuille, der den Gedanken vom Tode ihm benehmen, und ihm noch Hofnung machen wollte: **Ich muß ja wohl sterben; denn ich mache zu viel Menschen ungeduldig.**

Der König hatte dem Großallmosenierer aufgetragen, seinen Sohn während dem Todeskampfe, nicht zu verlaßen, und bey seinem Sterben gegenwärtig zu seyn. Sobald derselbe also den Prälaten wieder kommen sah, schloß er daraus, daß der Prinz todt wäre. Er entschließt sich auf der Stelle, läßt den Herzog von Barry, den ältesten Sohn des Dauphins, hohlen, und nachdem er denselben, nach Maaßgabe der Umstände, angeredet, führt er ihn

zu

zu seiner Durchlauchtigen Mutter. Beym Eintritt sagt er zu dem Pförtner: Meldet den König und den Dauphin. Die Prinzessinn fühlte die Bedeutung dieses neuen Ceremoniels, warf sich dem Könige zu Füßen, und bat um seine Gnade für sich und ihre Kinder. 1765.

Dem letzten Willen des Dauphins gemäß ward bloß sein Herz nach Saint-Denis, der Körper aber nach Sens gebracht. Sein Leichenbegängniß ward im ganzen Königreiche mit einem Eifer und einer Herzlichkeit gefeyert, wovon man sich keines Beyspiels, selbst nicht bey Königlichen Leichen, zu erinnern weiß. Unter der ganzen Menge der zu Ehren dieses Prinzen gehaltenen Leichenreden ist keine so schön, als die zwey Zeilen, die Voltaire unter sein Bildniß gedichtet hat:

Connu par ses vertus, plus que par ses travaux,
Il sçut penser en sage, & mourut en heros.

(Berühmter durch seine Tugend, als durch Thaten, dachte er wie ein Weiser, und starb als ein Held.)

Der Tod eines tugendhaften Prinzen ist ein allgemeines Unglück. Auch Fremde beweinten ihn, und der Docktor Maty, ein berühmter Gelehrter in England, der die Empfindungen seiner Landsleute kannte und zu schätzen wußte, schrieb, von England aus, an den Herzog de Nivernois folgendes.

„Erlauben Sie einem Fremden, mit Ihnen und „Ihres Vaterlandes Thränen die seinigen zu vermi„schen. Den Germanicus, den die Römer be„weinten, beweinten auch ihre Nachbarn, und selbst „die Feinde ihres Reichs. Wenn der Dauphin noch „auf unsere Erde herabsieht, so erblickt er in diesem „Augenblick gewiß lauter Französische Herzen.“

Wenn Ludewig der XV. den Tod seines einzigen Sohnes auf der einen Seite mit seiner gewöhnlichen Fühllosigkeit ertrug, so betrug er sich von der andern Seite gegen die Dauphine auf eine Art, die sie hätte trösten können, wenn sie über den unersetzlichen Verlust, den sie gelitten hatte, zu trösten ge-

1765. wesen wäre. Er wollte sie durchaus die Veränderung ihres Schicksals nicht empfinden laßen. Er gab ihr eine stärkere Wache, und ein Zimmer unter dem seinigen, welches sie zu wünschen schien, und ließ eine geheime Treppe anlegen, wodurch sie zu ihm kommen konnte. Alles was Höflichkeit und Zuneigung eingeben kann, ward angebracht, und sogar in seinem Zimmer ein Glöckgen befestigt, wovon der Drat in ihre Kammer gieng, um ihr die Mühe des Treppensteigens zu ersparen. Als er befragt ward, was für einen Rang die Prinzeßinn hinführo am Hofe haben sollte, gab er zur Antwort: „Nur die „Krone allein giebt den höchsten Rang auf eine ent„scheidende Weise. Die Mütter haben denselben über „ihre Kinder nach dem natürlichen Rechte; die Dau„phine soll ihn also auch über ihren Sohn haben, „bis dieser König wird."

So viel Achtung, Freyheiten und Vorzüge konnten die Würkung nicht hervorbringen, welche der König so aufrichtig wünschte, nehmlich, den Kummer der Dauphine zu versüßen, und zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit etwas beyzutragen. Diese war zerstört, weil sie ununterbrochen bey dem Dauphin schlief, bis er auf das Sterbebett geworfen ward, und nachher oft bey ihm wachte, auch ganze Stunden unter den Bettvorhängen aushielt und die tödtenden Dünste des Sterbenden einschluckte, wovon ihre Brust angegriffen und dieser Zufall durch den Gram, dem sie sich überließ, und der sobald aus den leichtesten Krankheiten die schwersten machen kann, bald unheilbar ward. Nach funfzehn Mo-
13. May nathen folgte sie ihrem Gemahl und ward an seiner
1767. Seite beygesetzt, welches sie vom Könige erbeten hatte. Ein denkwürdiges Beyspiel ehelicher Liebe, die in der Welt und vorzüglich am Hofe so selten ist! Diese Prinzeßinn war nicht minder ein Beyspiel mütterlicher Zärtlichkeit. Sie hatte es immer als ihre erste, unverletzlichste und heiligste Pflicht betrachtet, über die Erziehung ihrer Kinder zu wachen. Sie theilte diese Sorgfalt mit dem Dauphin, so lange

lange derselbe lebte, und übernahm sie ganz nach seinem Tode. Die lateinische und französische Sprache, die geistliche und weltliche Geschichte, die Pflichten ihres Standes und der Religion, alles trieb diese tugendhafte und gelehrte Prinzessinn mit demselben, und erfüllte diese ihre Pflicht, ihrer Abzehrung und Schwachheit ungeachtet, bis den Tag vor ihrem Tode. 1766.

Dieser traurigen Begebenheit war eine andre von derselben Art vorhergegangen, die zu frühzeitig, wiewohl in einem sehr hohen Alter, erfolgte, und durch die Umstände auffallend ward. Der König Stanislaus, den die Liebe seiner Lothringer gern unsterblich gemacht hätte, wenn Gott ihre Wünsche hätte erfüllen wollen, genoß noch einer vollkommenen Gesundheit, als er einst allein am Kaminfeuer saß, und ein Zipfel seines Schlafrocks Feuer faßte. Man konnte ihm nicht schnell genug zu Hülfe kommen und er büßte durch diesen grausamen Vorfall das Leben ein. Durch einen Zusammenfluß seltner Februar. Unglücksfälle ward endlich auch die Königinn von einer unbekannten auszehrenden Krankheit befallen, der die Aerzte den neuen oder vielmehr erneuerten Nahmen *Coma vigil* (wachende Schlafsucht) gaben, um dadurch den Zustand der Königinn auszudrücken, deren Seelenkräfte zu würken aufhörten, ohne daß ihre Sinne einer wirklichen Ruhe genossen. Nachdem sie abwechselnd besser und schlimmer geworden, und verschiedene Monate verflossen waren, ohne daß man Hofnung zu ihrem Aufkommen haben konnte, mußte sie endlich unterliegen und gab ungefehr in eben so viel Zeit, als zwischen dem Tode des Dauphins und der Dauphine verstrichen war, den Geist 25. Jun. auf.

Wir wissen recht gut, was man für Gerüchte über die mehresten dieser Todesfälle ausgesprengt hat, die so auf einander folgten, und alle außerordentlich, obgleich verschieden, alle langsam und schleichend waren, die man alle voraus sehen, und gleichsam auf gewisse Zeitpunkte berechnen konnte, die also fast

1768. bestimmt und periodisch waren. Wir halten aber diese Gerüchte bloß für die Frucht der überspannten Einbildungskraft gewisser Politiker, die nach romanhaften Anekdoten lüstern sind, und die gefährlichsten Verbrechen für eben so leicht gethan, als ausgesprochen, ansehn. Diese Gerüchte gründen sich auf eine vorgängige Voraussetzung, daß der an Ludewig dem XV. versuchte Meuchelmord seinen Grund in einem tiefversteckten Komplot gehabt habe. Und da man ein geheimes Verbrechen gemeiniglich demjenigen zuschreibt, dem es Nutzen bringen kann, so hatte man die Abscheulichkeit so weit getrieben, den muthmaßlichen Thronerben selbst in Verdacht zu haben. Zum Unglück, oder vielmehr zum Glück, wird dadurch in den Berechnungen dieser unverständigen Forscher ein großer Querstrich gemacht, daß Madame de Pompadour in dieser Reyhe gefallener Opfer das erste war; daß man vernünftiger Weise nicht glauben kann, daß eine und eben dieselbe Art Hand diese Favoritinn und zugleich den Daphin, die Dauphine und die Königinn vergiftet haben sollte; und daß man in diesem Falle zwo Partheyen von Giftmischern am Hofe annehmen müßte, die wechselsweise gegeneinander gestritten und sich gleichsam um die Wette in dergleichen Grausamkeiten geübt hätten, und zwar ohne einigen andern Nutzen, als daß sie es ungestraft hätten thun können, unterdessen daß der König, wenigstens durch sein Stillschweigen, dieses abscheuliche Spiel gebilligt, und sich an dem barbarischen Vergnügen geweidet hätte, die liebsten Personen seines Familie um sich herum würgen zu sehen. Wenn man Ludewig dem XV. nicht das Herz eines Nero, oder die Verstellung eines Tiberius, belegen will, so hätte ja dieses für ihn eine unaufhörliche Marter seyn müssen, die selbst dem schwärzesten Verbrecher unausstehlich wäre. Alle diese Widersprüche, diese Abgeschmacktheiten und abscheuliche Folgen fließen aus der Voraussetzung einer Thathandlung, ohne welche alle übrige unwahrscheinlich sind und über den Haufen fallen. Nach

aller Wahrscheinlichkeit waren hier keine andre Mörder im Spiele als die Aerzte. 1768.

Ein Zeichen der Zärtlichkeit, das der König bey dem Tode der Königinn blicken ließ, macht es glaublich, daß dieser ihn am meisten rührte. Herr de Lassone, ihr erster Leibarzt, war, der Gewohnheit nach, gekommen, dem Durchlauchtigen Gemahl diese traurige Nachricht zu hinterbringen. Er folgt demselben, tritt ins Zimmer, geht an das Bett, in dem der Körper liegt, und umarmt zum letztenmahl den entseelten Leichnam. Darauf läßt er sich vom Herrn de Lassone alles erzählen, was die letzten Stunden der Königinn betrift. Der Docktor wird bey der Erzählung blaß, fängt an zu wanken und wird ohnmächtig. Der König faßt ihn selbst in seine Arme, bringt ihn auf einen Lehnstuhl und giebt zugleich ein denkwürdiges Beyspiel von ehelicher Zärtlichkeit und Menschenliebe.

Je weiter wir in der Lebensgeschichte dieses Fürsten fortrücken, desto unerklärlicher finden wir denselben. Man sieht aus seinem Testament, daß er schon im Jahr 1766, als dem ersten Zeitpunkte, da er dasselbe zu machen angefangen, die Fehler und Laster seiner Regierung eingesehn habe. Er hatte den Hirschgarten eingehn laßen, und suchte wenigstens das Aergerniß eines zu öffentlich liederlichen Lebens zu vermeiden, und doch fiel er bey dem Tode der Königinn, der ihn in seinen guten Entschließnngen hätte bestärken sollen, in die größten Ausschweifungen zurück, überließ sich allen seinen Schwachheiten, und litt, daß das Reich ein Raub der Spitzbuben ward, die er um sich hatte.

Man war darüber um so mehr betreten, als Ludewig der XV. in dieser Zwischenzeit eine That gethan hatte, die eine in ihm ungewöhnliche Starkmüthigkeit verkündigte, weil sie einen festen Vorsatz zu verrathen schien, daß er ein besseres Leben führen, und den Augen seines Volks alles aus dem Wege räumen wollte, was das Andenken seiner Ausschweifungen erneuern konnte. Unter der Menge von

1768. Schönheiten, die seiner Wahl überlaßen waren, hatte er eine Demoiselle Romans ausgezeichnet, die von guten Herkommen und nicht schlechter Erziehung, dabey unschuldig und offenherzig war, seine erste Liebkosungen abgewiesen hatte und solche nur unter der Bedingung erwiedern wollte, daß sie nicht das infame Serrail bewohnen dürfte, wo alle Mädgen ihres Gleichen ohne Unterschied unter einander eingesperret waren. Der König hatte dieselbe lieb gewonnen, und ihr ein Haus in Paßy gekauft, woselbst diese junge Person einen Sohn gebohren hatte. Der König, der vor Freuden außer sich war, hatte ihr erlaubt, denselben auf seinen Nahmen taufen zu laßen, und versprochen, ihn zu seiner Zeit anzuerkennen, für itzt aber die Sache geheim zu halten verlangt, bis es ihm gefallen würde, seine Entschließung bekannt zu machen. Mademoiselle Romans hatte diesen Durchlauchtigen Knaben selbst gesäugt, und da sie denselben nicht sowohl als ihr Kind, sondern vielmehr als den Sohn Ludewig des XV. betrachtete, so war sie so kindisch, demselben voreilige Ehrfurcht zu bezeigen; sie nannte ihn nicht anders als gnädiger Herr; setzte ihn auf den Hauptsitz in der Kutsche, und sich rückwärts, wie seine Hofmeisterinn, verlangte auch nicht allein von ihren Bedienten und Hausgenossen, sondern auch sogar von den Fremden, die zu ihr kamen, eben die Ehrerbietung für denselben. Der König, den dieses Kinderspiel innerlich kützelte, hatte es geduldet, weil es innerhalb der häuslichen Gränzen blieb, und auswärts nichts davon lautbar ward. Ueberdies lebte diese Sultaninn vom zweeten Range in der größten Einsamkeit, zeigte viel Bescheidenheit und erbaute sogar, soweit es ihr Zustand zuließ, ihre Nachbaren und ihren Pfarrer, und machte sich überhaupt durch Wohlthätigkeit und Mildigkeit beliebt; besonders bekümmerte sie sich im geringsten nicht um Staatsangelegenheiten. Deshalb hatte sie sich auch die Eifersucht weder der Madame de Pompadour, noch auch der Minister, zugezogen. Allein wo ist ein Zufluchtsort wohl so geheim, wohin nicht ein

Ränkeschmied dränge? Welche Ruhe ist vor seinen Störungen sicher, wenn es seine Absichten erfordern? Ein gewisser Abbé de Lustrac, aus einem vornehmen Hause, sahe, daß die regierende Maitresse nach ihrem Tode noch keine Nachfolgerinn erhalten hatte, hielt diesen Zeitpunkt also für den bequemsten, und schmeichelte sich bey der Demoiselle de Romans unter dem Vorwand ein, daß er ihr bey der Erziehung ihres Sohnes an die Hand gehn wollte. Ihr Verstand ist nicht sehr durchdringend; er gewann also ihr Zutrauen, und sie freute sich, an demselben einen Rathgeber und einen Mann gefunden zu haben, der ihren Briefwechsel mit dem Könige führen konnte. Da sie nicht ehrgeizig genug war, um regierende Maitresse seyn zu wollen, so faßte er sie bey ihrer schwachen Seite und zeigte ihr die Nothwendigkeit, dem Könige wegen Erfüllung seines Versprechens, zum Besten des theuern Unterpfandes seiner Liebe, anzuliegen. Jemehr der Monarch diese Erfüllung abzulehnen suchte, desto mehr zeigte er ihr die Nothwendigkeit, seine Zärtlichkeit wieder aufzuwecken, und machte ihr begreiflich, daß der König den Stand des jungen Prinzen nicht bestätigen könnte, ohne zugleich den Stand der Mutter fest und unerschütterlich zu gründen. Er brachte ihren Stolz dadurch dermaßen in Bewegung, daß sie nicht mehr so geheimnißvoll handelte, sondern die vornehme Dame zu spielen anfieng, und die Ursachen nicht mehr verschwieg, die sie dazu zu haben glaubte. Dadurch wollte sie ihren Durchlauchtigen Liebhaber gewissermaßen zwingen, den erwünschten Augenblick zu beschleunigen. Es kam aber ganz anders. Ludewig der XV. ward unwillig, und die Ministers, die sich zu wohl dabey befanden, der Herrschaft einer gebieterischen Maitresse loß zu seyn, bestärkten den Monarchen in seiner übeln Laune. Mademoiselle de Romans ward daher eines Tages etwas unsanft aufgehoben und auf eine gesiegelte Kabinetsordre in ein Kloster gesteckt. Man nahm ihr ihren Sohn und that denselben in ein Kollegium, ohne daß sie

1768.

1768. wußte, wo er blieb, und der Vertraute ward in eine Citadelle gebracht und sehr enge eingesperrt. So ward dieses Komplott zerstreut, und das Publickum, das die geheime Ursach dieser Begebenheit nicht wußte, schrieb dieselbe auf die Rechnung der Bekehrung des sündigen Monarchen. Wir haben gesehn, daß würklich etwas daran war. Auch hat die Prinzeßinn Adelheit, nach seinem Tode *), und bey Gelegenheit des oben erwehnten Testaments, ausgesagt, daß ihr Durchlauchtiger Vater damahls würklich bekehrt und entschlossen war, als ein guter Christ zu leben; daß aber der Marschall de Richelieu, unter dem Vorwande, seinen Kummer zu zerstreuen, denselben wieder zur Sünde verführt hätte. Bald darauf erschien Madame Dubarri, die die Liebeshändel beschloß, und das Maaß der Infamieen voll machte, womit sein Leben schon mehr als zu sehr bezeichnet war. Allein wir sind noch nicht an diesem Zeitpunkt, und an der abscheulichen Erzählung, von der wir wünschten, daß unsre Leser uns dieselbe erlaßen mögten. Wenigstens wollen wir sie noch verschieben: allein wir mögen uns wenden, wohin wir wollen, so werden wir nichts mehr hinführo erblicken, als Dinge, die abscheulich zu erzählen sind.

Vermöge des Zirkels, den die menschlichen Angelegenheiten mit ihren Veränderungen durchlaufen, entsteht aus dem höchsten Uebel fast allemahl etwas Gutes. So legt der Krieg, diese Quelle so mannigfaltigen Elends, die Privatstreitigkeiten und innerlichen Zwistigkeiten einer Nation gemeiniglich bey, und der Geist des Patriotismus vereinigt alle Gemüther. Wenn der Krieg von 1756 die Kirchenspaltung nicht gänzlich auslöschte, so nahm er derselben doch viel von ihrem Feuer, hielt das Publickum ab, sich darinn zu mengen, und als nach dem Frieden andere Begebenheiten vorfielen, so eilte die Spaltung

*) Herr d'Outremont ist es, ein Advokat, der bey Eröfnung des Testaments Ludewig des XV. nach Choisi berufen worden, dem die Prinzeßinn Adelheit diese Eröfnung gemacht hat.

tung vollends zu Ende. Die Gerichtspersonen mußten sich mit wichtigern Gegenständen, mit wesentlichern Uebeln, beschäftigen, die freylich aus jener gemeinschaftlichen Quelle flossen. Man hatte immer mit denselben Feinden zu kämpfen, nur daß sie, anstatt der Larve der Religion, sich nun hinter der Larve der Staatskunst versteckten. 1768.

Die große Kammer des Parlaments, die im Jahr 1757 in Thätigkeit geblieben war, um, wie sie zur Beschönigung ihres Abfalls von ihren Kameraden anführte, die Rolle einer Mittlerinn und Vorbitterinn übernehmen und ausführen zu können, hatte, seit dem abgeurthelten Proceß des Damiens, sich unablässig die Wiedereinsetzung und Vereinigung der andern Kammern, als einen Lohn ihres Eifers und ihrer Arbeiten, ausgebeten. Das Konseil, das des Parlaments zur Registrirung der Auflagen nicht wohl entbehren konnte, weil dieses der einzige Gerichtshof war, der das Zutrauen der Nation besaß, schmeichelte sich, dasselbe, nach dieser neuen und harten Ungnade, biegsamer und gelehriger zu finden, und ließ es sich also gern gefallen. Die Abdankungen wurden daher zurückgegeben; dieser Gerichtshof ward in alle seine Verrichtungen wieder eingesetzt, und bekam die Erlaubniß, die Gesetze, die ihm nicht anstanden, zu deklariren und einzuschränken, auch alle Begnadigungen der Verbannten, für die derselbe gebeten hatte. Der erste Präsident de **Maupeou**, der vormals der Abgott des Kollegii war, war demselben bey dieser Gelegenheit verdächtig geworden; man hielt ihn für einen Verräther. Er ward genöthigt, abzudanken, und an seine Stelle kam Herr **Molé**, dessen Nahmen man nicht nennen kann, ohne zugleich alles, was groß und patriotisch ist, zu denken. Die beyden Staatsräthe, die an der Vereinigung gearbeitet hatten, erhielten, zur schuldigen Dankbarkeit, Sitz und Stimme in der Expeditionskammer. Dies waren die Herren Gilbert de Voisins und Berryer. Der erste war durch seine Einsichten und Vergleichsermahnungen, der andre aber

1. Sept. 1757.

Ocktob. 1757.

1768. durch seine Ränke, bey der Marquise nützlich gewesen, deren Vertrauter er als Policeylieutenant war. Diese Neuerung ward damit beschönigt, daß diese Kammer, oder Konseil, wo die die innere Staatsverwaltung betreffende Sachen vorgetragen werden, und die bloß aus Mitgliedern bestand, welche weder von Gesetzen, noch gerichtlichen Formalitäten, noch den Rechten und Gerichtsbarkeiten der verschiedenen Gerichtshöfe, Kenntniß besaßen, den König schon zweymahl hintereinander zu ungerechten Behandlungen seines Parlaments verleitet hatte. Man machte also dem Parlamente damit mittelbarer Weise eine Schmeicheley, und wollte dasselbe dadurch überreden, daß es dergleichen Ungerechtigkeiten nicht mehr zu befürchten hätte. Diejenigen, die den Gang nicht kannten, den damals die größten Begebenheiten nahmen, billigten sehr eine Einrichtung, die zum Besten des Staats getroffen zu seyn schien.

Aus einer natürlichen Folge der friedliebenden Gesinnungen, wodurch der König sich schon so viel vergeben hatte, dessen großes Augenmerk nur immer war, keinen schuldig zu finden, wurden auch die verbannten Prälaten wieder zurückberufen. Man versetzte einige davon, allein zu ihrer Verbesserung. Dies konnte dem Parlament nicht gefallen. Zum Glück gab der Erzbischof von Paris demselben bald wieder neuen Anlaß, sich zu rächen. Derselbe beharrte nehmlich auf seinem Eigensinn, und ward also, weil er den Bann gegen die Hospitaliternonnen in der Vorstadt Saint-Marceau nicht aufheben wollte, auf das Schloß seines Bruders im Perigord verwiesen, welches ein sehr unangenehmer und ungesunder Ort war, und wohin er unverzüglich abreisen mußte, nachdem er viele Obervikarien ernannt hatte, um seinem Kirchsprengel vorzustehn. Das Erkenntniß über die Angelegenheiten des großen Hospitals, worüber der Zwiespalt 1751 entstanden und welches damahls dem großen Konseil beygelegt war, ward den Gerichtspersonen auch wieder beygelegt, für welche es eigentlich gehörte. Kurz, das Parlament genoß

(Randnotizen: 4. Jan. 1758. — 17. März)

noß die Genugthuung, daß es in seinem Eifer, die Ueberbleibsel der Spaltung auszurotten, gar nicht gestört ward. Es verurtheilte, ohne daß sich die Regierung im geringsten dazwischen legte, den Pfarrer von Saint-Nicolas-des-Champs und vier Geistliche des Kirchspiels, wegen Verweigerung der Sakramente, in Contumatiam zur Verbannung. 1768. 17 Januar 1759.

Die glücklichste und schmeichelhafteste Begebenheit für das Parlament aber war, die Jesuiten gedemüthigt zu seinen Füßen zu sehn, daß Vergnügen der Rache in langen Zügen zu schmecken, daß Schicksal derselben in Händen zu haben, und durch eine Verkettung von Zufällen, die es nicht hatte hoffen dürfen, den Ruhm zu haben, eine Gesellschaft mit Stumpf und Stiel auszurotten, die das allgemeine Vorurtheil vor sich hatte und deshalb unüberwindlich schien, ja sogar den mächtigsten Potentaten gewissermaßen fruchtbar war

Ein kleines Fünkgen brachte diesen großen Brand hervor. Diejenige Person, welche die Jesuiten für die fähigste und tüchtigste hielten, ihren Reichthum und ihr Ansehn zu vergrößern, stürzte sie in den Abgrund. Der Pater de la Valette, Prokurator des Hauses St. Pierre zu Martinique, betrieb seit 1747 einen sehr einträglichen Handel. Durch seine scharfsinnige und kühne Spekulazionen hatte er denselben so hoch getrieben, daß er die Eifersucht der Kaufleute und Einwohner der Kolonie rege gemacht hatte, die es mit Verdruß ansahen, daß ein Mönch alle Waaren in seinem Magazinen aufhäufte, alles baare Geld in seine Kasse zog, und die Cirkulation desselben von allen Seiten hemmte, um Herr und alleiniger Austheiler davon zu seyn. Man brachte die Beschwerden darüber bis vor den Thron. Der Pater de la Valette mußte zurückgerufen werden, erhielt aber von seinem Orden Belohnungen und zugleich die ehrenvolle Stelle eines Generalsuperiores von Indien. Das Ansehn seiner Gesellschafft beruhigte die Besorgnisse der Regierung. Der Pater de la Valette bekam die Erlaubniß, wieder nach

Indien

1768. Indien zu gehn, und ward zum Generalvisitator und Apostolischen Vorsteher der Missionen in diesem Welttheil ernannt. Er griff bald wieder zu den Geschäften und legte sogar auf den benachbbrten Inseln Etablissements an. Er hatte Komptoirs zu Domingo, Marie galante, Grenada, Sankt Lucia und Sankt Vincent. Er zog Wechselbriefe auf Bordeaux, Marseille, Nantes, Lyon, Paris, Cadix, Livorno und Amsterdam, und es läßt sich gar nicht berechnen, wie hoch seyn Ehrgeitz würde gestiegen seyn, wenn nicht ein unerwarteter Unglücksfall alle seine Entwürfe vereitelt hätte.

Seine reichbeladene Schiffe durchsegelten das Meer mit aller Sicherheit, als die Engländer plötzlich die allgemeine Feindseligkeiten ausübten, die so manchem spekulirenden Kaufmanne, und insonderheit den Gebrüdern Lionay und Gouffre zu Marseille, so verderblich waren, die, weil sie für zwo Millionen Waaren gewärtigten, für anderthalb Millionen Wechsel von gedachten Jesuiten acceptirt hatten. Sobald sie den grausamen Streich erfahren, wenden sie sich an den Generalprokurator der Missionen, Pater de Sacy, der es an die Obern berichtet. Durch ein unglückliches Schicksal, das zum Fall der Gesellschaft mit beytragen sollte, hatte der Tod des Ordensgenerals die Geschäfte des Ordens gehemmt. Dies verursachte eine unvermeidliche Zögerung. Die Gebrüdere Lionay können also den erwarteten Beystand an Gelde nicht bekommen, die Wechsel laufen ab, und die Verzweiflung bemeistert sich ihrer Seele. Dieses Haus, das jährlich dreyßig Millionen in Geschäften verkehrt, und in Marseille den höchsten Rang behauptet, sieht sich von dem Gipfel des Reichthums in den Abgrund eines erklärten Bankrots herabstürzen, und hat noch den Gram, so sehr viele Unglückliche mit in seinem Fall zu ziehn. Seine ausgebreitete Verhältnisse erstrecken den Stoß seines Falls über alle Handelsplätze von Frankreich. Indessen sieht der neue General der Jesuiten die Nothwendigkeit ein, den Kredit dieser Agenten aufrecht

recht zu erhalten, und giebt die Ordre, ihnen die Gelder einzuhändigen. Der Kourier, der den Gebrüdern Lionay diese wichtige Nachricht bringt, kommt den 22. Februar 1756 an, und den 19. hatten sie schon ihrem Vermögenszustand eingereicht; und nun ziehn die Jesuiten, auf Antrieb eines wahren Schwindelgeistes, der sowohl der Billigkeit, welche die Mönche beleben sollte, als der Politik zuwider läuft, die doch bey denselben zu Hause zu gehören scheint, ihre Hand zurück, weil der auffallende Schritt schon gethan war. Umsonst schreiben die Gebrüdere Lionay dem Pater de Sacy die rührendste Briefe; er hat nichts für sie als Thränen und Gebete — er kann mit nichts dienen, als mit einem heiligen Meßopfer *). 1768.

Die Unbedachtsamkeit der Gesellschaft gieng bey dieser Begebenheit außerordentlich weit, denn, ungeachtet ihrer Unempfindlichkeit bey dem Unglück ihrer Agenten, erkannte sie nichts desto weniger die Schulden des Paters de la Valette für richtig, und ließ sogar einen Theil derselben durch einen andern Korrespondenten bezahlen. Endlich aber, es sey nun, daß sie es müde ward, gerecht und billig zu seyn, oder daß es ihr unmöglich fiel, alle zu bezahlen, oder daß eine unsichtbare feindselige Gewalt sie ihrer Vertilgung entgegentrieb, versiegten die Kanäle, wodurch von Zeit zu Zeit die Gelder in die Hände des Kaufmanns geflossen waren, der die Stelle der Gebrüdere Lionay eingenommen hatte, und alle Zahlungen hatten ein Ende. Nun stand ein ganzes Heer von Gläubigern auf, und die Gerichtshöfe erschollen von lauter Schuldklagen. Noch hatten die Jesuiten so viel Einfluß, daß alle diese Klagen durch eine offene Ordre an die große Kammer des Pariser Parlaments verwiesen wurden. Allein zum letztenmahl. Ihre Absicht, war gewesen, den Proceß in die Länge zu 17. August 1760.

*) Diese spottende Ausdrücke stehn in der Klagschrift des Herrn Legouvé für die Gebrüdere Lionay und sind aus den Originalbriefen des Paters de Sacy genommen.

1768. zu ziehn, und ihn entweder gar nicht zu Ende kommen zu laßen, oder ihn doch so zu verwickeln und zu verdunkeln, daß sie ihre Ränke mit Bequemlichkeit ausführen könnten; es ergieng aber ein Arret, daß in der Sache sollte verfahren werden, und die allgemeine Freude, die das Publickum darüber bey dem ersten Termine blicken ließ, hätte sie belehren können, wie gefährlich es für sie wäre, ein solches Schauspiel zu geben. Sie waren aber gegen diese heilsame Warnung taub und rennten in ihr Verderben.

Außer dem Hauptfehler, es zur gerichtlichen Klage kommen zu laßen, begingen die Jesuiten noch verschiedene Ungeschicklichkeiten in ihrer Vertheydigung. Sie veränderten zwey bis dreymahl ihre Aussage. Anfänglich behaupteten sie, daß die Handlungen des Paters de la Valette bloß das Haus zu Martinique angiengen, und der Pater de Sacy antwortete dem Herrn Gouffre, der ihn aufforderte, den eingegangenen Verbindungen zu genügen, im Nahmen der Gesellschaft: **Mögt ihr doch alle umkommen, wir können nichts für euch thun.** Hernach hatte eben dieser Generalmissionsprokurator einen Korrespondenten nahmhaft gemacht, der die von dem Hause zu Martinique gestellte Wechselbriefe bezahlen sollte. Zuletzt verkrochen sie sich hinter eine sonderbare Ausflucht. Weil nehmlich sowohl durch die allgemeinen Gesetze der Kirche, als durch die besondere Vorschrift der Ordensregel, den Geistlichen aller Handel verboten wäre, so hätte der Pater de la Valette eine förmliche Kontravention, mithin ein Verbrechen gegen die Ordensstatuten, begangen, welches der ganzen Gesellschaft nicht zur Last fallen könnte, weil **Verbrechen der Person ankleben, und in Criminalfällen keine Bürgschaft Statt findet.** Einer größern Ungeschicklichkeit konnten sie sich gar nicht schuldig machen, als daß sie so in das Netz fielen, das ihnen ihre Feinde gelegt hatten. Denn, um zu beweisen, daß die Regierungsform des Ordens despotisch; daß alles der unumschränkten Gewalt des Generals unterworfen wäre; daß die-

ser im Nahmen der Gesellschaft alle Güter eigenthümlich besäße und nach seiner Willkühr vertheilen könnte; und daß der Pater de la Valette nichts anders wäre und nichts anders seyn könnte, als der Agent der Gesellschaft und der Gevollmächtigte ihres Oberhaupts, hatten sich diese eben auf die Regel und Statuten des Ordens berufen, und solche genau zu kennen vorgegeben. Die Jesuiten wollten nun im Gegentheil aus eben diesen Statuten beweisen, daß die Gesellschaft gar nichts eigenthümlich besäße, und daß jedes Kollegium, jedes einzelne Ordenshaus, Eigenthümer der Güter wären. Dies war der Punkt, wo sie der Fiskal erwartete, der nun auf die Vorlegung des Konstitutionsbuches antrug, aus welchem nicht allein der Verlust des Processes, sondern auch die Vertilgung des ganzen Ordens, entspringen mußte. Das Parlament erkannte also auf die Auslieferung des Konstitutionsbuches an die Gerichtskanzley; und nun folgte ein hartes Dekret auf das andre, Schlag auf Schlag.

1768.

7. April 1761.

Der General, und in seiner Person also die ganze Gesellschaft, ward verurtheilt, die Wechselbriefe zu bezahlen, und alle Kosten, Schadenvergütigung und Zinszahlungen zu tragen, auch, nach dem Antrag des Fiskals, dem Pater de la Valette, und überhaupt jedem Jesuiten, bey willkührlicher Strafe, verboten, sich mittelbar oder unmittelbar in irgend einige Art von Handel zu mengen, weil dieses den Geistlichen und Ordensleuten, durch die im Königreiche angenommene kirchliche Gesetze, Königliche Verordnungen, und Parlamentserkenntnisse, untersagt wäre. Diese Sentenz war schrecklich; da aber die Jesuiten endlich einsahen, daß ihnen nichts übrig blieb, als die Unterwerfung, so machten sie Anstalt, ihre Gläubiger zu befriedigen. Der Bruder Gatin, der Generalmissionsprokurator in Amerika geworden war, fand binnen acht bis neun Monathen Mittel, eine Million und drey mahl hundert tausend Livres zu bezahlen und würde wahrscheinlicher Weise auch Mittel gefunden haben, in Zeit von wenig

Arret vom 8. May 1761.

1768. wenig Jahren, alles zu bezahlen, ohne das geringste von den Gütern der Gesellschaft zu veräußern, wenn nicht das Parlament der Gesellschaft einen neuen Streich versetzt hätte, der den Schuldnern eben so verderblich war, als den Klägern.

Aus der Untersuchung der Statuten der Jesuiten, entstand eine Schilderung des Ordens, die Bewunderung und Entsetzen zugleich erregen mußte; denn es erhellte daraus, daß alle Mitglieder desselben durch Gleichheit der Sittenlehre, und durch Aehnlichkeit des Glaubens und der Aufführung unter sich, und durch die Bande einer gänzlich blinden Unterwürfigkeit und eines schnellen und eifrigen Gehorsams, mit dem Oberhaupte des Ordens, aufs genauste verbunden, mithin beständig von demselben Geiste belebt und regiert wären, und also mitten im Staat einen schlechterdings abgesonderten Körper ausmachten, der keine andre Gesetze erkennete, als die Vorschriften eines Fremden, nehmlich seines Generals, der über ihren Willen, über ihre Herzen, über ihre sittliche Begriffe, über ihre Güter, über ihr äußerliches Betragen und selbst über die Verfassung des Instituts, mit unbeschränktem Despotismus herrschte.

Aus der Untersuchung der Rechte, worauf sich die Stiftung des Ordens und desselben Einführung im Königreiche gründete, kam noch eine nicht weniger auffallende Wahrheit ans Licht, diese nehmlich, daß derselbe als Mönchsorden, als Gesellschaft Jesu, als Jesuiten, mithin als das, was er würklich war, ausgeschlossen worden. Wenn er unter der Form eines Kollegii, mithin als das, was er würklich nicht war, angesetzt worden, so war dies nur auf eine Zeitlang, gleichsam zur Probe, geschehen, und unter Bedingungen, die derselbe niemals erfüllt und denen der General seine Einwilligung hartnäckig verweigert hatte, so daß also kein Kontrackt zwischen dem Staat und diesen Ordensleuten obwaltete, und ihr Daseyn in Frankreich die Frucht einer bloßen Duldung, keinesweges aber einer förmlichen Annehmung, war.

Das

Das Parlament freute sich nicht wenig über diese doppelte Entdeckung. Es sah schon von ferne, wie weit es damit würde kommen können, und schmeichelte sich, der Gesellschaft allen Verdruß wieder zurück zu geben, den es seit zehn Jahren hatte einschlucken müssen, und wovon es die Jesuiten für die geheimen Urheber hielt. Der Abbé Chauvelin lebte noch. Dieser Mensch, den sein mißgestallter Körper zu beständigen Schmerzen verurtheilte, war dadurch in eine so verdrießliche Laune gesetzt, daß seine Galle immer bereit war, sich zu ergießen. Seine Gemüthsart war finster, hitzig, satyrisch und gegen alle Vergnügungen fühllos geworden. Er hatte einen ungemeinen Durst, sich berühmt zu machen, und diese Leydenschaft, die über Seelen, die einer solchen Stärke empfänglich sind, als die seinige war, so gebieterisch herrscht, vertrat bey ihm die Stelle jedes andern Genusses. Aus Bedürfniß über irgend etwas zu herrschen, hatte er sich an der Spitze der Jansenistenparthey gesetzt, ob er sich gleich innerlich über dieselbe lustig machte. In dieser Würde war er bey der Verbannung von 1754 vorzüglich ausgezeichnet worden. Er dachte an die Festung zurück, und dieses Andenken unterstützte ihn bey einer erstaunlichen Arbeit, von der man hätte glauben sollen, daß sein schwächlicher Körper derselben unterliegen müßte. Er übernahm nehmlich die Durchsicht, Untersuchung und Erörterung aller Urkunden und des ganzen nicht geordneten Haufens aller Papiere und Dokumente, die die Jesuiten deponirt hatten, und machte daraus eine Schilderung von der Entstehung, dem Fortgange und gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft, die er mit einem furchtbaren Koloß verglich, der mit seinen Armen beyde Welten umfaßte und sich die Herrschaft über den Erdkreiß anmaßte. Er riß die versammelten Kammern durch die beißende Beredsamkeit seines Berichts dergestalt hin, daß das Parlament diesem Koloß an seine Beine von Thon schlug, und dieses Ungeheuer so wie sonst durch seine Macht, nun nur noch durch seine Trümmern schrecklich war. Damals ward das Distichon gemacht, dessen Bilder eben nicht erha-

1768.

1768. erhaben, aber doch wahr sind, und gegen die kolossalischen Bilder des enthusiastischen Redners auf die drollichste Weise abstachen:

Que fragile est ton sort, société perverse!
Un boiteux t'a fondée, un bossu te renverse.

(Wie gebrechlich ist dein Schicksal, verkehrte Gesellschaft! Ein Lahmer stiftete dich; ein Bucklichter wirft dich über den Haufen.)

Indessen muß man auch alles sagen. Der Abbé Chauvelin würde mit seinem weitaussehenden Entwurf niemals zu Stande gekommen seyn, wenn ihm der Herzog de Choiseul nicht Muth eingehaucht und seinen Worten Gewicht gegeben hätte. Dieser unruhige und kühne Minister, der nicht allein in den Kollegien und Landständen, sondern auch in der Denkungsart der Unterthanen, Veränderungen bewürken wollte und selbst frey dachte und alle Vorurtheile haßte, war von den neuen Philosophen, deren Seckte immer mehr Gehalt bekam, für würdig erkannt worden, ihr Beschützer zu seyn, und entsprach dieser Wahl durch seinen Eifer für die Fortpflanzung ihrer Lehre. Einer ihrer Grundsätze war die Ausrottung der Mönche und die Abschaffung der Klöster, dieser Spelunken der Unwissenheit und Frömmeley. Der Herzog de Choiseul sahe wohl ein, daß ihm dieses nicht glücken würde, so lange die Jesuiten vorhanden wären. Denn ob sie gleich die Mönche verachteten, und durchaus nicht darunter gerechnet seyn wollten, so betrachteten sie dieselben dennoch als die Militz der Kirche, und fühlten, wie gefährlich es seyn würde, sie abschaffen, oder auch nur einschränken, zu laßen. Man mußte also bey ihnen selbst den Anfang machen. Ueberdies war dieser Herr denselben persönlich feind, und ward von ihnen gefürchtet. Während seiner Gesandschaft zu Rom hatte er Gelegenheit gehabt, ihre Ränke und Spionskniffe kennen zu lernen. Endlich machten die Auftritte in Spanien, und besonders in Portugall, die jetzigen Umstände der Ausführung seines Entwurfs so günstig, als er es nur wün-

wünschen konnte. Man klagte sie daselbst an, daß sie sich in Paraguay zu Königen über Indien aufgeworfen, die Zwietracht zwischen den Unterthanen beyder Kronen genährt, einen Krieg angefangen und den vereinigten Armeen dieser beyden Monarchen die Spitze geboten, auch sich mit den außerordentlichsten und unerhörtesten Verbrechen abgegeben hätten. Diesem nach betrachtete sie Se. Allergetreueste Majestät als Anstifter und Begünstiger des gegen Dero Person unternommenen Meuchelmords und gab ein Manifest gegen dieselben heraus, worinn sie für offenbare Aufrührer, Verräther und, sowohl in Rücksicht auf das Vergangene, als Gegenwärtige, für wahre Feinde und Angreifer seiner Königlichen Person, seiner Staaten, der öffentlichen Ruhe seiner Königreiche und Herrschaften und des allgemeinen Besten seiner getreuen Unterthanen *) erklärt; zugleich entnaturalisirt, verbannt und verwiesen; auch die Befehle gegeben wurden, daß man sie aus dem Lande jagen sollte; wie sie denn auch würklich ungesäumt ins Päbstliche Gebiet geschaft wurden, damit der Pabst mit ihnen nach Gefallen schalten und walten könnte. Spanien hatte es noch nicht zu diesem Aeußersten kommen laßen, aber das Ministerium wünschte es und Frankreichs Beyspiel konnte viel Einfluß auf Spanien haben. Der Herzog de Choiseul, der gerade damals sein Familienbündniß mit diesem Hofe errichtete, wollte demselben eine Gefälligkeit erweisen, und zugleich seiner eignen Rachgier ein Genüge thun. Ludewig der XV. war auch verwundet worden, und sobald ein Königsmord versucht ward, mußten es die Jesuiten gethan haben. Ein so allgemeines Vorurtheil konnte ihrer Vertreibung bey eingenommenen Gemüthern schon einen Anstrich geben. Um diese Absicht noch besser zu erreichen sammelte man in einen dicken Band die angeblichen Behauptungen ihrer Kasuisten und übrigen Schriftsteller, und bewies daraus, daß sie eine mörderische und ab-

1768.

3. Septbr. 1758.

D 2

*) Lauter Ausdrücke des Vertreibungsedickts der Jesuiten aus Portugall vom 3. September 1759.

abscheuliche Lehre, nicht allein gegen die Sicherheit
1768. und das Leben der Bürger, sondern auch gegen Leben und Sicherheit der geheiligten Personen der Könige, lehrten. Der Sturm war heftig, und doch wären die Jesuiten demselben entgangen, wenn ihre Aufführung so gelenkig gewesen wäre, wie man sie angab, wenn sie durch eine Verstellung, die zwar der Einfalt der Religion widerspricht, der Weltklugheit aber ganz gemäß ist, die sie, wie man sagte, in einem so vorzüglichen Grade besaßen, sich in die Zeiten, Oerter, Umstände und Personen hätten schicken wollen, und wenn ihr General nicht eine Unbiegsamkeit gezeigt hätte, die nur die Gemüthsart des gerechten Mannes bezeichnen, zum wenigsten aber doch die Eigenschaft einer großen und heldenmüthigen Seele seyn sollte.

Die Jesuiten hatten sonst keine öffentliche und erklärte Feinde am Hofe gegen sich, als den Herzog de Choiseul und die Marquise de Pompadour, die derselbe beherrschte. Vielleicht hätten sie diese sogar wieder umstimmen können, wenn sie sich derselben mit der gehörigen Geschicklichkeit und zu rechter Zeit genähert hätten. Dies konnten sie aber nicht thun, ohne der Königinn, dem Dauphin, der Dauphine und der ganzen Königlichen Familie, die ihnen wohl wollte, zu mißfallen. Der König, der von ihrer Unschuld an dem wider ihn unternommenen Meuchelmord vollkommen überzeugt war, war, wie gewöhnlich, die gleichgültigste Person bey dieser Streitigkeit. Er ließ sich also von den ihm theuern Vorbittern, zum Besten der Gesellschaft, einnehmen, und der Herzog de Choiseul, der zu fein war, sich alle diese Durchlauchtige Personen zu Feinden zu machen, widersetzte sich nicht. Man gab dem Könige zu verstehn, daß das Parlament sehr eilfertig verführe, und daß man die Beklagten nicht der bloßen Willkühr der Gerichtshöfe überlaßen müßte, deren Erbitterung gegen die Jesuiten allgemein bekannt wäre.
2. August Es ward also verordnet, daß in Jahresfrist kein
1761. Endurtheil, auch keine vorläufige Sentenz in Sachen der

der Gesellschaft, und alles dessen, was dieselbe angeht, gefället werden sollte, und aus den Mitgliedern des Konseils Kommissarien ernannt, um die Akten dieses großen Processes zu revidiren. Diese mußten wohl so entscheidend nicht seyn, weil gedachte Herren vor dem Spruch noch erst diese vier Fragen aufwarfen: 1768.

„1) Was stiften die Jesuiten in Frankreich für „Nutzen, in Rücksicht auf die verschiedenen Ver„richtungen, wozu dieselben gebraucht werden"?

„2) Was lehren die Jesuiten eigentlich über „die streitigen Punkte, nehmlich über den Königs„mord, über die Italienischen Lehrsätze, über die „Freyheiten der Französischen Kirche und über die „vier Artikel von der Klerisey"?

„3) Wie ist ihre Aufführung im Innern ihrer „Konvente beschaffen, und was für Gebrauch ma„chen sie von ihren Freyheiten gegen die Bischöfe „und Pfarrer"?

„4) Wie kann man den übeln Folgen der über„triebenen Gewalt vorbeugen, die ihr General „über alle Mitglieder der Gesellschafft ausübet"?

Die Kommissarien wollten über diese verschiedene Punkte das Gutachten der Klerisey vernehmen. Zwölf Prälaten wurden ernannt, diese Fragen zu beantworten, und aus der Zusammenhaltung dieser Gutachten ergab sich die Nothwendigkeit, das Daseyn der Jesuiten in Frankreich nicht aufzuheben, sondern einzuschränken. Man entwarf einen Vergleich, den man dem Pabst und dem General zuschickte. Dieser letztere wollte nichts davon hören, und antwortete mit vielem Stolz: Sint, vt sunt, aut non sint! (Sie müssen seyn, wie sie sind, oder gar nicht seyn)! Es erfolgte also augenblicklich das Arret ihrer Verbannung. Das Parlament verwirft darinn alle Bullen, Konstitutionen und andre Reglements der so genannten Gesellschaft Jesu; erklärt dieselben für erschlichen; hebt diese Gesellschaft auf; verbietet den Jesuiten, das Ordenskleid zu tragen, unter dem Gehorsam des Generals und anderer Obern der Gesell- 6. August 1762.

1768. schaft zu leben und mit denselben mittelbar oder unmittelbar Briefe zu wechseln; befiehlt ihnen, die Ordenshäuser zu verlaßen, und will, daß sie hinführo nicht gemeinschaftlich wohnen sollen; behält sich vor, einem jeden von ihnen, auf seine Bittschrift, den nöthigen Unterhalt zu bewilligen; und verbietet denselben, irgend einige Kanonikate, Pfründen, Predigerstellen oder Seelsorgen zu übernehmen, wenn sie nicht vorher den in dem Arret vorgeschriebenen Eyd abgeschworen haben.

Die vormals sich so nennende Jesuiten, denn so klingt der posierliche Titel, womit man dieselben von nun an belegte, widersetzten sich aus allen Kräften diesem ihrem Todesurtheil, welches sie ein Ungeheuer von Ungerechtigkeit nannten. Sie beschwerten sich, denn unsere Unpartheylichkeit nöthigt uns, die Gründe beyder Partheyen vorzutragen, daß man bey ihrer Verurtheilung hundert Formalitäten ausgelaßen hätte, wovon die Auslaßung der allerkleinsten jede Sentenz gegen die allergeringste Privatperson würde ungültig gemacht haben. Der wesentlichste Fehler war wohl unstreitig der, daß man sie nicht gehört und nicht vorgefordert hatte; und in was für einem Fall? in einem Falle, da man über den Zustand, das Leben und die Ehre von viertausend Menschen urtheilte, die man als Meuchelmörder, Giftmischer und Königsmörder anklagte. Und worauf gründete man das Verdammungsurtheil? auf ein Institut, das zwanzig Päbste in ihren Bullen gerühmt hatten; auf Konstitutionen, die Meisterstücke der Zucht waren, deren Vorschriften überdies nur die innere Gerichtsbarkeit betrafen und den bürgerlichen Gesetzen ihre Bindungskraft über diese Ordensleute, als Unterthanen des Staats, nicht nehmen konnten; und endlich auf eine Menge von Sätzen, deren einige bloße Vertheidigungen und Entwickelungen des allen Menschen ins Herz geschriebenen natürlichen Rechts enthielten, und übrigens tausend solchen Sätzen ähnlich waren, die man aus den Vorstellungen des Parlaments selbst hätte ausziehn können,

nen, andere aber bloß irrige Meynungen in sich faßten, die Aberglaube, oder Schwärmerey erzeugt hatte, welche zu den Zeiten der Unruhen und der Unwissenheit allen geistlichen Orden, der ganzen Geistlichkeit und fast der ganzen Kirche gemein waren, die man ohne Beweis, und ohne Verantwortung der Beklagten, so ungetreu, so eilfertig und so nachläßig zusammengetragen hatte, daß es jedem auffallen mußte, der sich die Mühe geben wollte, sich mit Kleinigkeitsuntersuchungen zu beschäftigen, welche Langeweile machen und eben deshalb mit der größten Kaltblütigkeit und der genausten Vorsichtigkeit betrieben werden müssen. Die Jesuiten legten es ihrem Widersacher noch näher. Sie fragten, wo denn ein gerichtlich bewiesenes Corpus delicti wäre? Wer ihre Ankläger, wer die Zeugen, und wo die Beweise wären? In Portugal war ein Königsmord veranstaltet; die Jesuiten **Alexander**, **Mathos** und **Malagrida** gefänglich eingezogen und verurtheilt; aber um anderer Verbrechen willen, als um desjenigen, welches den wesentlichsten Grund der Austreibung des ganzen Ordens ausmachte. In Frankreich hatte sie **Damiens** bey Gelegenheit der gegen **Ludewig** den XV. veranstalteten Mordthat im geringsten nicht beschuldigt. Er schien vielmehr den Gerichtshöfen gänzlich ergeben, um deren Zurückberufung er sogar den König zu bitten wagte. Er hatte den Erzbischof und seinen Eigensinn verwünscht, und erklärt, daß er dem Könige darüber die Augen öffnen wollte. Sein erstes Wort war gewesen: **Rettet den Dauphin!** als wenn das Leben dieses Prinzen in Gefahr gewesen wäre, da es doch dieser war, den die Jesuiten am liebsten hätten auf den Thron bringen müssen, und um dessentwillen sie den abscheulichen Königsmord müßten veranstaltet haben. Wenn **Damiens** in seinen geheimen Verhören das geringste ausgesagt hätte, was sich auf ein solches Komplott beziehn könnte, wie käme es, daß die Richter sich fünf Jahre lang einer höchststrafbaren Sicherheit überließen? Warum hätten sie, die jetzt auf eine 1768.

 unbe-

1768. unbestimmte und unstatthafte Ansage einen ganzen Orden ausrotten, sich gescheut, ihren Landesherrn an dem Verbrechen einiger Privatpersonen zu rächen, die sie nicht am Leben laßen konnten, ohne ihre Mitschuldige, und für alle die Unglücksfälle verantwortlich, zu werden, die noch erfolgen könnten. Was sie übrigens hauptsächlich für den alleräußersten Grad der Tyranney halten müßten, wäre das, daß sie ihren Unterhalt durch eine Infamie erkaufen sollten, weil man sie zwingen wollte, ihr eigen Gewissen zu belügen, indem sie eidlich ein Institut verdammen sollten, dem sie sich gewidmet, weil sie dasselbe für heilig gehalten hätten, und noch dafür hielten.

Dieser Eyd war eine um so viel schlechtere Erfindung, als, nach der eigenen, im Buche von den Betheurungen festgesetzten, Moral der Gesellschaft, diejenigen Mitglieder, die die Niederträchtigkeit begiengen, denselben abzuschwören, gerade das meiste Mißtrauen verdienten, und nichts anders seyn konnten, als Verräther und meineydige Heuchler. Und wie konnte man sich auch auf Menschen verlaßen, die man dem Proteus ähnlich schilderte, und die doch immer dieselben blieben, sie mögten sich verstecken in welche Gestalt sie wollten; die man für verkehrte Leute ausgab, die durch keine Zucht zu bessern wären, und von deren Bekehrung man nie einen sichern Beweis haben könnte? Wider solche Leute war das beste Mittel, sie ohne Bedingung und ohne Einschränkung zum Lande hinauszujagen, wie es der König von Portugall gemacht, und, hierinn wenigstens, ungleich vernünftiger gehandelt hatte.

Die Parlamenter von Rouen und Rennes waren die ersten gewesen, dem Pariser Parlament zu folgen. Einige waren langsamer. Das Parlament von Flandern konnte sich nicht zu einem Schritt entschließen, den es für ungerecht hielt, gegen einen Orden, der für viele erbaulich war. Um diesen Verschiedenheiten abzuhelfen, ließ der Herzog de Choiseul endlich den König ein Edickt geben, daß keine
Novbr. 1764. Gesellschaft von Jesuiten mehr im Königreiche seyn

sollte,

sollte, die einzelnen Mitglieder derselben aber als Privatpersonen in den Königlichen Landen, unter der geistlichen Aufsicht der Bischöfe, leben könnten, wenn sie sich den Landesgesetzen gemäß betrügen. 1768.

Die Linderung, womit man dieses strenge Gesetz zu versüßen suchte, bewies deutlich, daß bloß die Politik, oder vielmehr die Schwäche, die Schritte des Hofes lenkte, hauptsächlich aber, daß derselbe von diesen Todtschlägern, Giftmischern und Königsmördern nichts befürchtete. Es wimmelte von Jesuiten am Hofe; sie waren immer noch die Beichtväter des Königs, des Dauphins, der Königinn und der Königlichen Familie. Fast alle Hofleute hatten dergleichen bey sich, und es war ordentlich Mode, einen Jesuiten um sich zu haben. Voltaire, dieser Affe der großen Herren, hatte auch einen, wiewohl freylich nur in der Absicht, ihn zum Spielwerk seines Eigensinns zu machen, ihn zu quälen, und ihn nach einigen Jahren, wenn er ihn gar nicht mehr gebrauchen könnte, grausamer Weise wieder wegzujagen.

Die merkwürdigste Folge von der Vertreibung dieser Gesellschaft, und die die andächtigen Verehrer derselben nicht ermangelten, einem göttlichen Strafgerichte zuzuschreiben, war, daß die Gläubiger derselben die ersten Opfer des Unglücks wurden, das sie über die Gesellschaft gebracht hatten. Seitdem der Bruder Satin sich mit ihnen in Berechnung eingelaßen hatte, waren sie richtig ausgezahlt worden, bis daß die Jesuiten die Hofnung verlohren, den Sturm abzuwenden, der sie bedrohte, und also von den eingegangenen Verbindungen abgiengen, um bloß für ihr persönliches Interesse zu sorgen. Es wäre freylich heldenmüthiger gewesen, wenn sie den Streich mit Selbstverläugnung ausgehalten und sich auf die Vorsehung verlaßen hätten, ohne solche Vorsichtigkeiten zu gebrauchen, die die Uebertretung aller Gesetze, deren man sich gegen sie schuldig machte, zu rechtfertigen schien, die aber von der geistlichen Selbstverleugnung untersagt werden. Allein sie tha-

1768. ten dies nicht; und man muß gestehn, daß unter denen, welche sie deshalb verdammten, gewiß wenige waren, die es nicht eben so gemacht hätten. Sie überließen sich ihrem natürlichen Triebe, der den Menschen für seine eigene Erhaltung sorgen heißt, es mag kosten, was es wolle, und ließen in ihren Häusern nichts zurück, als die vier Wände.

Zu diesem Verluste, den die Gläubiger erlitten, kam noch eine Menge falscher und betrügerischer Wechselbriefe, welche von fremden Jesuiten, wie man vorgab, ausgestellt waren, welche dadurch, daß sie sich als Gläubiger ihrer eigenen Gesellschaft ankündigten, die Sicherheit der wirklichen Wechselbriefe verminderten, so daß die Schulden der Gesellschaft, die anfänglich nur drey Millionen betrugen, sich bald bis auf neun Millionen vermehrten. Dies war eine wahre Hyder von gerichtlichem Verfahren, ein Labirinth von Schikanen, worinn sich die geschicktesten und geübtesten Juristen verirrten, und gab eine reiche Ernte für die Prokuratoren, Advokaten, Richter und alle Handlanger der Gerechtigkeit, die sich dabey mästeten, hingegen viel Anlaß zum Verlust für die Gläubiger, deren Forderungen von den Kosten verschlungen wurden, und die vielmehr auf das Parlament fluchten, als auf die Jesuiten.

Die Gerichtshöfe selbst hatten Ursach, ihren Triumph, wo nicht zu bereuen, doch auch nicht sehr zu preisen. Sie erfuhren, daß so wie überhaupt kein Feind klein ist, auch nichts fürchterlicher seyn kann, als ein aufs äußerste getriebener und zur Verzweifelung gebrachter Feind. Wir werden aus der Folge sehn, daß die Jesuiten niemahls, bey dem höchsten Grad ihrer Gewalt und ihres Glanzes, den Gerichtshöfen so viel Schaden thaten, als in ihrer Verstoßung und Erniedrigung. So gar die Jansenisten, die sich auf den Fall der Jesuiten so viel zu Gute thaten, merkten, wiewohl zu spät, daß sie ihr Ansehn bloß dem Gewicht ihrer Widersacher zu danken hatten, und schienen sich alle Mühe zu geben, sich die Jesuiten von Zeit zu Zeit als wieder aufgelebt vorzustel-

zustellen, um durch Bestreitung selbstgeschaffener Gespenster sich das verlohrne Ansehn wiederzugeben. 1768.

Im ganzen genommen bedauerte der größte und vernünftigste Theil des Königreichs die Jesuiten. Zu dem Gefühl des Mitleids, das man gemeiniglich gegen Unglückliche empfindet, gesellte sich noch das Gefühl der Erkenntlichkeit. Fast die ganze damahlige Generation war von denselben erzogen. Es ist ein seltener Fall, daß wir für unsre Lehrer und Erzieher nicht sollten einige Ueberbleibsel von der Anhänglichkeit und Ehrfurcht beybehalten, die sie uns ehemahls einflößten. Die Jesuiten verstanden, besser als alle andre Erzieher, die Kunst, diese Gesinnungen hervorzubringen, und zählten unter ihren Richtern, einige unruhige Köpfe ausgenommen, verschiedene Anhänger, die genöthigt waren, sie hochzuschätzen und ihnen innerlich Gerechtigkeit wiederfahren zu laßen. Kurz, wenn diese große Sache mit allen Formalitäten und nach ihrer Wichtigkeit wäre behandelt worden, so hätten die Jesuiten den Parlamentsgliedern sagen können: „Ehe Ihr uns ver„urtheilt, Ihr alle, deren Herz und Verstand wir „gebildet haben, antwortet uns erst — wir berufen „uns erst auf das Urtheil, das ihr von uns in einem „Alter gefällt haben müßt, dessen Aufrichtigkeit und „Unschuld, um in diesem Falle richtig zu urtheilen, „sicher eben so viel werth ist, als die Einsichten und „Kenntnisse, die ihr in der Folge erworben habt — „antwortet uns. Haben wir jemahls in unsern „Schulen, in unsern Reden und Vorträgen, oder „im Beichtstuhl, den Versuch gemacht, Euch nur „einen von den abscheulichen Grundsätzen beyzubrin„gen, die man uns vorwirft? Habt ihr gehört, „daß wir diese Grundsätze im Munde führten? Habt „ihr sie in den Büchern gefunden, die wir Euch in „die Hände gaben? Habt ihr in unsern häuslichen „Betragen das geringste bemerkt, was mit einer sol„chen Denkungsart überein käme? Müßt Ihr denn „über Werke, die im Staube der Bibliotheken ver„steckt liegen, müßt ihr über Todte richten, oder

„über

1768. „über unsre lebende von uns anerkannte Lehre, und „über uns, die wir einst Eure Lehrer waren, und „noch jetzt, unter dem Schutze der geistlichen und „weltlichen Gewalt, unter der Lobeserhebungen der „Prälaten und mit landesherrlichen Belohnungen, „die Lehrstühle, Kanzeln und Beichtstühle füllen."

Alle diese Sachen sagten sich die Magistratspersonen diese Zöglinge Ludewig des Großen, wohl selber, und gestanden sich dieselben innerlich; sobald sie aber auf den Lilien saßen, vergaßen sie das alles, und ließen sich von den Schwärmern, ihren Kameraden, hinreißen. Nur einige wagten es, ihren alten Lehrern eine Zuflucht zu geben und glaubten, durch diese Handlung der Menschlichkeit, ihre Schwäche wieder gut zu machen. Eine Beobachtung über diese Exjesuiten drang sich einem jeden auf, der sie machen wollte; diese nehmlich, daß sie, mit ihrer Kleidung, auch fast ihr ganzes Verdienst zu verlieren schienen. Sie waren nicht mehr dieselben Leute, es sey nun, daß dieser Kittel eine Art von Talisman war, dessen Zauber Ehrfurcht einflößte, ihr Wesen in den Augen des großen Haufens erhöhte, und ihre Talente durch eine Art von Wunderwerk empor hob, oder daß ihre jetzige Blöße ihre Ohnmacht und Schwäche sichtbar machte, und sie würklich das Genie, die Stärke des Geistes und die Geschicklichkeit nicht hatten, die man ihnen zutraute. Die **La Tour**, die **Montigny**, die **Geoffroy**, die **Berthier** zeigten nichts, als Kleinmuth; man sah sie weinen, wie die Weiber. Sie fanden aber bald ihre Stärke wieder, sobald es darauf ankam, sich zu rächen.

Mitten unter so viel Bitterkeiten, womit man sie tränkte, genossen die Jesuiten die erste Freude darüber, daß sie das Geschrey der Provinzen hörten, wo man sich beschwerte, daß seit ihrer Vertreibung die Schulen an vielen Orten leer stünden, an den meisten vernachläßigt würden und an allen schlechter besorgt würden, als durch die bisherigen Lehrer. Selbst die Philosophen, die in dieser Begebenheit nichts, als das Wohl der Menschheit und die Fort-

schritte

schritte der Aufklärung, gesehn hatten und in der Meynung standen, daß man die Umstände benutzen und die Erziehung der Jugend auf einen andern Fuß bringen und vollkommener einrichten würde, sahen nun ein, daß die Parlamenter sich bloß mit der Befriedigung ihres persönlichen Grolls begnügten, und niemahls einen so rühmlichen und patriotischen Endzweck gehabt hatten. Sie waren geschickter im Niederreißen als im Wiederaufbauen. Die langsamen und unfruchtbaren Fortschritte in den Klassen und der alte Schlendrian blieben unverbessert. Die Lehrer, die in gar keiner Achtung standen, waren so, wie ehedem die meisten, Pedanten und Miethlinge, und die Schüler verbrachten die schönsten Tage ihres Lebens in Verdruß und Ekel. 1768.

Die Verlegenheit, worinn sich bald hernach die Gerichtshöfe über die allgemeinern Beschwerden einer andern Art befanden, gab den Jesuiten Gelegenheit ihre Ränke sehr würksam anzuwenden und vermehrte ihre Hoffnung. Dem Herrn de Silhouette war Herr Bertin als Generallkontrolleur gefolgt, 21 Novbr. und die Freude, des erstern loß zu seyn, der doch 1759. ungleich mehr Kenntnisse und Theorie besaß als der zweete, machte diesen, auf einige Augenblicke, der Nation angenehm. Er war ein gütiger Mann, der viel auf Palliativkuren hielt; ohne die sehr viel grössere und unheilbarere Uebel voraus zu sehn, die daraus entspringen konnten, nahm er die Edickte seines 3. März Vorgängers zurück, worüber am meisten geschrieen 1760. worden, und ob er gleich in deren Stelle einen dritten Zwanzigsten, eine doppelte und dreyfache Kopfsteuer und die Abgabe noch eines Sous vom Livre von den Pachtgefällen einführte, so hielt man doch diese Auflagen für erträglicher, als das grausame Subventionsedickt, und dankte demselben für diese mindre Tiranney. Ueberdies schob man alles auf den Herrn de Silhouette, der, durch den dem öffentlichen Kredit und Zutrauen versetzten unersetzlichen Stoß, diese Hülfsmittel nothwendig gemacht hatte. Die Gerichtspersonen, die kaltblütiger waren,

ren, als das vom Taumel einer vorüberrauschenden
1768. Freude ergriffene Volk, hätten in ihren Versammlungen die schreckliche Last dieser Auflagen, die man noch nicht kannte, erwegen sollen. Sie waren aber zu sehr in ihre eigene Streitigkeiten vertieft, vernachlässigten also das Interesse der Nation und registrirten ohne Schwierigkeit. So registrirten sie denn auch vervielfältigte Anleyhen, ohne zu untersuchen, wozu sie verwandt werden, wer die Interessen bezahlen und wie er sie bezahlen sollte, oder ob sie gar überhaupt bezahlt werden würden. Es fanden sich Dummköpfe, die ihr Geld hergaben, und das war genug. Man ließ dafür das Parlament den Jesuiten hart fallen, und um es für seine Gefälligkeit zu belohnen, kützelte man einen Augenblick seine Ruhmgier.

Das Parlament von Besançon, das mehr Stärke der Seele und hauptsächlich mehr Patriotismus hatte, als das zu Paris, ward, wegen eben dieser Auflagen, die es nicht hatte registriren wollen, durch eine innere Spaltung zerrissen, und hatte seine mehresten und vernünftigsten Mitglieder durch Verbannung verlohren. Dreyßig Mitglieder hatten sich von ihrem Oberhaupt getrennt, weil dasselbe, durch einen erschrecklichen Mißbrauch, die mit einander ganz unverträglichen Verrichtungen eines Oberpräsidenten, und eines in die Provinz geschickten Kommissarii, oder Intendanten, in seiner Person vereinigte. Diesem Oberhaupte, welches Herr de Boynes war, klebte zugleich ein in den Augen der Justizbedienten unauslöschlicher Fleck an, denn er war — Generalprokurator bey der Königlichen Kammer gewesen. Alle Parlamenter nahmen sich also des Parlaments von Besançon an, und als der König dem Pariser Parlamente antwortete, daß das eine demselben ganz fremde und gar nichts angehende Sache sey, so behauptete dieses einen Satz, der, wo nicht alt, doch scheinbar, war, und die Gerichtshöfe sehr empor gehoben haben würde, wenn es denselben hätte geltend machen können. Es erwiederte, daß ihm diese Sache vielmehr ganz persönlich am Herzen liegen

müßte,

müßte, da alle Parlamenter nur ein einziges, in mehrere Klassen vertheiltes, Parlament ausmachten. 1768.
Die Provincialparlamenter ermangelten nicht, diesen Einigungsplan begierig zu ergreifen, der sie erhöhte und dem Gerichtshofe der Pairs gleich machte. Acht Parlamenter traten also den Bitten bey; allein das Konseil wollte diese Behauptung nicht annehmen; es schrieb dagegen, gab aber inzwischen bald nach, und reichte den Magisträten selbst die Gelegenheit dar, diese Behauptung zu verstärken. Denn der König rief die verbannten Parlamentsglieder von April Franche-Comté zurück, und gab ihnen die Genug- 1761. thuung, den Herrn de Boynes sowohl von dem Kollegio, als auch aus der Provinz, abzurufen, den er zum Staatsrath ernannte.

Diesem flüchtigen Triumph der Gerichtshöfe folgte, wie scharfsichtige Leute vorausgesehn hatten, eine neue Aufopferung des Nationalinteresse. In einem Lit de Justice ward, wider die feyerlichste 31. May Versprechungen des Königs, der zweete Zwanzigste 1763. auf sechs Jahr verlängert, der in demselben Augenblick hatte aufhören sollen, da die Feindseligkeiten aufhörten. Man unterdrückte zwar den dritten Zwanzigsten, führte aber an dessen Stelle andre Auflagen ein, so daß die Unterthanen nun zu Friedenszeiten mehr bezahlen sollten, als sie im Kriege gegeben hatten, und die neuen Auflagen noch dazu gleich erhoben wurden, da die abgeschaften noch sechs Monathe lang gegeben werden mußten. Endlich spottete man auch noch der Nation durch die Ankündigung der aufrichtigen Absicht, alle Auflagen in eine richtige, beständige und nach dem wahren Werth und Ertrag der Güter eingerichtete Steuer zu verwandeln; ein bloßes Hirngespinst, um das Volk, durch die betrügerische Aussicht in künftige vortheilhafte Veränderungen, zu täuschen, damit es voritzo die ungeheure Last der beybehaltenen Auflagen desto geduldiger tragen mögte. Die die Absichten der Regierung am gelindesten zu beurtheilen geneigt waren, konnten sich dieses Gedankens nicht erwehren, wenn sie die ver-

fängli-

fänglichen Ausdrücke des Edickts lasen, in welchem
1768. man, anstatt die Mißbräuche abzuschaffen, worüber die Parlamenter und Kammern schon so lange klagten, dieselben bloß zu bemänteln, und durch Unordnung, Verwirrung, Willkühr und Heimlichkeit dauernd zu machten suchte.

Wenn das Parlament von dem patriotischen Eifer, dessen es sich rühmte, würklich beseelt gewesen wäre, und die Angelegenheiten der Nation mit eben der Wärme betrieben hätte, womit es für das Interesse seiner Würde, oder für die persönliche Leydenschaften einiger von seinen Mitgliedern, sorgte, so war dies, ohne Zweifel, der rechte Zeitpunkt, nichts zu registriren, seine Unbefugtheit dazu vorzuschützen, ohne Unterlaß auf die Zusammenberufung der Landstände zu dringen, und bis zu deren Zusammenkunft, sich, seiner wahren Obliegenheit gemäß, der Erhebung so fremder und verhaßter Auflagen zu widersetzen. Die Steuerkammer, die besser dachte, gab dem Parlamente das Beyspiel, das sie von demselben hätte bekommen sollen, aber vergebens. Das Parlament ließ sich wieder durch die Gnadenbezeigungen blenden, die der Hof, sehr zu rechter Zeit, einigen Mitgliedern desselben erwies, die er in die Heimlichkeit der Staatsverwaltung einführen zu wollen schien, indem er aus dem Parlament einen Generalkontrolleur erwählte, und einen Vorzug von neuem bestätigte, auf den es sich immer mehr und mehr einbildet.

Die Kleinmüthigkeit des Herrn Bertin, die ihm nicht erlaubt hatte, die Rolle auszuschlagen, die man ihm auferlegte, als man denselben zum Werkzeug der Unterdrückung Frankreichs machte, zu einer Zeit, da er diesem Lande die Früchte des Friedens hätte zu genießen geben sollen, setzte denselben zugleich in großes Schrecken über das Geschrey, das von allen Seiten aufstieg. Er glaubte dasselbe zu stillen, wenn er von der einen Seite zu einer Zeit, da man mit Entwürfen zu Ersparungen und Verbesserungen gleichsam überschwemmt ward, sich würklich damit zu beschäftigen schien, und von der andern Seite sich die Mine

gäbe

gäbe, als wenn er auf die Vorstellungen der Gerichtshöfe und Kammern achtete, und die strengen Gesetze milderte, gegen welche diese ihre Stimme erhoben. Dem zufolge ließ er dem Parlament, auf die Vorstellungen gegen das Edickt vom Monath May, eine Königliche Deklaration zufertigen, in welcher er sich sehr gefällig über das allgemeine Katastrum ausbreitete, womit man immer das Volk einzuwiegen suchte, den hunderten Pfennig abschafte, der im letztern Lit de Justice auf die liegende Gründe gelegt war, die Dauer der Zwanzigsten und der Städtesteuern verminderte, und Anstalten zu Bezahlung der Staasschulden ankündigte.

1763.

1. Decbr. 1763.

An eben demselben Tage ward auch eine offene Ordre registrirt, wodurch eine Kommission von Parlamentsgliedern niedergesetzt ward, welche die Mittel untersuchen sollte, wie man zu einer bessern Finanzverwaltung gelangen könnte.

Die Erbitterung war schon zu groß, als daß das Publikum sich mit betrügerischen Versprechungen sollte abspeisen laßen. Da das Geschrey der Nation fortdauerte, so gab der Herzog de Choiseul, der sich das Parlament gern zum Freunde machen wollte, den Rath, in die Stelle des Herrn Bertin einen Parlamentsrath zu nehmen. Madame de Pompadour ließ sich den Rath gefallen, und Paris erstaunte nicht wenig, als man erfuhr, daß Herr de Laverdy, ein eifriger Jansenist, und einer der heftigsten Widersacher der Jesuiten, Generalkontrolleur geworden war. Dies war keine Ungnade für seinen Vorgänger; sondern vielmehr eine anständige Versorgung, womit der Hof denselben bedachte. Man stellte die abgeschafte vierte Staatssekretärstelle wieder her, und formirte demselben ein Departement von allen kleinen Nebensachen der übrigen Staatssekretariate, woraus denn eine kleine Ministerstelle erwuchs, die sich für sein kleines Genie vortreflich paßte.

Diese Wahl des Königs setzte den Ehrgeiz aller Parlamentsherren in Bewegung, und der jüngste Rath der Revisionskammer schmeichelte sich, dereinst

den Staat zu regieren. Dieser Taumel machte alle
1768. Köpfe des Parlaments so schwindlich, daß es das von ihm selbst erfundene Lieblingssystem vergaß, und mit einemmahl seinen vorher so gut eingesehenen Vortheil verkannte. Die Provincialparlamenter hatten sich bey der Angelegenheit wegen der Auflagen ungleich besser genommen. Sie hatten sich ungemein herzhaft widersetzt und den Drohungen und der Barbarey verschiedener Kommandanten der militärischen Exekutionen getrotzt. Unter diesem hatte sich besonders der Herzog von Fitz-James in Languedoc ausgezeichnet, und die Tyranney so weit getrieben, daß er die Mitglieder des Parlaments von Toulouse in ihren Häusern Arrest halten ließ. Bey dieser Gelegenheit fragte sein Sohn den ihm begegnenden Marquis de Royan, der in einem Hause gespeist hatte, wo verschiedene von solchen Arrestanten waren, ob er diese Herren, für die Zeit, die sie im Mästkorbe säßen, schon fetter gefunden hätte? **Nein**, war die trockne Antwort, **aber sehr groß sind sie mir vorgekommen.** Dieser starke und männliche Ausdruck zog zwischen diesen beyden Herren Händel nach sich, wobey der erste verwundet ward. Dem sey wie ihm wolle, man konnte doch dieses Kollegium nicht beständig im Hausarrest behalten; man mußte es zu seinen Verrichtungen zurück kehren laßen, und seine erste Beschäftigung war, einen Kapturbefehl gegen seinen Tyrannen auszufertigen. Weil er aber ein Pair des Reichs war und nur von Pairs gerichtet werden konnte, deren Zusammenberufung in der Nähe des Throns natürlicher und thunlicher war; so schickte das Parlament von Toulouse die Sache an das Pariser Parlament, **um dem Herzoge von Fitz-James seinen Proceß zu machen.** Es war nicht möglich, mit mehr Mäßigung und Achtung zu Werke zu gehn. Indessen hielten die Ministers dieses für eine bequeme Gelegenheit, die Gerichtshöfe zu entzweyen und riethen dem Könige, den Prinzen, Herzogen und Pairs zu erlauben, ins Parlament zu gehn, und daselbst öffentlich zu erklären, daß das Parla-

ment der Hauptstadt einzig und unausschließlich der 1768.
wesentliche Gerichtshof der Pairs wäre, dadurch aber demselben zu verstehn zu geben, daß das Parlament von Toulouse demselben einen Eingriff in seine Rechte gethan hätte. Diese glatte Worte des Monarchen verführten und berauschten die Parlamentsräthe, die sich ein so theures Geständniß zu Nutze machten. Ohne alle Rücksicht auf das noch ganz neuerlich selbsterfundne Einigungssystem, kassirten sie das Verfahren des Parlaments von Toulouse, und erklärten dasselbe für unfähig, von einer Sache Kenntniß zu nehmen, die ein Mitglied der Pairschaft beträfe. Aus überfließender Dankbarkeit aber für die Wohlthat des Hofes waren sie so gefällig, den Proceß gar nicht fortzusetzen, sondern den Herzog von Fitz-James seinen Triumph genießen zu laßen, ohne einmal demselben einen Makel anzuhängen, wie sie doch einige Jahre nachher den Herzog d'Aiguillon thaten. Dieser Eingriff in die Rechte der andern Klassen brachte den Eifer dieser letztern in Bewegung. Fast alle stellten Protestationen gegen die Behauptung des Pariser Parlaments aus. Dieses selbst, als es von seinem ersten Enthusiasmus zu sich selber gekommen war, versuchte, dasjenige wieder gut zu machen, was sein Erkänntniß auffallendes hatte, und erklärte, daß sein Vorzug, der einzige und alleinige Gerichtshof der Pairs zu seyn, die Brüderschaft zwischen Mitgliedern, die alle zusammengenommen nur einen Körper ausmachten, nicht aufheben sollte. Vernünftige Leute lachten über diese Vermäntelung und verschiedene Klassen wurden so unwillig darüber, daß sie einer Einigung entsagten, wovon sie nur die Last haben und keinen Vortheil genießen sollten.

Da die Magistratur doch diesen Mangel des Zusammenhaltens einen Theil der seit zehn oder zwölf Jahren erworbenen Stärke wieder verlohren hatte, so ward sie von ihren Feinden nun mit verdoppelten Kräften angefochten. Diese vergrößerten in den Augen des Hofes ihre tägliche Eingriffe in die höchste Gewalt; den Augen des Volks aber schilderten sie

1768. dieselbe wie sie nichts zu Herzen nimmt, als ihre eigne Größe, und die Rechte und Vortheile des Volks hintansetzt, so bald ihre Freyheit oder ihre Vorrechte durch ihren Widerstand gefährdet werden können. Kurz, sie suchten die Mißhelligkeit zwischen den verschiedenen Parlamentern immer zu vermehren, weil sie überzeugt waren, daß das einzige Mittel, sie zu Grunde zu richten, dieses wäre, daß man sie nach und nach angriffe. Sie erhielten auch ihren Endzweck, aber erst nach nach langem Ausharren, Ränken, Arbeiten und Erschütterungen. Vor dieser großen Begebenheit verstrichen noch verschiedene Jahre, fruchtbar an Thaten und Vorfällen, die die Aufmerksamkeit des Lesers verdienen.

Unter den traurigtn Früchten des nun geendigten unglücklichen Krieges zeichneten sich zween Processe aus, die man wohl national nennen könnte, und die die Aufmerksamkeit des Publikums lange beschäftigten. Der erste war der Proceß der Canadier. Gegen das Ende des Krieges war die Regierung des Murrens und Klagens von allen Seiten überdrüßig, und wollte ein Exempel statuiren, um die durch so viel Unglücksfälle, Verluste und begangene Fehler verursachte Gährung ein wenig zu stillen. Weil sie aber zu schwach war, die Mißbräuche in der Quelle anzugreifen und die großen Verbrecher zu strafen, so suchte sie solche Opfer, die nicht zu mächtigen Anhang hätten, und doch, ihres Ranges, ihrer Anzahl, und der Art ihrer Verbrechen wegen, Eindruck machen könnten. Herr Berryer, der eben so vorsichtig zu Werke gieng, und von seiner natürlichen Härte und Bosheit oft durch die Furcht, sich selbst zu schaden, zurückgehalten ward, fand alle die verlangten Eigenschaften an den Häuptern und Administratoren von Canada.

Vor dem Verlust dieser Kolonie waren ihm oft Nachrichten von dem traurigen Zustande derselben zu Händen gekommen. „Das ganze Land, schrieb „man ihm, ist bereit, wider die Unterschleife zu zeu„gen, die daselbst gemacht worden, und noch täg„lich

„lich gemacht werden. Aus den ansehnlichen Bey- 1761.
„hülfen, die Sie hergeschickt haben und aus dem
„Elende, worinn wir dem ungeachtet leben, können
„Sie selbst davon urtheilen. Auch aus den schnel-
„len Bereicherungen, die man erlebt hat, läßt sich
„das Urtheil fällen; diese sind alle auf Kosten des
„Königs entstanden. Er erschöpfte seine Schatul-
„len, um uns zu ernähren und uns Kraft zu geben,
„in seinem Dienste zu kämpfen — aber der Hunger
„verzehrt uns, und mit dem für uns bestimmten Un-
„terhalt haben andre sich gemästet." Da die-
ser Minister über die ungeheuren Summen, die sei-
ne Vorgänger dahin geschickt hatten, und über die-
jenigen, die er, ungeachtet seines Ersparungsplans,
selbst hatte übernehmen müssen, noch mehr aber über
die Schulden, die selbst nach dem Verlust der Kolo-
nie noch bezahlt werden mußten, schon aufgebracht,
und überdies von den daselbst herschenden Unordnun-
gen so überzeugt war, daß er nicht daran zweifeln
konnte, weil die Häupter sowohl, als die Unterbe-
dienten der Administration, es ihm selbst gemeldet
hatten, in der Hofnung sich dadurch der Verant-
wortung zu entledigen und den Tadel und die Vor-
würfe dadurch auf andre zu wälzen, so fieng er
damit an, daß er geradezu den Intendanten zur
Verantwortung zog. Dies war ein gewisser Bigot,
von sehr guter Familie, der Sohn eines Kanzley-
directors von eben diesem Kollegio, auch ein ziem-
lich naher Verwandter des Grafen de Marville.
Dieser Minister hatte denselben in dem Korps von
der Administration der Marine angesetzt, welches
man damahls das Korps von der Feder nannte;
(weil es die Expeditionen zu besorgen hatte;) seinen
Bruder aber in dem Korps vom Degen. (weil es
bloß den Militärdienst verrichtete). Dieser älteste
ward, nachdem er in diesem Fache die ersten Bedie-
nungen durchgegangen war, von dem Grafen de
Maurepas zum Kommissarius zu Ludwigsburg er-
nannt. Er war daselbst 1745 als diese Festung dem
Feinde in die Hände fiel, und man gab demselben

1768. damals gleich den Aufstand der Besatzung Schuld, die darüber unwillig war, daß man sich die Frucht ihrer Arbeit zueignete, und sie um die Gelder betrog, die der König zur Erbauung und Ausbesserung der Festungswerke hergab. Da indessen diese Klagen eben sowohl auf den Gouverneur und die Officiers fielen, die man in den Proceß hätte verwickeln müssen; da ferner der Minister ein sanftmüthiger Mann war, der nicht gern Aufsehn machte, und nicht leicht was Böses glaubte; es überdies auch sehr schwer, und vielleicht unmöglich, gewesen seyn würde, die Beweise in einer Sache herbeyzuschaffen, in welcher alle Officiers gegen die Soldaten gemeine Sache machen mußten; und der Ruhm endlich, den Frankreich jetzt zu erfechten anfieng, alle vorherige Unglücksfälle auslöschte: so hatte diese Klage keine weitere Folgen, und Herr Bigot ward nichts destoweniger bey dem Frieden wieder zum Intendanten von Neufrankreich ernannt. Unglücklicher Weise ward derselbe dadurch, daß er ungestraft geblieben war, nun noch viel dreister, in einer Kolonie Unterschleife zu machen, wo ein solches Haupt, wegen der Absonderung von der Hauptstadt, mit welcher die Komunikation acht Monathe lang im Jahr gehemmt ist, nothwendig eine sehr uneingeschränkte Gewalt hat. Die Entfernung der einzelnen Posten woraus die Kolonie besteht, und die ihrer großen Anzahl ungeachtet, doch weit auseinander liegen, begünstigt nicht weniger seine geheime Ränke. Die Natur seines Geschäftes selbst, und ein kaufmännischer Geist, den er ohnedies zu seinen Verrichtungen haben muß, müssen in einem Herzen, das dem Geitze nicht gänzlich verschlossen ist, diese Leydenschaft nothwendig rege machen. Die Vertauschung verschiedener Europäischer Waaren, gegen Pelzwerk und andere Landesproduckte, die den Wilden zu machende Geschenke, die Verpflegung der Truppen und der Kolonie, die der Intendant fast ganz allein zu besorgen hat, und wozu die Lebensmittel mit verwendet werden, die aus Europa überkommen, so viel kleine in einanderlaufende

fende Berechnungen und Besorgungen, aus denen man sich nur durch eine seltene Scharfsinnigkeit herauszuhelfen weiß, geben dem Betruge zu gleicher Zeit zu den geschicktesten und einträglichsten Umschlägen die beste Gelegenheit. Herr Bigot hatte dieses alles so gut benutzt, daß er, und mit ihm viele andre, sehr reich geworden waren; denn zu solchen Unterschleifen gehört die Mitwürkung von Handlangern, Agenten und Unterbedienten, die alle nach demselben Maaß, und oft noch hitziger und thätiger, auch für sich zu sorgen bemüht sind. Indessen ist es immer das Haupt, worauf aller Augen gerichtet sind, und wogegen alle Klagen geführt werden. Herr Bigot war so ungeschickt, daß er seinen Reichthum wenigstens nicht genug versteckte, sondern mitten unter dem öffentlichen Elend und Mangel auf dem glänzendsten Fuß lebte und ungeheuren Aufwand machte. Während der größten Hungersnoth hielt er eine Tafel von zwanzig Gedecken, die so besetzt war, daß sie zwey hundert Einwohner hätte ernähren können. Herr Berryer, der von dem Luxus und dem Aufwande des Intendanten benachrichtigt war, hatte ihm geschrieben: „Ich bitte Sie, sehr ernsthaft über „die Art nachzudencken, wie die Ihnen anvertraute „Verwaltung bisher ist geführt worden; dies ist wich„tiger, als Sie denken." Er ließ sich das nicht anfechten. Da er zu Ludwigsburg einer viel gegenwärtigern Gefahr entgangen war, weil er alle Truppen der Kolonie zu öffentlichen Anklägern hatte: so schmeichelte er sich zu einer Zeit, da die beständige Veränderungen im Ministerio ihn bald von diesem ungelegnen Argus befreyen konnte, noch besser wegzukommen. Da er überdies jetzt viel reicher war, als damahls, so hatte er jetzt sichrere und mächtigere Mittel, sich bey einem verderbten Hofe zu rechtfertigen; und endlich mußte die allgemeine Verwirrung aller Angelegenheiten einen so dichten Schleyer über seine Unterschleife werfen, daß er es für unmöglich hielt, daß man ihn auf die Spur kommen könnte. Mit der Aussicht auf so viel Auswege geht er von 1768.

1768. Canada ab, und kömmt, der drohenden Briefe des Ministers ungeachtet, nach Versailles. Er meldet sich bey demselben, und fordert die Bezahlung der Wechselbriefe, die er bey sich hat, die er für soviel unverwerflicher ausgiebt, als sie die Summe seiner eigenen Besoldungen enthalten, die er aufgeopfert hat, um Korn zu kaufen und die Kolonie zu verpflegen. Das Stillschweigen des Ministers schreckt ihn nicht; er zeigt nichts desto minder einen Theil seiner Glücksumstände öffentlich; er legt seine Kapitalien an, kauft Landgüter und breitet sich bis an die Thore von Versailles mit seinem Aufwand aus. Mitten in dieser anscheinenden Sicherheit, denn die Fest-
17. Nov. nehmung des Generallivranten der Lebensmittel von
1761. Canada, Cadet, war ihm doch aufgefallen, wird er auf die Beschuldigung dieses Arrestanten, selbst
17. Dec. in Verhaft genommen und nach der Bastille gebracht. Vier Wochen nachher wird ein offener Brief des Königs bekannt gemacht, in dessen Eingange es heißt: „daß der König erfahren hat, daß in seinen Kolonien in Nordamerika, und besonders in Canada, „Monopolien, Mißbräuche, Plackereyen und Unterschleife vorgegangen, welche gedachten Kolonien „einen ansehnlichen Nachtheil zugezogen, viele Einwohner zu Grunde gerichtet haben, und um so straf„würdiger sind, als sogar einige von denen, die man „deshalb im Verdacht hat, den Nahmen und die „Gewalt Sr. Königlichen Majestät gemißbraucht ha„ben." Darauf befiehlt der König, daß eine Kommission von Chatelet den Urhebern dieser Verbrechen, nebst ihren Helfershelfern, Mitschuldigen und Anhängern, den Proceß machen soll, worinn mehr als fünfzig Beklagte von allen Ständen verwickelt; und darunter der Gouverneur, der Intendant, siebzehn Kommandeurs einzelner Posten, zween Kommissarien von der Marine, ein Rath vom Oberkonseil zu Quebec, u. s. w. befindlich waren. Ueberhaupt sind alle Kommissarien verhaßt; jedoch alsdann weniger wenn sie aus den ordentlichen Richtern genommen sind. Ueberdies mußte man in einem so

langen

langen und so verwickelten Processe nothwendig die gerichtliche Förmlichkeiten abzukürzen suchen, und man konnte doch nicht den ganzen Lauf der Justiz hemmen, um einen Proceß, dessen Instruirung Jahre lang dauern konnte. Der Präsident dieser Kommission sollte der damahlige Polizeylieutenant Herr de Sartine seyn, der durch die Natur seiner Bedienung, durch seinen von der Natur empfangenen schlauen Witz, den er in diesem Posten vortreflich entwickeln gelernt hatte, und durch die verschiedenen Verhöre, die er schon über die vornehmsten Beklagten abgehalten hatte, unter allen Räthen vom Chatelet zu diesem Geschäft der geschickteste zu seyn schien. Herr **Dupont**, gleichfalls Rath vom Chatelet, hatte den Vortrag, und man würde schwerlich eine Gerichtsperson von mehrern Einsichten in dergleichen Sachen gesunden haben, die zugleich so redlich, so voll Förmlichkeiten, so belebt vom Geiste der Ordnung, der Kleinigkeit und der zu seiner Rolle nothwendigen Schikane, und hauptsächlich von so unermüdlicher Geduld gewesen wäre. Mit dem Prokurator des Königs war man nicht so gut zufrieden; wider seinen Verstand war zwar nichts einzuwenden, seine Rechtschaffenheit aber war verdächtig und konnte leicht einer Versuchung unterliegen; er war zum Generalprokurator der Kommission ernannt. Die Instruirung dieses Processes, auf welchen Frankreich, ganz Europa und selbst die neue Welt ihre Blicke gerichtet hatten, dauerte drey Jahre. Die Sentenz entsprach nicht dem Interesse und der Erwartung des Publikums. Es ward auf die Zurückgabe von zwölf Millionen an den König erkannt. Der Marquis de Vaudreuil ward frey gesprochen, und das verdiente er für seine Person, allein seine Schwachheit und Nachsicht gegen seinen Kollegen, den Intendanten, dessen Durchstechereyen ihm nicht unbekannt seyn konnten, und hauptsächlich gegen die Officiers, die unmittelbar unter seinen Befehlen standen, war doch sehr strafbar. Die Herren **Bigot**, Intendant, **Parin**, Kommissarius zu Montréal, und **Bréard**,

1768.

10. Dec. 1763.

1768. Koutrolleur der Marine zu Quebec, welche überführt waren, daß sie während der Zeit ihrer Verwaltung die in dem Proceß angeführte Mißbräuche, Unterschleife, Duchstechereyen und Veruntreuungen im Finanzfach, geduldet, begünstiget und selbst begangen hattten, wurden mit bloßer Verbannung bestraft; einige Officiers kamen mit Verweisen davon, obgleich ausgemacht war, daß sie von den gegen den König begangenen Diebstählen Kenntniß gehabt und dara'n Theil genommen hatten. Das erstaunlichste ist, daß dem Major der Truppen, Herrn Péan, der dazu verurtheilt war, dem Könige sechs mahl hundert tausend Livres wieder herauszugeben, nicht die allergeringste Infamie zuerkannt ward. Die Kommissarien entschuldigten die Gelindigkeit ihres Erkenntnisses damit, daß kein Gesetz vorhanden wäre, daß sie berechtigte, in solchem Falle auf Todesstrafe zu erkennen. Indessen konnte man doch zum allerwenigsten das Verbrechen der Canadier mit Hausdiebstahl vergleichen, und es ist bekannt, daß eine arme Magd, die ihrer Herrschaft ein Tellertuch entwendet, gehangen wird. Was die erkannte Zurückgabe der zwölf Millionen beerifft, so zweifelt man, daß viel davon in die Königliche Schatulle gekommen. Der Generalliverant Cadet sollte für sein Theil sechs Millionen herausgeben; er machte aber eine Gegenforderung von zehn oder elf Millionen. Um diese Forderungen gegen einander aufzuheben, ward er wieder in den vorigen Stand gesetzt, und Herr Gerbier, sein Advokat, zog das meiste davon, denn derselbe bekam drey mahl hundert tausend Livres für seine Bemühung. Pennisseault, sein Commis, hatte die Vorsicht gebraucht, eine hübsche Frau zu nehmen, die so glücklich gewesen war, dem Herzog de Choiseul zu gefallen. Sie würkte ein Rechtfertigungspatent für ihren Mann aus; dadurch ward er so weiß, wie Schnee, und behielt den betrügerischen Gewinnst, den er herausgeben sollte. Ein Sohn des Bréard heyrathete hernach eine Verwandte dieses Ministers. Der einzige Intendant, auf

auf den zu viel Augen sahen, und der, als ein alter Hagestolz, weder Frau noch Tochter Preis zu geben hatte, mußte seine Strafe ausstehn, ohne wieder nach Frankreich kommen zu können. 1768.

Der Proceß des Herrn de Lally, dessen Erzählung wir schon voraus verkündigt haben, fieng später an und dauerte länger. Der Beklagte stand in ganz andern Ansehn, und ward nicht allein vom Fiskal, sondern von ganz Indien, wovon jener nur das Werkzeug war, angeklagt. Die Grundlage zu dem Proceß war eine Bittschrift, die der Gouverneur und der oberste Rath von Pondichery dem Könige übergeben hatten, und worinn sie sich beschweren, daß sie durch die Beschuldigungen des Herrn de Lally an ihrer Ehre und gutem Nahmen aufs äußerste gekränkt wären, und den König um Niedersetzung eines Gerichts bitten, daß ihnen Gerechtigkeit verschaffen soll. vom 3. August 1762.

Dieser Bittschrift war ein Aufsatz beygefügt, worinn man zu beweisen suchte, „daß der oberste Rath „und die unglückliche Kolonie von Indien von Anfang bis zu Ende unter der Gewalt eines despotischen Befehlshabers zu Boden getreten worden, der „die Regeln der Klugheit, der Ehre, und selbst der „Menschlichkeit, niemals gekannt hätte; daß der „Graf de Lally ganz allein von der ganzen Verwal„tung des inneren und äußeren Zustandes der Kom„pagnieangelegenheiten, wie auch aller Einkünfte ih„rer Ländereyen, und was dem anhängig, Red und „Antwort geben müßte. . . . Daß derselbe den „Verlust von Pondichery verantworten müßte, weil „die Stadt bloß wegen Mangel an Lebensmitteln ver„lohren gegangen wäre, da er allein die Mittel in „Händen gehabt hätte, diesem Mangel abzuhelfen, „nehmlich Geld, um dergleichen anzukaufen, alle „Erdfrüchte, den Ertrag der Ernten, und die Trup„pen, dieselben zu decken. . . .” Kurz, man legte demselben in diesem Aufsatz neun Kapitalartikel zur Last, die, nach dem Anführer der Kläger, mehr als Ungeschicklichkeit von Seiten des Beklagten, bewiesen.

Herr

1768. Herr de Lally, sobald er erfährt, daß diese Beschwerden bey Hofe Eindruck gemacht haben, kommt nach Fontainebleau. Man verkündigt ihm, daß die Rede sey, ihn nach der Bastille bringen zu laßen; Novemb. 1762. diese Neuigkeit schreckt ihn nicht. Er schreibt dem Herzog de Choiseul einen herzhaften Brief, worinn er sagt, daß er hierhergekommen sey, um dem Könige seinen Kopf und seine Unschuld darzubringen. Er wird in Verhaft genommen. Funfzehn Monathe vergehn, ohne daß er verhört wird, und wäre Madame de Pompadour nicht gestorben, so wäre er vielleicht mit Ehren, und wenigstens ungestraft, aus dem Gefängnisse gekommen.

Durch einen seltsamen Vorfall kam die Sache gleich Anfangs in die Hände der ordentlichen Justiz. Ein Jesuit, denn die waren bey allem, was vorgieng, Nahmens Pater Laraux, war, zur Zeit der Aufhebung der Gesellschaft, im Hause der Kompagnie von Indien gestorben, wo man ihm eine Wohnung gegeben hatte, weil er ehedem Missionair dieser Kompagnie gewesen war, und das Parlament hatte seinen Nachlaß versiegeln laßen. In den Papieren dieses neumodischen Apostels fand man für beynahe zwölfmahl hunderttausent Livres Vermögen und eine Klage gegen Herrn de Lally. Eine sonderbare Aneckdote ist in den Geschichtserzählungen des Grafen zu finden, und verdient einigen Glauben, weil sie durch die Aussage eines Augenzeugen von unbescholtner Redlichkeit *) bestätigt wird. Der Schüler des heiligen Ignaz, der sehr vorsichtig war, und nicht wußte, was bey der Ankunft des Generals in Europa vorgehn würde, der vielleicht durch sein Ansehn seine Ankläger in Furcht jagen oder Lügen strafen könnte, hatte zween Aufsätze gemacht, um, nach Maaßgabe der Umstände, von dem einen oder dem andern Gebrauch zu machen. Ob er demselben gleich gar nicht günstig war, so enthielt der erste doch große

Lobes-

*) Des Herrn Marquis de Montmorency, der jetzt Officier bey den Gardes du Korps ist, und sonst in Indien gedient hat.

Lobeserhebungen des Grafen de Lally, und diesen hatte der vorhin erwehnte Officier gesehen. Der zweete war die Rückseite der Schaumünze. Sobald der Jesuit erfuhr, daß der gegen den Beklagten gemachte Entwurf guten Fortgang hatte, verbrannte derselbe wahrscheinlicher Weise seine Lobschrift, und behielt nur die Klageschrift bey. Diese ward dem Generalprokurator eingehändigt, der den Grafen de Lally wegen Unterschleife, Plackereyen, Mißbrauch der Gewalt, und sogar Hochverrath anklagte. Darauf erschien ein Arret, wodurch der Proceß an das Chatelet verwiesen ward; und der König, der, seiner Gewohnheit nach, sehr ungewiß war, wie er sich dabey nehmen sollte, und der sich gemeiniglich von den Umständen leiten ließ, gab die erste offene Ordre, worinn die Nothwendigkeit gezeigt ward, dem Unglück von Indien bis zu seiner ersten Quelle nachzuspüren, und sagt im Eingange: „Da man „uns in vielen schriftlichen Aufsätzen eröfnet hat, daß „diese so vielfältige und traurige Verluste durch Räubereyen, Unterschleife und Vergreifung der Gelder „verursacht worden, so erfordert es unsere Gerechtigkeit, daß diese Verbrechen durch gerichtliches Verfahren untersucht werden.“ Nach den Ausdrücken dieser Ordre hatte man bloß die Absicht, das Verbrechen zu entdecken, man mogte es finden, wo man wollte. Der Proceß war nicht besonders und nahmentlich gegen irgend einen Beklagten gerichtet, sondern sollte überhaupt alle Verbrechen betreffen, welche in Absicht auf die Verwaltung und Handlung der Kompagnie begangen worden; es sey nun vor oder nach der Ankunft der Truppen unter den Befehlen des Grafen de Lally und die versammelte große Kammer, sollte die Sache aburtheln. In dieser ersten Ordre merkte man noch die Hand, welche den Grafen de Lally unterstützte; in der zwoten Ordre findet man dieselbe nicht mehr, weil die Marquise *) nicht mehr lebte. Der Graf wird darinn

1768.

6. Julius 1763.

12. Jan. 1764.

April 1764.

*) Madame de Pompadour ist zwar würklich erst den 15. April gestorben, war aber seit sechs Wochen schwach

1768. ginn, als der einzige, wenigstens als der Hauptverbrecher, nahmhaft gemacht. Die übrigen, die in der Sache verwickelt sind, sind nur Mitschuldige und Anhänger von ihm. Dadurch hatten seine Feinde sehr viel gewommen, die auf diese Weise die Denunciationen des Generals unnütz machten und aus Beklagten Kläger wurden. Das kam daher, weil sie in der Freyheit waren; weil sie besser, wie er, den nützlichen Gebrauch der ungeheuern Summen kannten, die sie erworben oder gestohlen, und daher das Gold mit vollen Händen ausgestreut hatten; kurz, weil sie durch das mächtige Interesse der Selbstvertheidigung mit einander verbunden und daher unüberwindlich waren. Anders läßt sich der Umstand gar nicht erklären, daß unter dieser Menge von treulosen Bedienten der Kompagnie von Indien, die alle zu der Zeit, da die Kompagnie selbst im größten Verfall war, unermeßlich reich zurück kamen, die fast alle dem Grafen de Lally, bey seiner Absendung nach Indien, von der Europäischen Administration als Malversanten und Betrüger angezeigt waren, (denn in einem ihm mitgegebenen Aufsatz, der viele interessante Bemerkungen über den Charakter und die Eigenschaften der verschiedenen Officianten enthält, heißt es am Ende eines jeden Artikels: **Der vergißt sich nicht!**) die fast alle öffentlich dafür bekannt, auch jetzt von eben diesem Chef bey eben dieser Kompagnie wegen Räubereyen angegeben waren, wovon er die Beweise in Händen zu haben behauptete, daß unter dieser Menge, wir wiederhohlen es noch einmahl, nicht ein einziger bestraft worden, und daß das Schwert der Gerechtigkeit gegen Niemanden, als gegen denjenigen, gezückt worden, vor dessen Ankunft in Indien die Räubereyen schon getrieben, und der dahin geschickt ward, um sie zu entdecken und zu bestrafen.

Dem sey wie ihm wolle, nach allen den ungeheuern Anstalten, die ein solcher Proceß erforderte,

machte

schwach, und betrieb keine Sache mehr mit der Theilnehmung, die sie sonst zu zeigen pflegte.

machte nun der Referent seinen Vortrag, der nach der Meynung der Richter ein Meisterstück war, gewiß aber für einen Seemann und Soldaten oder Geographen, der ihn läse, viel Ungereimtheiten enthalten mag. Dieser Referent war Herr Pasquier, derselbe, der in der Sache des Damiens den Vortrag gehabt hatte. Bey seiner großen Erfahrenheit im Labyrinth der Schikane und der Justiz, bey seiner Geschicklichkeit und Feinheit, war er zugleich ein von Vorurtheilen eingenommener, eigensinniger, hitziger und jähzorniger alter Mann, der wahre Gegenfüßler des phlegmatischen und fühllosen Referenten der Canadier. Herr de Lally besaß gleichfalls die mehresten dieser Fehler. Daher entstanden die heftigen Auftritte zwischen diesen beyden Personen in den Verhören. Bey dergleichen Menschen läßt dieses oft einen Groll zurück, der heimlich gährt, und sie als Richter höchst gefährlich macht, um so mehr, wenn ihr Vortrag, bey der Auseinandersetzung einer so sehr verwickelten Sache, nicht von der genausten Unpartheylichkeit geleitet wird. Dies wirft man dem Herrn Pasquier vor *). Inzwischen konnte dieser Rath kein einziges entscheidendes Verbrechen, am wenigsten von Seiten des Hochverraths, aufbringen, wodurch der Beklagte Todesstrafe verdiente, wenn man sich buchstäblich an die Verordnung binden wollte. Er stellte aber den Richtern vor, daß man sich bey einem Processe von dieser Art, der nicht in dem gewöhnlichen Wege Rechtens geführt würde, und sonst gar nicht für sie gehören würde, über das Gesetz hinaussetzen, in den Geist des Gesetzgebers eindringen, nach dem großen Plan und den Grundsätzen der Staatsverwaltung das Urtheil abfassen, und an einem vornehmen Verbrecher ein auffallendes Exempel statuiren müßte. Diese Rede entflammte den Blutdurst seiner Kameraden, und der Graf de Lally ward verurtheilt, den Kopf zu verlieren. Die Art, wie man ihn verhört hatte, mußte denselben schon 1768.

*) S. den schriftlichen Aufsatz des Grafen de Tollendal, eines natürlichen Sohns des Grafen de Lally.

1768. schon dazu vorbereitet haben. Man hatte ihm das große Ordenskreuz, nebst dem Bande, abgenommen, und er mußte auf der Bank *) sitzen, woraus sich leicht schließen ließ, das es auf eine würkliche Leibesstrafe angesehn war. Er verlohr alle Fassung bey Anhörung des entehrenden Richterspruchs. Welch ein Schicksal, mit vierzehn Narben bedeckt in Scharfrichters Hände zu fallen! Als ihm das Urtheil vorgelesen ward, stieß er die schrecklichsten Verwünschungen gegen den Himmel und die Erde, gegen seine Richter und vorzüglich gegen seinen Referenten, aus. Bald darauf schien er sich in sein Schicksal zu ergeben, verlangte zu beten, und versuchte, während der Zeit, mit einer in seinem Mantel verborgenen Kompasnadel sich zu erstechen. Man verhinderte ihn daran, und benahm ihm die Mittel, diesen Entwurf auszuführen, der ohnedies wohl nicht sehr ernstlich seyn mogte, weil er sonst vermuthlich nachdrücklicher zu Werke gegangen seyn würde. Dem sey nun wie ihm wolle, ein solcher Delinquent bleibt, sobald er sein Urtheil vernommen hat, in den Händen des Scharfrichters, der mit seiner Person für denselben haften muß.

Der König, dem man im Voraus von dem Schicksal des Grafen de Lally Nachricht gegeben, hatte dem Oberpräsidenten sagen laßen, das Parlament könnte nach Belieben verfahren, er wäre nicht geneigt Begnadigung zu verwilligen, und um dergleichen Bitten aus dem Wege zu gehn, wollte er nach Choisi reisen, wo niemand vor ihn gelaßen werden sollte. Indessen hatte er demselben doch empfohlen, daß man, bey Beobachtung der Strenge der Gerechtigkeit, dem Verbrecher alle die Achtung beweisen sollte, die mit seiner Bestrafung verträglich wäre. Dem zufolge war verabredet, daß Herr de Lally bey dem Kerkermeister in Verwahrung bleiben, des Nachts mit seinem Beichtvater, einem Gerichtsdiener in bürgerlicher Kleidung, und seinem Kammerdiener, in seine

*) Sellette, ein kleines Bänklein, worauf Hauptverbrecher in den Verhören sitzen.

seine Kutsche steigen und der Scharfrichter nur auf dem Schavot seyn sollte, um sein Amt zu verrichten. Herr Pasquier hätte sich dieser Milderung aus allen Kräften widersetzt, und behauptet, in solchen Fällen wäre der Tod nichts; nur die entehrenden Anstalten, die Ketten, die Karre, der Schinder, müßten denselben schrecklich machen. Diesen Vortrag wiederhohlte derselbe bey Gelegenheit des Versuchs, den der Graf de Lally machte, sich der Vollstreckung des Urtheils zu entziehen. Man schickte einen Kourier nach Choisi, und bekam zur Antwort, die Richter könnten machen, was sie wollten. Der Scharfrichter nahm also Besitz von seiner Beute, band dem Grafen die Hände, und, unter dem Vorwande, daß die Negern die Geschicklichkeit hätten, sich mit ihrer eignen Zunge zu ersticken, welches Herr de Lally, auf seinen Reisen, wohl auch könnte gelernt haben, that er den Vorschlag, denselben zu knebeln, um solche That zu verhindern. Diesen Vorschlag nahm der Referent um so begieriger an, als er sich dadurch vor dem Schimpfen des grimmigen Grafen in Sicherheit gesetzt sahe. 1768.

In diesem Aufzuge und auf dem gewöhnlichen Armensünderkarrn ward der Graf de Lally mitten durch eine unzählige Menge Zuschauer vom Pöbel, von Bürgersleuten, von Militärpersonen und Hofleuten, nach dem Gerichtsplatz la Greve geschleppt. Unten am Schavott nahm man demselben den Knebel aus dem Munde, und viele Leute glaubten, daß er nun eine Rede halten würde; allein er nahm seine ganze Standhaftigkeit zusammen, bestieg ruhig das Schavott, und empfieng, ohne ein Wort zu reden, den Todesstreich.

Das Publikum, das immer schwierig, immer unzufrieden ist, von dem man immer Tadel gewärtigen muß, man mag auch noch so gut handeln, das so lüstern nach Hinrichtungen und so geneigt zu blindem Mitleiden ist, dem die Sentenz gegen die Canadier zu gelinde geschienen hatte, fand nun bald das Urtheil gegen den Grafen de Lally zu grausam. Das

1768. kam daher, weil in der Sentenz bloß die Worte stan- den: Für die aus den Akten hervorgehende Ver- brechen. Ein unbestimmter Ausdruck, zu dessen Ge- brauch sich die Gerichtshöfe für befugt halten, und der viel Eseleyen, Mißbräuche, Ungerechtigkeiten und Abscheulichkeiten verdecken kann, der daher einer so furchtbaren Obrigkeit nicht erlaubt werden sollte, deren Handlungen alle, selbst die geringste nicht ausgenom- men, lediglich durch das Gesetz bestimmt werden müß- ten, weil unter diesem Deckmantel die Unschuld so- wohl, als die Bosheit, unterdrückt werden kann. Dem sey wie ihm wolle, selbst in dem Augenblick, da der Graf de Lally hingerichtet ward, stand selbst im Schulstaube schon ein Rächer und Vertheydiger seines Andenkens auf. Schon damals beschloß sein natür- licher Sohn, der hernach unter dem Nahmen des Grafen de Tollendal bekannt geworden ist, seinen Vater zu rechtfertigen. Derselbe ließ von nun an keinen Augenblick vorbeygehn, ohne sich mit diesem Gegenstand zu beschäftigen. Mit allen Talenten der Natur und der Kunst hat er, statt der nichtswürdi- gen Lustbarkeiten seines Alters, alle Europäische Kri- minalgesetzbücher durchstudirt. Bey diesen erstaunli- chen Vorbereitungen hat er es nicht bewenden laßen, er hat sich auch den Zutritt zum Thron verschaft und der verstorbene König, der für den Vater unerbitt- lich gewesen war, hat sich von dem Sohn erweichen laßen, und außer dem baaren Gelde, so er ihm gege- ben, ihn auch geheime Papiere zugestellt, die er an- ders nicht bekommen konnte, und die er haben mußte, wenn sein Proceß glücklich ausschlagen sollte. Mit diesen Hülfsmitteln und einem noch stärkern Schutz, den er bey dem jetzt regierenden Monarchen, und hauptsächlich bey der Durchlauchtigen Gemahlinn desselben, gefunden, hat er es dahin gebracht, daß die Sentenz des Parlaments kassirt, und die Revi- sion dem Parlament von Rouen aufgetragen worden.

Wir wissen nicht, was dieser Gerichtshof für ein Urtheil fällen wird, welches vielleicht, wie manche andre, die Frucht eines beständigen Ueberlaufs und

der ausgezeichneten Gunst werden mag, die der Graf de Tollendal genießt. Nachdem wir aber alles angeführt, was man gegen den Referenten und die Richter gesagt hat, müssen wir auch unpartheyisch bekennen, daß es schwer zu glauben ist, daß ein Mann von solchem Range, wenn ihn vierzig Räthe einstimmig *) verurtheilen, nicht schuldig seyn sollte. Ferner müssen wir anzeigen, daß, als der Beklagte darauf bestand, alle Zeugen zu verwerfen, weil sie Betrüger waren, oder doch ein Interesse hatten, ihn zu beschuldigen, Herr Pasquier demselben freygestellt hat, selbst Zeugen vorzuschlagen, sie mögten Franzosen oder Fremde seyn; daß er ihm dabey versichert, die Regierung würde sie herbey kommen laßen, sie mögten seyn, wo sie wollen; daß Herr de Lally sich dessen beständig geweigert, und gesagt, er kenne niemand, den er zum Zeugen annehmen könnte, denn in Indien hätte er nichts als Spitzbuben und Schurken gesehn, die das Rad verdienten; daß Herr de Lally gar nicht ungehört hingerichtet, sondern wiederhohlentlich verhört worden; daß diese Verhöre, die eigentlich nur dreyßig Stunden dauern sollten, hundert und funfzehn gedauert haben, wobey man demselben alle erforderliche Muße gelaßen, seine Antworten abzufassen, so daß einige Antworten gegeben worden, über deren Abfassung er drey Stunden zugebracht; daß endlich der Vortrag oder Relation auf drey verschiedene Arten gemacht worden, indem Herr Pasquier zuerst bloß als ein Geschichtschreiber die That-

1768.

F 2

*) Ein einziger, Herr Mayneaud, war anderer, aber strengerer, Meynung. Er sagte, daß er aus dem Vortrag des Herrn Pasquier deutlich einsähe, daß der Graf de Lally, während den zwey und dreyßig Monaten, die er in Indien zugebracht, seine Gewalt bloß dazu angewendet hätte, alle diejenigen, die unter seinen Befehlen, oder unter seinem Schutze standen, zu quälen; er wünschte also, auf eine Hinrichtung stimmen zu können, die eben so lange dauerte, weil es aber dergleichen nicht gäbe, so wollte er wenigstens auf die langwierigste, nehmlich auf das Rad, stimmen.

1768. Thatsachen erzählt, alsdann wieder von vorne angefangen und die Aussagen mit eingeflochten und bey der dritten Wiederhohlung endlich ein Ganzes daraus gemacht hat, woraus die Ueberführung oder die Lossprechung des Beklagten genommen werden sollte; und daß dieser Vortrag, durch alle die Sitzungen hindurch, die er eingenommen, so genau und richtig gewesen, daß Herr Pasquier nicht ein einziges mahl unterbrochen worden. Herr Pasquier hatte am Ende seines Vortrags gesagt, da er den Herrn de Lally für einen Mann von vielem Verstande halten müßte, als wofür ihn diejenigen immer gehalten, die ihn gekannt hätten, so verbreitete dieses allein schon Licht genug über die Aufführung desselben; denn dies bewiese, daß er, von dem Augenblick seiner Abreise, bis zur Uebergabe von Pondichery, einen förmlichen Plan gemacht und ausgeführt hätte, seinen Ehrgeitz, seine Habsucht und seine Rachgier zu sättigen, es mögte kosten, was es wollte, selbst wenn er darüber gegen das Interesse des Königs, des Staats und der Kompagnie zum Verräther werden sollte. Widrigenfalls müßte man denselben für den schwächsten Dummkopf halten, der aber dabey boshaft, grausam und einer Menge einzelner Abscheulichkeiten schuldig wäre, wovon die geringste schon die Rache der Gerechtigkeit verdiente.

Der einzige auf den ersten Anblick wahrscheinliche Einwand ist, daß ein solcher Proceß vor ein Kriegsgericht gehört hätte. Dieser Vorwurf träfe alsdann die Regierung, da das Parlament den Grafen de Lally bloß kommissarisch gerichtet hat. Allein wäre dieser Vorwurf wohl gegründet? Alles was man sagen könnte, wäre, daß man ein vermischtes Gericht hätte niedersetzen sollen, da die Klagepunkte, neben einigen Verbrechen, welche bloß militärisch scheinen, noch weit mehrere enthalten, die vor die ordentliche Richter gehören, weil Herr de Lally die dreyfache Gewalt in Indien in Händen hatte und zugleich den Krieg, die Justitz und die Finanzen dirigirte. Und was enthält die Sentenz? Sie erklärt denselben gehörig

hörig überführt, das Interesse seines Königs, des Staats, und der Kompagnie von Indien verrathen, seine Gewalt gemißbraucht, und Plackereyen und Erpressungen gegen die Einwohner von Pondichery, sowohl Unterthanen des Königs, als Fremde, ausgeübt zu haben. Man muß gestehn, daß die Richter wenigstens so vorsichtig gewesen sind, das Verbrechen unter einem Gesichtspunkt vorzustellen, unter welchem sie die Grenzen ihrer Gerichtsbarkeit nicht überschritten zu haben scheinen. Sollen wir unsre Meynung sagen? Der Mann, der den Grafen de Lally am strengsten verurtheilt hat, ist derjenige, der es zuerst gewagt hat, ihn öffentlich und schriftlich zu vertheydigen, ist Voltaire selbst, dessen witzigen Einfall man mit so viel Beyfall aufgenommen und wiederhohlt hat: Lally ist ein Mann, sagt er, an den die ganze Welt befugt war, Hand anzulegen, den Schinder ausgenommen. Dieser Einfall ist mehr scheinbar, als gründlich. Soll derselbe bedeuten, daß Herr de Lally sich aller Abscheulichkeiten schuldig gemacht hat, nur nicht solcher, die das Gesetz bestraft? Dies wäre eine zu übertriebene, zu lächerliche Satire auf die Französische Gesetzgebung, um einigen Glauben zu verdienen, oder Eindruck zu machen. Man muß also bey dem wahren und natürlichen Sinn stehn bleiben. Weil aber in Frankreich, wie in jedem polirten Staat, niemand die Befugniß hat, sich selbst Recht zu schaffen, so bleibt es dabey, daß der Kopf des Grafen de Lally unter den Händen des Scharfrichters, und unter diesen allein, fallen mußte. 1768.

Unterdessen daß der Proceß der Canadier und dieser, die der Gegenstand aller Gespräche waren, das Andenken an einen unglücklichen Krieg zu lange unterhielten, suchte der Herzog de Choiseul dasselbe durch die Vortheile des Friedens auszulöschen. Ohne den Titel eines Premierministers zu haben, übte er alle Gewalt einer solchen Stelle, wie der Kardinal de Fleuri, aus, weil er allein die drey wichtigsten Departements dirigirte; denn wir haben schon an-

1768. geführt, daß der Duc de Praslin *), so zu reden bloß eine politische Wachspuppe war, die sein Vetter nach seiner Willkühr stellte und bewegte. Bis an den Tod der Madame de Pompadour hatte der Duc de Choiseul nur als Unterbefehlshaber den König regiert; von der Zeit an aber beherrschte er denselben völlig. Seine erste Sorge war gewesen, das Zutrauen des Monarchen zu gewinnen, indem er demselben alle Furcht vor einem Friedensbruch benahm, die das Murren der mit dem Frieden unzufriedenen Englischen Nation hatte erwecken können. Dies war der Hauptpunkt, den Ludwig der XV. befürchtete, der des Krieges so satt war, daß er die Hälfte seines Königreichs aufgeopfert hätte, um nur nichts vom Kriege zu hören. Um diesem Endzweck zu erhalten und den Monarchen zu beruhigen, spannte der Minister alle Kräfte seines Genies an, das zur Intrigue oder vielmehr zu Ränken, so aufgelegt war. Sobald er einen zu seiner Absicht brauchbaren Menschen kennen lernte, so schickte er denselben gleich nach London oder nach Amerika, oder wohl gar in das Englische Indien. Diese künstliche Ränkeschmiede nährten eines Theils die von Wilkes angezettelte Zwistigkeiten, anderntheils aber die Streitigkeiten der Kolonien mit dem Mutterlande, und erweckten Frankreichs Nebenbuhlern sogar in Asien einen furchtbaren Feind an Hyder-Ali-Kan. Zu gleicher Zeit knüpfte derselbe das Familienbündniß mit Spanien und den übrigen Zweigen des Hauses Bourbon noch enger und fester. Den König von Spanien vertröstete er auf eine um so viel sichrere Rache, je langsamer und besser berechnet dieselbe wäre. Auch verband er sich mit dem Grafen d'Aranda, diesem berühmten Präsidenten des Raths von Castilien, diesem Choiseul von Madrid. Er ermahnte denselben, seine

*) Der König hatte den Grafen de Choiseul unter dem 1ten Novemb. 1762 zum Herzog de Praslin ernannt. Den 20ten des folgenden Monats ward derselbe als Herzog und Pair im Parlament aufgenommen.

seine Nation zu erleuchten, das Joch des Aberglaubens und der Schwärmerey zu zerbrechen, die Jesuiten zu vertreiben, das verfluchenswürdige Inquisitionsgericht abzuschaffen, die Marine wieder herzustellen, den Handel, durch Wegräumung der Erschwerungen und Hindernisse, in Flor zu bringen, und die Sitten der Spanier durch Künste und Wissenschaften zu mildern und gefälliger zu machen. 1768.

Auch verlor er eine andre, nicht so neue, aber schwerer beyzubehaltende, Allianz nicht aus den Augen, nehmlich mit dem Hause Oesterreich. Seine Anhänglichkeit an Oesterreich und das Zutrauen, so dieses Durchlauchtige Haus auf ihn setzte, räumten viele Hindernisse aus dem Wege, die sich immer erneuerten. Die wiewohl entfernte, Aussicht, eine Erzherzoginn auf dem Französischen Throne zu sehen, war der Zauber, wodurch er der Staatskunst des Wiener Kabinets eine andere Richtung gab. Er hielt durch die Furcht für dieser Vereinigung die Thätigkeit des Preußischen Monarchen auf, dieses für England, wegen seiner schon gemachten wirksamen Diversionen, so nützlichen Alliirten. Er konnte sich zwar nicht mit der Hofnung schmeicheln, die zwischen den Höfen von London und Petersburg errichtete Freundschaft zu trennen, er suchte aber Rußlands Freundschaft für England unnütz zu machen, weil Rußland theils mit Herstellung der Ruhe in Pohlen, die er durch heimliche Kniffe und Hetzereyen immer zu stören suchte, beschäftigt, und von einem Kriege mit der Pforte bedroht war, den es gleichfalls den künstlichen Vorträgen zu danken hatte, die er dem Divan von Zeit zu Zeit durch den Französischen Gesandten thun ließ. Die Kayserin von Rußland ließ sich durch diese Kniffe nicht fangen, auch nicht durch eine förmliche und freundschaftliche Bewilligung einer Sache, die ihr sehr am Herzen lag, wodurch, nachdem sie sich reversirt hatte, daß der Kayserliche Titel das zwischen den Höfen von Frankreich und Rußland eingeführte Ceremoniel in keinem Stücke verändern sollte, der König dieser Fürstinn

1768. öffentlich den Kayserlichen Titel einräumte, und als einen mit ihrem Thron verbundenen Titel anerkannte. Sie hatte eine natürliche Abneigung gegen diesen Minister, und haßte denselben noch mehr, seit dem sie wußte, daß er durch einen seiner Abgeordneten *), womit er die auswärtigen Höfe überschwemmte, eine umständliche Nachricht von der Staatsveränderung hatte aufsetzen laßen, wodurch sie auf den Thron gestiegen war, deren Bekanntmachung sie fürchtete. Da es übrigens nicht möglich war, sein so künstlich gemachtes Gewebe ganz und gar zu zerreißen, so begnügte sie sich mit der Bemühung, die weit aussehenden Entwürfe dieses unruhigen Staatsunterhändlers lächerlich zu machen, und nannte denselben den Einhelfer des Mustapha, den Kutscher von Europa.

Unterdessen der Herzog de Choiseul Frankreichs Ruhe von außen durch die Händel befestigte, die er den andern Mächten zuzog, versuchte er zugleich auch, dasselbe wegen der erlittenen Verluste, durch Verbesserungen, oder andere Erwerbungen, zu entschädigen; nicht weniger arbeitete er im Innern des Reichs daran, es in den Stand zu setzen, daß es den Krieg mit mehreren Vortheil wieder anfangen könnte, wenn es die Umstände erforderten, oder erlaubten. Er gieng hierbey mit einem systematischen Geiste zu Werke, der zur Erreichung seines Endzwecks wenig beytrug, aber sehr geschickt war, ihm Kreaturen und Anhänger zu verschaffen. Nachdem er im
25. Nov. 1762. Kriegsdepartement eine erste Einschränkung bewürkt hatte, die zu Friedenszeiten nothwendig war, theils um den benachbarten Mächten nicht durch Unterhaltung einer zahlreichern Armee, als der Staat ernähren konnte, Argwohn einzuflößen, theils um Ausgaben zu ersparen, die auf dem bisherigen Fuße unmöglich fortgesetzt werden konnten, gab er sein gros-
10. Dec. ses Reglement heraus, worüber so viel gekunstrichtert worden, und welches gleichsam die Losung zu allen

*) Herrn de Rulhieres.

allen den großen Veränderungen war, die seitdem mit den Französischen Truppen vorgegangen sind. 1768.

Durch diese Ordonnanz setzte der König seine Infanterie auf neunzehn Regimenter von vier Bataillons, zwey und zwanzig von zwey Bataillons, und sechs von einem Bataillon. Alle Regimenter sollten hinführo den Nahmen der Provinz führen, wo sie in Besatzung lagen, um das Andenken ihrer Thaten besser behalten zu können. Er behielt sich vor, künftig die Oberstlieutenants und Majors selbst zu ernennen; errichtete eine Kasse und einen Zahlmeister für jedes Regiment; setzte die Kapitulationszeit der Soldaten, anstatt sechs, auf acht Jahre; setzte einen halben Sold und eine Kleidung für diejenigen fest, die zwo Kapitulationszeiten ausgedient hatten, und ganzen Sold für diejenigen, die drey solche Fristen, oder vier und zwanzig Jahre, gedient haben würden, mit der Erlaubniß, denselben bey den Ihrigen zu verzehren, oder in das Invalidenhaus zu gehn. Er vermehrte das Gehalt der Officiers, besonders zu Kriegszeiten; übernahm die Lieferung der Rekruten und Waffen, welche die Kapitäns sonst besorgen mußten, und befahl endlich, daß alle Französische Infanterieregimenter weiße Mondirung haben sollten, die Lothringische Garde ausgenommen.

Die Absicht dieser Einrichtung war, alte Soldaten und junge Officiers zu haben. Jene, weil sie sich in die Kriegszucht besser zu schicken wissen; diese, weil sie eifriger sind, dieselbe zu erhalten. Allein das Unbequeme davon war eines Theils, daß dadurch das Ausreißen vermehrt und der Staat mit einer Ausgabe belästigt ward, die er nicht ertragen konnte, andern Theils, daß die Nacheiferung ausgelöscht, die alten Officiers muthlos gemacht, und den Begünstigungen, die unter der Französischen Regierung ohnehin schon so sehr eingerissen waren, vollends Thor und Thüren geöffnet wurden. Die neue Einrichtung mit den Rekruten bog zwar vielen Mißbräuchen und Betrügereyen vor, und machte, daß man die Vollzähligkeit der Regimenter in der Gewalt

hatte, bestärkte aber auch die Kapitäns in ihrer Nach-
1768. läßigkeit und setzte den König in ungeheure Unkosten.

Auf diese Ordonnanz folgten andre, wovon die wichtigsten die Kavallerie auf dreyßig Regimenter einschränkten, die Karabiniers ungerechnet; die Dragoner auf elf, und die leichten Truppen auf vier Legio-
März nen, nehmlich: Legion Royale, de Flandre, de
1766. Hainault und de Conflans, außer den Regimentern Clermont und Soubise, Freywillige, aus welchen nachher auch Legionen geworden sind.

Das Korps der Französischen Grenadiers, weit entfernt, die geringste Verminderung zu leyden, ward
21. Dec. in einen noch glänzendern Zustand gesetzt, weil es
1762. der Graf de Stainville, ein Bruder des Ministers, kommandirte. Es ward auf vier Brigaden gesetzt, jede Brigade von zwölf Kompagnien, die von fünf und vierzig bis auf zwey und funfzig Mann vermehrt wurden.

Da es schien, als wenn Frankreich sich hauptsächlich darauf gefaßt machen müßte, künftig sich mit England herum zu schlagen, und also jenseit des Meeres Krieg zu führen: So hatte der Duc de Choiseul die Nothwendigkeit empfunden, die Truppen an dergleichen Auswanderungen zu gewöhnen.
5. Nov. Dem zufolge hatte er die hundert Freykompagnieen
1761. von der Marine abgeschafft und sie unter die Regimenter gesteckt, die bestimmt waren, sowohl zu Lande, als in den Kolonieen, zu dienen, auch vermehrte er dieselben nachher in der nehmlichen Absicht. Mit dem Marinedepartement beschäftigte er sich am allermeisten. Um, wo möglich, die ganze Generation des Militärkorps von der Marine zu vertilgen, die im letzten Kriege sich so schlecht betragen hatte, dankte
20. Jan. er einen großen Theil davon ab. Dies war eine Er-
1762. scheinung, wovon man kein Beyspiel hatte, und die ein großes Schrecken verbreitete. Die besten und die jüngsten, oder solche, die die meiste Hoffnung von sich gaben, behielt er bey, und avancirte sie. Um den seit so langer Zeit bey denselben eingerissenen Schachergeist auszurotten, vermehrte er ihr Gehalt,

damit

damit sie sich anständig unterhalten könnten, und sich im Dienst nicht von habsüchtigen Absichten leiten ließen. Ob nun gleich das Korps von der Feder in Friedenszeiten das unentbehrlichste war, und besonders jetzt, da die Regierung die Arbeit in den Häfen mit neuem Feuer betrieben wissen wollte, nahm er doch einige Tage nachher auch bey diesem eine ähnliche Reduktion vor, um durch diese Ersparung das Gehalt der Officiers vom Degenkorps zu vermehren. 1768.

Wir haben schon oben gesehn, wie der Duc de Choiseul den Eifer verschiedener Gesellschaften und Privatpersonen rege gemacht und Subskriptionen bewürkt hatte, die eine starke Seemacht hervorbringen mußten, wenn sie ins Werk gesetzt wurden. Ganz neuerlich hatte derselbe von der Geistlichkeit, zu eben diesem Behuf, eine Million erhalten. Es kam nur noch darauf an, die verschiedenen Departements mit den zum Schiffsbau nöthigen Materialien zu versorgen. Es giebt noch viel Holz zum Schiffsbau in Frankreich, das man aber damahls nicht nutzen konnte, weil es an Kanälen zum Transport fehlte. Die Wälder im Thal von Gaspe in Béarn waren von der Art. Sie waren voll der geradesten und schönsten Bäume, die der Minister schlagen und die Gaspe auf eine Sträcke von vier und zwanzig Meilen zum Transport schiffbar machen ließ. Der erste Transport von Mastbäumen kam auf diesen Fluß zu Bayonne an, unter Anführung des Intendanten von der Provinz, Herrn d'Etigny, unter dessen Aufsicht und Anordnung alle bisher für unüberwindlich gehaltene Hindernisse aus dem Wege geräumt worden waren. Man empfieng diesen Transport in der Stadt unter Abfeurung der Kanonen und unter dem Jubelgeschrey des Volks. Dies war ein wahrer Triumph für den Kommissarius, der ein Mann von Kopf und Genie und einer der geschicktesten unter der Regierung Ludewig des XV. war.

Der Herzog de Choiseul merkte wohl, daß die Besetzung der Häfen mit neuen Schiffen und die Anfüllung der Magazine mit Tauwerk, Rüstungen und

1768. und Schiffsmunition eine Arbeit zum Vortheil der Feinde Frankreichs seyn würde, wenn er nicht die Verfassung des Militärkorps der Marine ganz und gar umschmelzte, weil diese Verfassung ursprünglich fehlerhaft war, und in dem letzten Kriege alle die vielfältigen und beständigen Niederlagen verursacht hatte, um welcher Willen man den Frieden anbieten und die demüthigenden Bedingungen eingehn müßte. Er hatte sich ein ganz eigenes Geschäft daraus gemacht, selbst nachgedacht, andere um Rath gefragt, und gefunden, daß die gänzliche Abschaffung des Gegenwärtigen Korps vom Degen, und die Widerherstellung desselben auf einem andern Fuß, das einzige Mittel zur wahren Verbesserung wäre. Er arbeitete schon daran; er wollte dem Verdienst die Hand reichen und das neue Korps ohne Unterschied mit solchen Seemännern besetzen, die sich in dem letzten Kriege Ruhm erworben hatten, wodurch dasselbe denn allerdings zahlreicher an blauen Officiers, an Kaperofficiers und selbst an Kauffahrtheyofficiers, als an beybehaltenen Mitgliedern aus der Königlichen Marine, geworden wäre. Er hielt es nicht für nöthig, eine für den Staat vortheilhafte und für den Monarchen rühmliche Operation zu verschweigen. Er irrte sich; denn der ganze hohe Adel fiel ihm auf den Hals, weil sich derselbe vor der Schande fürchtete, die auf ihn zurückfallen würde, wenn so viel Personen aus seinem Mittel schimpflich abgedankt würden, anstatt daß richtige Begriffe von der Ehre denselben hätten anreizen sollen, von selbst auf die Abdankung solcher Officiers anzutragen, die nicht werth waren, mit ihm verwandt zu seyn. Der ganze Hof kam in Bewegung, und dieser Minister der allmächtig war, Böses zu thun, war nicht mächtig genug, eine gute Einrichtung durchzusetzen. Er ward darüber verdrießlich und machte sich von einem Departement loß, wovon er nichts als Verdruß und Widerwärtigkeiten hatte; er gab es seinem Vetter, dem Herzog de Praslin, und nahm die auswärtigen Angelegenheiten wieder.

Der

Der schlechte Erfolg seiner Absichten, die alten Kolonien wieder herzustellen und neue anzulegen, trug nicht wenig zu dieser Entschließung bey. Die Landtruppen waren sehr unzufrieden mit ihrer beständigen Auswanderung in fremde Himmelsstriche, wo sie haufenweise umkamen. Die Einwohner verwünschten die Gouverneurs, die man ihnen gegeben, und, nach dem neuen System, gleichfalls aus den Officiers der Landtruppen genommen hatte, die von der ihnen anvertrauten Verwaltung nichts verstanden, und einen Despotismus mitbrachten, der überall beleidigend ist, vorzüglich aber in jenen Ländern, die noch den Hang der Freyheit fühlen, worinn ihre vormahlige Einwohner lebten, und die an die Sklaverey der Europäer noch nicht gewöhnt sind. Herr d'Ennery zu Martinique, Herr de Nolivos zu Guadaloupe, und der Graf d'Estaing zu St. Domingo waren lauter kleine Tyrannen, welche machten, daß einige die Herrschaft der Engländer bedauerten, die so sanft mit ihnen umgegangen waren, und andere anfiengen, sich darnach zu sehnen. Der letztere sonderlich, wiewohl er große Talente besaß, verursachte, durch seine unbillige Forderungen, durch seine widersinnige Projeckte und durch die Härte, womit er dieselben durchsetzte, die größte Gährung auf der Insel, die im Begriff war, in Aufruhr auszuarten *). 1768.

Der Herzog de Choiseul war mit Erschaffung neuer Kolonien, wodurch er diejenigen ersetzen wollte, die Frankreich verlohren hatte, nicht glücklicher gewesen, oder es fehlte ihm vielmehr an der Geschicklichkeit, die zu solchen Unternehmungen erfordert wird. Man kann ihm Talente nicht absprechen, aber das Talent, neue Anlagen zu gründen, besaß er nicht. Sein hitziges und geschäftiges Genie stimmte nicht zu den langsamen und durchgedachten Berechnungen und zu der Geduld, die dazu nöthig ist. Er war voll Muth,

*) Bey Gelegenheit der von ihm versuchten Widerherstellung der Militz hatte er den *Code Theodat* verfertigt und drucken laßen.

1768. Muth, die Hindernisse zu übersteigen, ward aber bald müde, wenn der Widerstand zu lange dauerte. So wollte er auf St. Lucia, anstatt diese Insel sich nach und nach durch Auswanderungen aus dem schon zu stark bevölkerten Martinique selbst anbauen zu laßen, mit einem mahle ein kultivirtes Etablissement anlegen. Er ließ, mit großen Kosten und unnöthigen Anstalten, sieben oder acht hundert Menschen dahin bringen, mit deren Schicksal geschickte Politiker Mitleid hatten, ohne das Projekt zu bewundern. Sie kamen bald alle um an einem unbebauten und ungesunden Ort, wo man nicht die geringste vorläufige Anstalt gemacht, um die neue Bevölkerung wenigstens mit der gehörigen Sorgfalt anzusetzen. Man hatte nicht ermangelt, einen Gouverneur und einen Intendanten, die beyden unnützesten Kreaturen, und nicht selten die grausamsten Geißeln für angehende Kolonien, dahin zu schicken. Nach einem kurzen Versuch, der nicht minder Geld als Menschen gekostet hatte, mußte man das Projeckt fahren laßen. Die beyden Häupter wurden zurückberufen, als keine Gesellschaft mehr da war, die sie hätten regieren können, und das Gouvernement nebst der Intendantenstelle von St. Lucia ward dem Gouvernement von Martinique einverleibt.

Die zu eben der Zeit unternommene Anbauung von Guyanne, der man den stolzen Titel France Equinoxiale beylegte, war noch thörigter und unglücklicher. Die Nation sollte ihre Unglücksfälle vergessen, und nicht mehr an die Fehler denken, die daran Schuld gewesen waren, und man stürzte sie durch neue Fehler in neue Unglücksfälle. Die schon seit einem Jahrhundert bewohnte Insel Cayenne war noch beständig in einem Zustande der Kindheit und des Elends, aus welchem man dieselbe nur hätte ziehn sollen, als der Herzog de Choiseul, der sich mehr mit dem Ruhm als mit dem Nutzen des Reichs beschäftigte, den Plan ehrgeitziger und von sich eingenommener Leute annahm und sich durch das Glänzende desselben blenden ließ. Man stellte ihm vor,

wenn

wenn er das weitläuftige Guyanne mit Nationalen und freyen Leuten bevölkerte, welche in der Folge durch sich selbst den fremden Angriffen widerstehn und erfordernden Falls den Zuckerkolonien zu Hülfe eilen könnten, so würde er sich dadurch eine Baumschule von Bevölkerung und tüchtigen Leuten verschaffen, wodurch der Verlust von Canada ersetzt werden könnte. Es wäre also eine Gehülfinn, die er dem Mutterlande gäbe, ein Pflanzgarten von Menschen, aber keine Goldgrube. Die Absichten waren gut; aber Zeit, Umstände und Verfassung des Orts übel gewählt. Die dazu genommene Maaßregeln waren noch schlechter. Man ließ mit großen Kosten Familien aus dem Elsaß kommen, davon einige in Frankreich fast vor Hunger umkamen, ehe sie eingeschifft wurden, welches eine schlimme Vorbedeutung des Schicksals war, so sie zu gewarten hatten. Zwölf tausend Menschen auf einmahl wurden, nach einer langen Fahrt, auf ein wüstes und in der Regenzeit völlig unbrauchbares und unwegsames Land ausgesetzt. Das Gouvernement sollte sie unterbringen und im Anfange verpflegen. Ein elender Schuppen war die einzige Herberge, die man ihnen anwies, und die durch die Hitze, die Nässe und den langen Transport verdorbene Nahrungsmittel verursachten ansteckende Krankheiten und häufiges Sterben. Die Ueberschwemmungen rieben bald die wenigen Ueberbleibsel dieser Unglücklichen auf, welche die Krankheit verschont hatte. 1768.

Der Ritter Turgot, als der Urheber dieses Projeckts, der zum Gouverneur von Guyanne, mit hundert tausend Livres Besoldung, ernannt war, die er achtzehn Monathe lang ruhig in Paris genossen hatte, unter dem Vorwande, dem Minister mit seinem Rath an die Hand zu gehn, ward endlich genöthigt, abzureisen, um so vielen Unglück ein Ende zu machen. Auf die allgemeinen Beschwerden der Kolonisten gegen den Intendanten Herrn de Chanvallon, glaubte er, sich der Person desselben versichern zu müssen; er ließ ihn also festnehmen und

1768. schickte denselben, an Händen und Füßen gebunden, nach Frankreich. Noch dieser Expedition kam er zurück, um von der Kolonie Bericht abzustatten, das heißt, zu melden, was schon das allgemeine Gerücht bekannt gemacht hatte, daß keine Kolonie mehr vorhanden wäre. Hieraus entstand ein Streit zwischen den beyden Häuptern, die sich wechselsweise beschuldigten. Dies war der dritte Verwaltungsproceß, dessen Entscheidung man mit Ungeduld erwartete. Allein die Regierung, um dem Tadel zu entgehn, und da sie überdies gesehn hatte, wie weniger Nutzen aus den beyden ersten entstanden war, hat sich das Erkenntniß darüber vorbehalten. Der Proceß ist in den Kabinettern der Minister geführt, und eigentlich keine Sentenz, wenigstens keine gesetzmäßige, gefällt worden. Der Ritter Turgot, und der Herr de Chanvallon, haben einer den andern in Ungnade fallen gesehn. Indessen ist der letzte zu beständigem Gefängniß verurtheilt worden, aber zu keiner Vergütigung für das in diesen entfernten Gegenden vergoßne Blut, das vergeblich um Rache schreyt.

Die beißenden Anmerkungen des Volks, denen man entgehn wollte, sind deshalb nicht unterblieben und nur noch bitterer geworden. Das Parlament selbst hat Antheil an dieser Sache genommen, und den Requetenmeister Herrn Chardon, der Referent des Processes im Konseil gewesen, auf seine Nichterscheinung, in Contumaciam verurtheilt. Es entstand daraus ein Streit mit dem Hofe, der wegen so vieler dazwischen kommenden Nebendinge, von der Menge anderer Streitigkeiten verschlungen worden, und bis zur großen Veränderung gedauert hat. Herr de Chanvallon ist nachher, eben so incognito, als er verurtheilt war, auch für frey und sogar für unschuldig erklärt worden, mit dem närrischen Verbot, sein Urtheil bekannt zu machen. Der einzige Chardon hat den ihm angehangenen Mantel behalten, und darüber gelacht, denn er ist nichts desto weniger in der Folge Intendant von Korsica geworden,

und hat noch verschiedene Bedienungen bekommen, 1768.
denen er gewachsen war.

Eine Aneckdote, die zu seltsam ist, um ausgelassen zu werden, und die sich bey Gelegenheit des Unfalls mit Guyanne zutrug, schildert den Herzog de Choiseul und die Art seines Projeckts besser, als alles, was man darüber sagen könnte. Der Verfasser der Annee litteraire hatte in seine Blätter einen Brief eingerückt, der ihm, wegen eines Zuges von Menschlichkeit und Großmuth gegen eine fremde Familie, zugeschickt war, die im Begriff gewesen war, unterwegs für Mangel und Elend umzukommen, da sie nach Rochefort gieng, um sich nach dem Lande des Fluchs zu begeben. Der Minister hört bey der Tafel von diesem Vorfall sprechen: **Was? ruft er aus, der Pinsel, der Freron, untersteht sich von Guyanne zu sprechen? Hohlt mir gleich das Blatt her!** Man liest ihm die rührende Stelle vor, die gar nichts satirisches oder beleidigendes enthielt; **Er soll, fährt er fort, noch diese Nacht im Fort l'Eveque schlafen!** Dies geschah; wiewohl der Minister bald zu großmüthigern Gesinnungen zurückkehrte. Der Journalist schrieb an denselben, beschwerte sich über die Behandlung und kam los. So konnte der Herzog de Choiseul, bey Leichtsinn und gutem Herzen, eine Ungerechtigkeit mit gleicher Leichtigkeit begehn und wieder gut machen.

Die zur Wiederherstellung des Handels der Kompagnie von Indien angewandte Mittel schienen den Acktionnairs anfänglich annehmlicher, und ließen sie auf einige Jahre ein glückliches und glänzendes Schicksal hoffen. Allein diese Wiedererschaffung hatte einen Hauptfehler, einen Grund der Vernichtung, in sich, wovon sich die Würkungen über kurz oder lang äußern mußten. Dem sey nun wie ihm wolle, die Acktionnairs hatten das Herz gehabt, der Regierung zu sagen, daß sie an allen Unglücksfällen und Gebrechen der Kompagnie schuld wäre, als welche während des Krieges ihre Geschäfte nicht anders hätte treiben können, als unter dem Einfluß der Regierung, oder viel-

1768. mehr eigentlich gar keinen Antheil daran gehabt hätte. Die Regierung die diesen Vorwurf zu Herzen zu nehmen schien, gab ihnen die Befugniß, selbst über ihre Angelegenheiten zu rathschlagen, und alle willigten einstimmig ein, sich von einem Kaufmann dirigiren zu laßen, der auf der Glücksbahn mit starken Schritten vorwärts gieng und einen heimlichen Ehrgeitz nährte, dessen sich niemand versahe. Er legte der Kompagnie einen so einsichsvollen, so weisen und so nützlichen Plan vor, das er den allgemeinen Beyfall aller Mitglieder erhielt. Herr Necker, denn so heißt dieser Mann, ward als der Wiederhersteller der Kompagnie betrachtet. In der ersten entscheidenden Versammlung trat man dem Könige den Hafen von l'Orient, die Küsten von Afrika und die Inseln Isle de France und Bourbon wieder ab. Der König seiner Seits gab die zwölftausend Acktien und Anleihebillets, die er in Händen hatte, wieder zurück, und erlaubte ihnen, ohne Zuziehung Königlicher Kommissarien, die zur Wiederherstellung der Handlung nöthig befundene Maaßregeln, nach der Mehrheit der Stimmen, zu ergreifen. Man wählte demnach, in diesem ersten Augenblicke der Freyheit, Sachwalter und Direcktoren, die bloße Gehülfen des neuen Helden in der von demselben vorgeschlagenen Art der Verwaltung der Kompagniegeschäfte seyn sollten. Er verstand die Kunst, die Gemüther zur Schwärmerey hinzureißen, und trieb die Kühnheit so weit, daß er den Zeitpunkt angab, da die Acktien anfangen würden, Gewinnst abzuwerfen. Ein jeder sahe schon im Geist den glücklichen Augenblick vorher, und die Kompagnie, die nur so eben von den Fesseln der Regierung entledigt war, überließ sich nun blindlings der Willkühr einer Privatperson.

Diese Wiederherstellung war eigentlich nicht das Werk des Herzogs de Choiseul, ob sie gleich vorfiel, ehe derselbe das Departement der Marine abgab, weil der Generalkontrolleur die Kompagnie von Indien in seinem Departement hatte. Da dieser aber nur gewissermaßen sein erster Kommis war, so muß man

dieselbe

dieselbe doch als sein Werk betrachten, um so mehr, da nacher, durch die Abtretungen an den König, die Gewalt vermischt und der Herzog, der sich leicht anmaßen konnte, was er nicht hatte, sehr geneigt war, dieselbe ganz an sich zu reißen, sobald sein Einfluß würken konnte. 1768.

Er hatte noch andere Entwürfe in seinem Kopfe. Er wollte sich durch Erbauung einer Stadt unsterblich machen. Es lag am Genfer See eine Strecke Landes, welche Frankreich gehörte. Dies Gebiet heißt Versoi und es liegt nicht weit von der Stadt, die dem See den Nahmen giebt. Man war mit dieser durch innerliche Unruhen zerrütteten Republik unzufrieden. Er hielt es für ein Mittel, sie zu bestrafen, wenn man ihr eine Nebenbuhlerinn gäbe, und einen Hafen bey der neuen Stadt anlegte, der die Schmeicheley bald den Nahmen gab Choiseul-la ville. Seine Absicht war, den Hafen zum Freyhafen und die Stadt zu einer Freystadt zu machen, und in derselben Ausländer, ohne Unterschied der Religion, deren Uebung einem jeden nach Willkühr freystehn sollte, als Bürger anzusetzen. Dies war das Mittel, derselben bald Einwohner und Flor zu verschaffen, weil sie durch ihre glückliche Lage im Stande war, den größten Handel zu treiben, und denselben ihren Nachbarn zur Hälfte, oder wohl gar ganz zu entreißen. Die Arbeit ward also angefangen und mit dem größten Eifer betrieben; Voltaire hatte sie schon in einem Gedichte besungen, als die Ungnade dieses Ministers den Plan unterbrach und in Vergessenheit brachte.

Sollen wir die Stadt Avignon und die Grafschaft Venaissin, deren man sich ohne Schwertschlag 11. Jun.
bemächtigte, unter die Erwerbungen rechnen, die Frankreich dem Herzoge de Choiseul zu danken hatte? Wenn es bloß auf diesen Minister angekommen wäre, so kann man wohl wetten, daß dieses schöne Land nie wieder unter Päbstliche Herrschaft gekommen wäre; nach der ihm bekannten Kleinmüthigkeit seines Herrn aber konnte er sich nicht schmeicheln, daß er ihn dahin

Staatliche Bibliothek Bamberg

1768. hin bringen würde, den gethanen entschlossenen Schritt unwiederruflich zu behaupten. Ludewig der XIV. der viel entschlossener war, als sein Urenkel, hatte dreymal denselben Schritt gethan, und dreymal diese Staaten wieder zurückgegeben. Es hatte zwar damals die Philosophie den Verstand der Regenten noch nicht so aufgeklärt, als es in der Folge geschehn ist; allein Ludewig der XV. war nichts weniger, als ein Philosoph. Er hatte sich diesen Schritt gegen den Pabst, zur Ehre des Hauses Bourbon, erlaubt, welche in der Person des Herzogs von Parma, durch den von dem Pabst über denselben verhängten Kirchenbann, beleidigt war. Dies war eine bloße Züchtigung, die er unternehmen wollte, aber nicht ein förmlicher Abfall, der zu sehr wider seine Gemüthsart stritt. Dies läßt sich aus der Ehrerbietung schließen, womit man den Besitz ergriff, aus der Zweydeutigkeit des Manifestes, worinn man nicht das Herz hatte, die Beschwerden gegen den Pabst deutlich auszudrücken, und worinn man bloß einer Wiedervereinigung unveräußerlicher Domainengüter mit der Krone erwähnte; und endlich aus der Registrirung des Parlaments von Provence, welches, nach Vorschrift des Hofes, bloß verordnete, daß das Wapen unseres heiligen Vaters Pabst mit Ehrerbietung und Anstand abgenommen und das Königliche an dessen Stelle angeheftet werden sollte. Dem zufolge rückte man mit zwey Bataillons Infanterie, eben soviel Eskadrons Dragoner, nebst Kanonen und Mörsern vor Avignon.

Der Vicelegat erschien bey dieser Gelegenheit größer, als der Französische General. Er sagte dem Herrn de Rochechouart, der ihm des Königs Willen eröfnete, er hätte Befehl von Sr. Heiligkeit, nicht den geringsten Widerstand thun zu laßen, ihm aber zu gleicher Zeit zu erklären, daß ein solches Betragen diejenigen, die sich dessen schuldig machten, den in der Bulle in Cöna Domini festgesetzten Kirchenstrafen aussetzte. Der Herzog de Choiseul, dem die völlige Wegtilgung der Jesuiten

aus

aus der Christenheit am Herzen lag, und der in dieser Streitigkeit immer den Finger Loyola *) entdeckte, war wenigstens entschlossen, dem Pabst Rezzonico diesen Theil seiner Staaten nicht eher zurück zu geben, als bis derselbe nicht allein dem Infanten von Parma Genugthuung gegeben, sondern auch den Orden vernichtet hätte, den er mit unversöhnlicher Rachgier verfolgte. Der Pabst hatte den Muth, sich dessen zu weigern, und starb, ohne einen dieser beyden Punkte erfüllt zu haben, welches man allererst unter seinem Nachfolger Ganganelli erhielt. 1768.

Auf das erste Gerücht, welches sich von der Einnahme von Avignon verbreitete, ward eine drollige Wette bekannt. Der Marquis de Poyanne hatte nehmlich, gleich bey dem Friedensschluß von 1763 dem Herrn de Brancas achtzehntausend Livres eingehändigt, wogegen letzterer ihm täglich zwölf Livres bezahlen sollte, bis zur ersten Feindseligkeit zwischen Frankreich und irgend einer andern Macht, in welchem Fall Herr de Brancas das Uebrigbleibende behalten, im entgegengesetzten Falle aber mit den täglichen Zahlungen so lange fortfahren sollte, als der Friede dauerte. Es entstand also die Frage, ob diese Besitznehmung eine Feindseligkeit wäre? Es war kein Widerstand, keine Vertheydigung, oder Gegenwehr, gemacht, kein Flintenschuß geschehen. Die beyderseitigen Minister blieben an den Höfen, wo sie residirten. Man hat nicht erfahren, wie diese Streitfrage entschieden worden, die überdies bald durch den Korsischen Krieg aufgelöst ward.

Diese Insel war seit vierzig Jahren der Republick Genua aufsätzig, welche sich immer auf das hartnäckigste die Oberherrschaft über dieselbe anmaßte, endlich aber, nachdem sie ungeheure Summen verwendet und alle ihre Kräfte vergeblich erschöpft hatte,

*) Ein ungedrucktes Schreiben aus Rom, welches damals herumgieng, scheint uns diese ganze Sache sehr gründlich auseinander zu setzen, obgleich die Staatskunst des Verfassers das Ziel verfehlt hat. Wir geben es in den Beylagen unter No. I.

1768. genöthigt war, sich an die Krone Frankreich zu wenden, die anstatt der Subsidien, die Kosten der Souverainität und zugleich die Verbindlichkeit auf sich nahm, die angeblichen Rebellen dieses Königreichs durch ihre Truppen in Zaum zu halten. Wenn aber die Subsidien bey dem Friedensschluß ein Ende nahmen und die Genueser noch immer zu ohnmächtig waren, ein Volk, das sie durch ihre Grausamkeiten von sich abwendig gemacht hatten, durch Waffen zu zwingen, oder durch Gelindigkeit unter ihre Bothmäßigkeit zurück zu bringen; so konnten die Korsen noch immer, sobald die Franzosen den Rücken gewendet hätten, in den Genuß der Freyheit zurück treten, die sie als ihnen ursprünglich eigen behaupteten, und die sie niemals, selbst nicht unter den Römern, diesen Ueberwindern des Erdbodens, anders als mit Gewalt, und doch nur auf kurze Zeit, verlohren hatten. Zu ihrem Unglück gab es einen Choiseul im Ministerio von Versailles. Dieser stellte dem Konseil vor, daß es leicht seyn würde, von der Republik Genua die Abtretung einer Insel zu erhalten, die derselben nur zur Last war, und die sie ohne dies fahren laßen mußte. Er schilderte diese Insel, als eine der besten Eroberungen, die man machen könnte, als eine fruchtbare und vortrefliche Kolonie, die sehr geschickt wäre, den Verlust der andern, und besonders von Canada, zu ersetzen, weil man, das Pelzwerk ausgenommen, daselbst alles fände, was aus Canada käme, hauptsächlich aber Bauholz und verschiedene Arten von Schiffsbedürfnissen *); die Erhaltung derselben würde auch nicht schwer seyn, weil sie so nahe läge; kurz, man könnte sich durch dieses Projekt einen doppelten Nutzen verschaffen, indem man sich theils eines Ruhepunkts, oder einer Niederlage, für den Handel auf dem Mittelländischen Meere versicherte, theils solchen den Engländern entzöge, von denen

*) Alle diese Vortheile stehn umständlich in einem Schreiben eines durch Korsika reisenden Philosophen, welches unsre Leser in den Beylagen unter No. II. finden.

denen er behauptete, daß sie bereits ihr Augenmerk darauf gerichtet hätten. Die staatsklugen Aussichten des Ministers fanden Beyfall; nur der König ward unruhig darüber, aus Furcht, daß die Eifersucht der Engländer erwachen würde. Herr de Choiseul beruhigte, als ein guter Hofmann, den König darüber, und versprach demselben, daß der Kauf und die Besetzung der Insel vor sich gehn sollten, ohne daß die Engländer deshalb mißvergnügt und friedbrüchig würden. Es gab, ohne Zweifel, auch einige Mitglieder, die so klug waren, auch auf die Kosten Rücksicht zu nehmen, wozu diese Unternehmung Anlaß geben würde, allein man achtete nicht sonderlich darauf, oder stellte sich die Summe nicht so groß vor; kurz die Einnehmung der Insel ward beschlossen. Eine Sache überlegte man gar nicht, die doch der Mühe wohl werth gewesen wäre, nehmlich die Frage, ob die Ansprüche der Republik Genua auf Korsika auch rechtmäßig und gegründet wären? Ob der beständige Widerspruch eines ganzen Volks, welches seit beynahe funfzig Jahren ihr tyrannisches Joch abgeschüttelt, nicht sehr viel rechtmäßiger wäre? und endlich, wenn man auch die Rechtmäßigkeit dieser Ansprüche einräumen wollte, ob Genua seine Oberherrschaft über diese Nation, ohne die ausdrückliche, oder stillschweigende, Einwilligung derselben, an Frankreich übertragen könnte? 1768.

Ohne diese wichtige diplomatische Aufgaben zu erörtern, welches den müßigen Grüblern überlaßen ward, um damit allenfalls trockne Abhandlungen vom Natur und Völkerrecht auszustaffiren, verließ sich das Ministerium auf das einzige Recht der Herrscher, auf das Recht des Stärkern. Der zum General der Königlichen Truppen ernannte Marquis de Chauvelin publicirt bey seiner Ankunft, ohne alle vorläufige Formalitäten, ein Edickt seines Herrn, wodurch derselbe sich als König von Korsika ankündigt, und erklärt in einer besondern Verordnung alle diejenigen für Rebellen, die sich nicht unterwerfen, sondern versuchen würden, nach dem Rechte der Na- 27. Aug.

1768. tur, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Endlich ward auch noch den Korsischen Schiffen befohlen, unter Französischer Flagge zu segeln, widrigenfalls wurden dieselben für Seeräuber erklärt, und alle Mächte aufgefordert, Jagd auf sie zu machen. Die ersten Feindseeligkeiten liefen glücklich ab, und machten den Herzog de Choiseul stolz, der dieselben mit kindischem Prunk und unanständigen Ausdrücken in die Gazette de France setzen ließ. Er hatte Ursach, es zu bereuen, denn die Erzählung der Demüthigungen, die die Französischen Truppen bald nachher erlitten, kamen unverzüglich in auswärtige Zeitungen mit so sichtbaren Wohlgefallen, daß er daraus abnehmen konnte, mit welchem Unwillen ganz Europa diesen Angriff auf Korsika ansahe. Ein gemäßigtes aber herzhaftes Manifest, das im Nahmen des Generals und des hohen Staatsraths des Königreichs
23. Aug. Korsika herauskam, trug nicht wenig dazu bey, diesen Unwillen zu vergrößern. Die stolze Nation beklagte sich in demselben, daß der Allerchristlichste König, nachdem er dieselbe besonders und ausdrücklich für frey und unabhängig erklärt und auf diesem Fuß mit derselben vier Jahre nacheinander wegen eines Vergleichs mit der Republik Genua Unterhandlung gepflogen, in die angeblichen Rechte dieser Nation treten wollte, deren Ohnmacht er anerkannt hätte. Sie bewies ferner, daß selbst in dem Fall, wenn man die Oberherrschaft von Genua würklich für richtig annehmen wollte, solche doch nicht anders hätte Statt finden können, als mittelst eines auf Gründen ruhenden Kontrakts beyder Theile, der nothwendig aufgehoben würde, wenn eine von beyden demselben durch eine Abtretung entsagte, in welche die andre nicht allein nicht einwilligte, sondern auch deswegen nicht einmahl gefragt worden wäre. Man mußte doch wohl zuvörderst untersuchen, ob dieselben Gründe, welche die freywillige Berathschlagung der Korsen, zur Annahme des Kontrakts mit Genua, gelenkt hätten, auch noch, in Rücksicht auf Frankreich, vorhanden wären. Sie berief sich auf die

Hochachtung, welche sie jederzeit für die Französische Truppen bewiesen, denen sie niemals die geringste Ursach gegeben hätte, sie feindlich zu behandeln. Sie beschwerte sich über die Treulosigkeit des Herzogs de Choiseul, der, nachdem er ihr die schriftliche Versicherung gegeben, daß ihr Zustand in keinem Stücke verändert sey, und daß man von neuem mit der Republik Genua Friedensunterhandlungen anfangen könne, die unter diesem Vorwande aufgenommene Truppen wirkliche Feindseligkeiten verüben, das Königreich besetzen und die Korsen als eine unterjochte Nation, als eine **Heerde zu Markte getriebener Hammel**, behandeln ließen. 1768.

Dieses Manifest ward mit einer so herzhaften Vertheydigung unterstützt, daß das Ende des Feldzugs gänzlich zum Ruhme der Korsen ausschlug. Paoli war an ihrer Spitza; ein Gelehrter, Gesetzgeber, Staatskünstler und Krieger zugleich; wenigstens stand er damahls in diesem Ruf. Er fühlte wohl, daß er allein nicht im Stande wäre, Frankreich zu widerstehn; allein sein Endzweck war, durch einen Krieg, der aus bloßen Neckereyen bestand, Zeit zu gewinnen und die feindliche Armee in dem rauhen Klima, durch die ungesunde Beschaffenheit des Landes und durch Krankheiten, aufzureiben; dabey hofte derselbe, in England Beystand zu finden; es kamen ihm auch wirklich einige Privatpersonen zu Hülfe und er erwartete noch nachdrücklichere Bemühungen.

Unterdessen murrte das Volk in Frankreich sehr laut. Man hatte einige tausend Menschen eingebüßt, dreyßig Millionen Unkosten angewandt, und alle Briefe von daher, anstatt tröstlich zu seyn, enthielten nichts, als Wehklagen. Die gemachten Beschreibungen lauteten so kläglich, daß wenn man auch die gänzliche Unterwerfung der Insel voraussetzte, man sich doch darauf gefaßt machen mußte, sie unbebaut und wüste zu finden; man mußte eine neue Schöpfung vornehmen, und zwey hundert Millionen aufopfern, ehe man den geringsten Nutzen davon

1768. ziehn konnte. Der Herzog de Choiseul, der sich so leicht von den ersten ihm aufstoßenden glänzenden Spekulationen blenden ließ, hatte nicht den Eigensinn, den kleine Geister zu haben pflegen, sondern kam bald zu vernünftigern Betrachtungen zurück und sah die Thorheit seines Entwurfes ein. Vielleicht hätte er denselben aufgegeben, wenn nicht seine Gunst und hauptsächlich seine Ehre von dem glücklichen Ausschlag desselben abgehangen hätten. Der König ward schon unwillig. Der Marquis de Chauvelin, sein Favorit, der es satt war, vor einer Handvoll Bergbewohner die Rolle des Flüchtlings zu spielen, beklagte sich ohne Unterlaß, daß man ihm zu wenig Truppen mitgegeben hätte. Er bestand schlechterdings darauf, mehrere Truppen zu haben, und um sich desto weniger Vorwürfe zuzuziehn, übertrieb er die Schwierigkeiten, die Unkosten und den geringen Nutzen, der aus dieser Eroberung zu ziehn wäre. Hauptsächlich fürchtete er, daß die Engländer ihm auf den Hals kommen, und dann alles verlohren gehn würde. Der Herzog de Choiseul sahe wohl ein, daß er nicht zurückziehn durfte. Er brachte also den Hof von London durch Drohungen, Verführungen oder Einschläferungen dahin, daß derselbe sich nicht rührte; entschloß sich, Korsika durch die Anzahl der Truppen zu erdrücken; schickte deshalb acht und vierzig Bataillons dahin; setzte an die Stelle des Marquis de Chauvelin den Grafen de Vaux, einen strengen und harten General, der von nichts, als hängen und rädern, sprach, und schmeichelte demselben mit dem Marschallsstab von Frankreich, wenn er die Insel baldigst aufräumte. Dieser erfüllte seinen Auftrag vermuthlich gar zu geschickt, denn da er sich nur überall zeigen durfte, so war er, in weniger, als zween Monathen, Meister von der ganzen Insel, und gerade diese Schnelligkeit der Eroberung, wodurch er sich schmeichelte, die versprochene Ehrenstelle zu bekommen, diente zum Vorwand, ihm dieselbe nicht zu ertheilen, denn er hatte bey seiner Unternehmung keine Schwierigkeit gefunden, die einer

solchen

solchen Belohnung werth war, wobey er so vielen ältern Officiers wäre vorgezogen worden, die nicht mindere Verdienste hatten. 1768.

Im Grunde hatte Muthlosigkeit alles gethan. Die vornehmsten Häupter, nachdem sie in Engelland die erwartete Hülfe nicht gefunden, durch deren Verheißung sie die Hofnung und den Muth ihrer Landsleute aufrecht erhalten hatten, hielten den fernern Widerstand für eben so eitel, als gefährlich. Sie flüchteten in benachbarte Staaten und Paoli gieng nach London, wo er seine eitle Titel und seinen eben so eiteln Ruhm, ja sogar seine Talente verlohr, die nun ein Räthsel geworden sind.

Die glücklich abgelaufene Einnahme von Korsika verspätete den Fall des Herzogs de Choiseul um achtzehn Monathe. Durch eine im Innern des Hofes vorgegangene Veränderung war derselbe unvermeidlich geworden; eine Veränderung, der der Minister hätte zuvorkommen können, wovon er aber die übeln Folgen nicht genug vorhersahe oder sich nicht dafür fürchtete. Ehe wir zur Auseinandersetzung dieser sonderbaren Anekdote wieder in das Privatleben dieses Monarchen hineingehn, wollen wir erst noch vollends den Zustand der Finanzen, der Justiz, und der Religionsangelegenheiten schildern, als der einzigen Departements, die wir noch durchzulaufen haben.

Wir haben gesehn, wie Herr de Laverdy Generalkontrolleur geworden war. Diese auf eine Gerichtsperson, auf eins der strengsten Parlamentsglieder, gefallene Wahl, ward anfänglich mit schwärmerischen Beyfall aufgenommen. Man glaubte, daß nun im Ernst darauf gedacht würde, die Finanzen in Ordnung zu bringen; man sprach von nichts, als von Ersparungen und Oekonomie. Die Marquise de Pompadour, die selbst daran arbeitete, die hohe Meynung zu bestätigen, die man von diesem Weisen am Hofe hegte, schickte demselben aus Prahlerey eine Papperne Dose mit dem Bildniß des Sully. In einem Handbriefgen sagte sie ihm mit

1768. Höflichkeit, da sie glaubte, daß er sich aus Bescheidenheit nicht hätte mahlen laßen, so wollte sie ihm hier sein wahres Ebenbild überschicken. Auf dem Boden der Dose standen die vier Verse:

De l'habile & sage Sully
Il ne nous reste, que l'image;
Aujourd'hui ce grand personnage
Va revivre dans Laverdy.

(Von dem geschickten und weisen Sully ist uns nichts übrig geblieben, als sein Bildniß. Jetzt aber wird dieser große Mann, in der Person eines Laverdy, wieder aufleben.)

Die ersten Operationen dieses Ministers waren würklich patriotisch. Wenige Tage nach seiner Er-
22. Dec. 1763. hebung registrirte das Parlament eine Deklaration, wodurch der Kornhandel und der Transport aller Arten von Feldfrüchten aus einer Provinz in die andere erlaubt ward, ohne daß davon Abgaben erlegt werden durften, und nach einigen Monathen ein
19. Jul. 1764. Edickt über den nehmlichen Gegenstand, wodurch der Kornhandel gänzlich frey gegeben ward, ohne daß man Erlaubniß suchen durfte, das Korn in das Königreich einzubringen, oder aus demselben auszuführen, bloß mit einer geringen Auflage im erstern und mit der Bedingung im letztern Fall, daß das Ausführen gehemmt werden sollte, wenn der Getreydepreiß auf drey nacheinander folgenden Kornmärkten bis zu einer im Edickt bestimmten und gefährlichscheinenden Höhe gestiegen wäre.

Allein auch diese glückliche Neuerungen waren noch dem Herzog de Choiseul zuzuschreiben, oder vielmehr einer neuen Seckte von Philosophen, welche anfieng, Aufsehn zu machen, und die viel Ansehn und Stärke bekommen hatte, weil ihr Oberhaupt bey der Marquise war. Wir müssen diese Seckte näher kennen lernen, weil sie damahls eine große Rolle spielte. Sie war ein Zweig von den Encyklopädisten. Ein Encyklopädist, nach der Bedeutung des

Worts,

Worts, ist ein Mensch, der den Cirkel aller menschlichen Kenntnisse umfaßt; ein Alleswisser. Da inzwischen ein Sterblicher so vieler Kenntnisse zugleich nicht empfänglich ist, so legte sich diese Art Philosophen vorzüglich auf die Metaphysik und Moral. Eine Klasse derselben beschäftigte sich mit der Kenntniß des Ackerbaues und der auf diesen Nahrungszweig sich beziehenden Staatsverwaltung, kurz, auf die innere Landesökonomie, und diese heißen daher Oekonomisten. Der in dieser Wissenschaft am meisten bewanderte Mann war Herr Quesnay, der Arzt der Madame de Pompadour. Ludewig der XV. der kein so schwärmerischer Verehrer des Verdienstes war, um diesen Mann aufzusuchen, hatte zu viel Verstand, um ihn nicht gern um sich zu haben, wenn derselbe ihm, so zu sagen, unter die Hände kam. Herr Quesnay gefiel ihm; er sprach gern mit demselben, nannte ihn seinen Denker, und gab ihm drey Dreyfaltigkeitsblumen (*fleurs de pensée*) zum Wapen. Dieser Docktor weyhete den Monarchen zu den Geheimnissen der ökonomischen Grundsätze ein, oder brachte demselben vielmehr die ganz einfachen Anfangsgründe davon bey, denn diese Wissenschaft ist bloß durch die Saalbaderey ihrer Lehrer verwirrt und schwer geworden. Der Verfasser des Menschenfreundes, Marquis de Mirabeau, hatte durch die Herausgabe seines Werks nicht wenig dazu beygetragen. Allein die darinn enthaltene vortreffliche Aussichten waren durch den unordlichen Vortrag verwirrter Gedanken, durch eine barbarische Neuerungssucht in der Schreibart, durch ungewöhnliche Wendungen, hauptsächlich aber durch pedantischen Schwulst, verdunkelt, wodurch das Werk leicht ekelhaft werden konnte. Indessen würkte sein Buch gerade das Gegentheil; es erweckte die Aufmerksamkeit auf eine so wichtige Materie, als der Ackerbau und die Bevölkerung ist; alles legte sich nun darauf, und nachdem aufgeklärtere Schriftsteller dieselbe fleißiger erörtert hatten, entstand daraus eine glückliche Veränderung in diesem Fache, wodurch

1768.

1768. durch Frankreich hätte sehr viel blühender werden können, wenn die am Ruder sitzenden Ministers nicht diese Verbesserung lieber zum Vortheil der Königlichen Schatulle, als zum Nutzen und zum Glück der Unterthanen, gebraucht hätten. Man führte keine andre Gespräche mehr, als von Urbarmachung, Feldarbeit und Ackerwissenschaft. Alle spekulativische Wissenschaften hatten Akademien in Frankreich, und wurden auf das sorgfältigste gelernt; nur der Ackerbau und der Handel, vor allen andern die interessantesten, nützlichsten und nothwendigsten zur Unterstützung und Macht eines großen Reichs, wurden vernachläßigt. Man fieng an, sich darüber zu schämen. Es wurden in den verschiedenen Provinzen des Reichs Gesellschaften errichtet, die sich damit beschäftigen sollten, diese Wissenschaften zu dem Grade der Vollkommenheit zu bringen, dessen sie empfänglich sind, und dem Reiche alle die Hülfsquellen zu eröfnen, die dasselbe theils durch die Fruchtbarkeit seines Bodens, theils durch seine glückliche Lage an zwey Meeren, benutzen kann. Bretagne gab das erste Beyspiel. Es entstand daselbst eine
20. März 1757. Ackerbau- Handels- und Kunstgesellschaft, welchem Beyspiel bald mehrere zu Paris und andern Orten folgten.

Man fieng an, die Feldarbeit hoch zu achten und Versuche zu machen; selbst große Herren hielten es nicht zu klein, sich damit zu beschäftigen. Die Klasse der Bauern, die bis dahin so verachtet und geplagt gewesen war, kam in Ansehen und ward mehr geschont. Man munterte sie auf. Man sahe ein, wie unvernünftig es ist, eine Provinz verhungern zu laßen, wenn die benachbarte Korn in Ueberfluß hat, und die Landwirthe zu verhindern, ihre überflüßig reiche Ernten zu nutzen, und machte daher die weisen Gesetze, deren wir erwähnt haben.

14. Jun. 1764. Noch zwo andre Königliche Deklarationen, deren eine die unausgetrocknete Moräste Auflagen- und Steuerfrey erklärte, die andre aber die Steuerfrey-
13. Jul. heit der Personen, die am Hofe freye Tafel hatten, ein-

einschränkte, machten dem Herrn Laverdy Ehre, weil man glaubte, daß sie von ihm kämen, und daß er dafür sorgte, das Schicksal des Landmannes erträglicher zu machen. Das Blendwerk dauerte nicht lange. Man sahe bald ein, daß dieser Generalkontrolleur weder die Philosophen, noch die Philosophie, liebte, sondern alle Einsichten allein zu besitzen glaubte, und von andern nichts annehmen wollte. Er verbot mittelst einer Deklaration, über die Finanzverbesserung, oder Verwaltung, das geringste zu schreiben, zu drucken, oder bekannt zu machen, und diese Deklaration trägt sichtbar den Stempel eines kleinen und eingeschränkten Genies, das sich bey geringfügigen Dingen aufhält, und auf Despotismus abzweckt. Endlich verrieth sein Edickt wegen Befreyung des Staats von den Schulden seine Ungeschicklichkeit ganz deutlich. Dieses Denkmahl ewiger Schande für den Minister, der es geschmiedet hatte und für das Parlament, das es registrirte, erleichterte nicht allein den Staat gar nicht, sondern belästigte denselben auch noch mit neuen Auflagen und gab den alten eine längere Dauer. Der Vorwand war die Errichtung zwoer Kassen, der einen, zur Bezahlung der Renten und anderer Verbindlichkeiten des Königs; der andern, zur Wiederbezahlung und Tilgung der Kapitalien. Um leichter dazu zu gelangen und mit einem Blicke den ganzen Belauf der Schulden zu übersehn, nöthigte man die Besitzer der Kontrakte, dieselben erneuern und vidimiren, die Inhaber der Schuldscheine aber, solche in Kontrakte verwandeln zu lassen, welches langwierige und beschwerliche Formalitäten waren, die den Unterthanen sowohl, als dem Könige, viel Geld kosteten. Durch diese Veränderung aber ward erhalten, daß nun niemand auf Bezahlung dringen konnte. Der König fand diese Errichtung herrlich, weil sie ihm Ruhe verschaffte. Er begegnete dem Herzog de Bouillon, der grausam verschuldet war, und fragte denselben, wie es mit seinen Sachen stünde? Dieser, der vielleicht die Wohlthätigkeit des Monarchen in Bewegung zu setzen

hoffte,

1768.

17. Dec. 1764.

1768. hoffte, antwortete: „Sehr schlecht, Sire! meine „Gläubiger quälen mich noch immer auf das grau„samste." Satt alles Trostes erwiederte der König: **Warum machen Sie es nicht, wie ich? Laverdy hat mir Luft geschafft.**

Diese Befreyung war im Grunde nur eine Vermehrung der Last; denn um sich das Ansehn einer noch strengern Billigkeit zu geben, machte es der Generalkontrolleur ganz anders, als andere seines Gleichen, die die Ungerechtigkeiten ihrer Vorgänger für nichts rechnen, und sich nicht für verpflichtet halten, dieselben zu vergütigen, er stellte nehmlich die auf den Fuß der alten Kapitalien heruntergesetzten Renten wieder her. Dies war eine Lockspeise für seine Mitbrüder vom Parlament, welche viele Renten dieser Art genossen, und sich schmeichelten, bey der Vergütung die ersten zu seyn, ob solche gleich, nach der Verheißung des Edickts, auf das Loos ankommen sollte. Man sagte sogar, daß die Räthe von der großen Bank ihre Vergütung gleich erhielten, welches das Registriren sehr erleichterte.

Das Konseil wußte dem Herrn de Laverdy vielen Dank für diese Wendung, durch welche also die Hebung der beyden Zwanzigsten und andre Auflagen gesetzmäßig bestätigt wurden, die man bisher nur nach einer Registrirung durch ein immer verhaßtes Lit de Justice erhoben hatte. Das Parlament wiederrief dadurch alle seine Gegenvorstellungen und alle Vorstellungen der übrigen. Es schien zu besserer Ueberlegung gekommen zu seyn, zu gestehn, daß es sich unvernünftiger Weise widersetzt habe, und die Gerechtigkeit der mit so vieler Strenge gegen die Provincialparlamenter veranstalteten Gewaltübungen stillschweigend anzuerkennen. Auch setzte die Steuerkammer, die aufmerksamer war, sich keiner Unbedachtsamkeit schuldig zu machen, und die Ehre der Gerichtshöfe aufrecht zu erhalten, nach verschiedenen Einschränkungen, bey der Registrirung noch die merkwürdigen Worte hinzu:

„Ueber-

„Ueberdies soll der König ersucht werden, dem „ganzen Korps der Gerichtsobrigkeiten die gehörige „Gerechtigkeit, wegen der gegen verschiedene Ge„richtshöfe seines Reichs ausgeübten unerhörten Ge„waltthätigkeiten, wiederfahren zu laßen, und da„durch sein Volk zu beruhigen, das, als Augenzeuge „der Ausschweifungen, die man sich gegen seine Obrig„keiten erlaubt, nur zu sehr gelernt hat, was es, „seiner selbst wegen, fürchten muß, wenn derglei„chen Mißbräuche der Militärgewalt nicht durch die „schärfste Bestrafung im Zaum gehalten werden. Auch „sollen beglaubte Abschriften der gegenwärtigen De„klaration, nebst diesem gefaßten Schluß, an die Ge„richte der Wahlprovinzen geschickt werden, u. s. w." 1768.

Ein Artikel dieses Edickts, der dem Parlamente sehr annehmlich schien und vielleicht auch die Nation gewissermaßen blendete, war die Errichtung einer Kammer, die aus Parlamentsgliedern bestehen, für die Vollziehung des Edickts sorgen, alle Operationen dirigiren, und alle darüber etwa entstehende Streitfragen und Processe schlichten und entscheiden sollte. Allein diese Kammer war, wegen der Gehaltszulagen für die Mitglieder derselben, eine neue Last für den Staat. Uebrigens that auch diese Kammer der Versplitterung der öffentlichen Gelder keinen Einhalt, bewürkte keine Genauigkeit in den Auszahlungen, die Abtragung der Kapitalien geschah nur ein oder zweymahl, so oft es nehmlich zur Befriedigung der vornehmsten Parlamentsglieder, denen man es versprochen hatte, nöthig war, und die Unordnung in den Finanzen nahm zu, anstatt abzunehmen. Man mußte eines Theils die Ausgaben des Königs bestreiten, der, weil er keine deklarirte Maitresse hielt, viel auf seine Launen verwendete, und von habsüchtigen Hofleuten und Favoriten umgeben war, die seine Bereitwilligkeit nutzten; andern Theils aber den Verschwendungen des Herzogs de Choiseul genug thun, der mit dem Vermögen des Staats nicht wirthschaftlicher umgieng, als mit seinem eignen, in

1768. seinem Fache den Souverain spielte, und noch mehrere Kreaturen satt zu machen hatte, als sein Herr.

Da Herr de Laverdy, der, unter einer heuchlerischen und bescheidenen Mine, einen unermeßlichen Ehrgeiz besaß, seinen Posten nicht anders behalten konnte, als wenn er den beständigen Forderungen Ludewig des XV. und seines Ministers Genüge that, so war derselbe beständig geschäftig, neue Hülfsquellen aufzusuchen, und da er dergleichen im Finanzfach nicht erfinden konnte, wovon er nicht das geringste verstand, so mußte er alle von hungrigen Unterbedienten ihm unter den Fuß gegebene Vorschläge annehmen. Bey jedem Geldbedürfniß erschien eine neue fiskalische Erfindung, welche Gegenvorstellungen des Parlaments nach sich zog, denn er konnte nicht immer bestechen, und zu weilen siegte der Patriotismus, oder die üble Laune. Es läßt sich nichts auffallenderes gedenken, als die, auf sein Anstiften, von dem König gegebene Antworten, die die niederträchtigste Lügen und ein spottvolles Mitleid enthielten, und worinn der König immer versicherte, daß seine Unterthanen ihm am Herzen lägen; daß er wieder Willen die Last der Auflagen vervielfältigte; und daß er bald im Stande zu seyn hoffte, dieselben durch Einschränkungen, Ersparungen, gute Verwaltung und Verbesserung der Finanzen zu erleichtern, unterdessen alles, was unter den Augen der Nation vorgieng, diesen heuchlerischen Versicherungen offenbar widersprach.

Dieser Minister trug viel dazu bey, die Unruhen in Bretagne zu vermehren, denn er that Eingriffe in die Rechte der Stände, schrieb denselben ungeschliffene Briefe, spielte die Rolle eines Schriftstellers und Geschichtschreibers, und gab fliegende Blätter heraus, worinn er mit ihren Schriftstellern disputirte, um ihre Privilegia zu vernichten und den Despotismus des Königs auf den Trümmern des Völkerrechts zu erbauen. Man erinnert sich noch, mit welcher Verachtung man in die Provinz satyrische Lieder auf denselben machte. Man hatte keine

andere Waffen gegen ihn, als das lächerliche; dieses aber war würksam. In Paris geschahe bald ein gleiches, und was ihm am meisten zu Herzen gieng, war eine Karikatur, wo man ihn unter der Figur eines Menschen vorstellte, der einen Tragekorb auf dem Rücken, einen oben krummgebogenen Stab (das Abzeichen des Generalkontrolleurs), in Händen hatte, und damit in allen Rennsteinen und Dreckhaufen wühlte. Aus dem Ende seines Stocks giengen Papierrollen hervor mit der Innschrift: Arrets von Konseil. Auf der Nase hatte er eine Brille und schien sehr blöden Gesichts zu seyn, womit auf den körperlichen und moralischen Fehler des Helden angespielt ward. Die Unterschrift endlich war: Frankreichs großem Trödelkrämer. Man trieb den Spott so weit, daß man, zur Nachahmung des Vespasian, der eine Abgabe auf den Urin legte, denselben ohne Nahmensunterschrift ein Projeckt zufertigte, daß er an den Ecken der Straßen öffentliche Abtritte auf Karren anlegen mögte, wo jeder, der sich derselben bedienen wollte, eine Abgabe erlegen müßte; als welches Projeckt nicht viel Unkosten erforderte und doch der Regierung etwas erkleckliches einbringen könnte. Kurz, man mußte einen Minister abdanken, der die Fabel des Hofes und der Stadt geworden war, und anfieng, Murren und Aufstand zu veranlaßen. Die Freyheit des Kornhandels innerhalb und außerhalb des Reichs, anstatt die erwarteten heilsamen Würkungen hervor zu bringen, verursachte vielmehr eine unglückliche Theurung dieses Produckts, welche immer anhielt, und einigen Nachlaß zuweilen ausgenommen, bis an den Tod des Königs dauerte. Die Verfechter der alten Gewohnheiten, die Leute, die von Vorurtheilen geleitet wurden, und diejenigen, die bey dem Zwang und den Hindernissen des Handels ihren Vortheil fanden, schrieben dieses Unglück dem Neuerungssystem zu. Die Oekonomisten hingegen schoben die Schuld auf die schlechten Erndten und den Mißwachs, noch mehr aber auf die Art, wie man ihren Plan 1768.

1768. einschränkte. Sie behaupteten, daß halbe Freyheit noch schlimmer wäre, als ganzer Zwang. So vertheidigten sie sich, weil sie die wahre Ursach nicht entdecken durften, die in mächtigen und geheimen Betreibungen lag, die am Throne selbst ihren Ursprung hatten, und womit die Ministers, als Mittelspersonen, die Unterbedienten in Bewegung setzten, welche sich über Infamie und Haß des Volks hinwegsetzten, und sich mit dem Mark der Unterthanen mästeten. Man ergriff gern die Gelegenheit, Untersuchungen darüber abzuleiten, und den öffentlichen Unwillen auf einen abgesetzten Minister zu wälzen, der dem Scheine nach das Uebel des Kornmangels zu verantworten hatte, weil ihm absonderlich die Besorgung dieses Faches oblag. So war die Politick am Ende der Regierung Ludewig des XV. beschaffen. Wenn das Maaß der Ungerechtigkeit voll war, so ward der Urheber davon zwar weggejagt, aber sein Werk ward beybehalten.

Herr de Laverdy, der, bey seiner Ernennung zum Generalkontrolleur, sein Privathaus beybehielt, um dasselbe wieder zu beziehn, wenn er zum Privatleben zurückkehrte; der ein Verzeichniß seines mittelmäßigen Vermögens gemacht hatte, welches er, während seiner Finanzverwaltung, nicht vermehren wollte; der der Schwiegersohn eines Tuchhändlers, der Sohn eines Advokaten, und also bürgerlichen Herkommens war; der diesen Stand niemals hatte verlaßen wollen, und den man wohl dreymahl hatte bitten müssen, die Stelle im Ministerio anzunehmen, war bey der Verlaßung des Ministerii ein ganz anderer Mensch geworden. Man verfertigte demselben einen Stammbaum, wodurch er seine Abkunft aus uralten Adel bewies, die ihn aller möglichen Ehrenstellen empfänglich machte. Er wollte Titularparlamentsrath und Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften werden, und es kränkte seine Eitelkeit ungemein, daß er nicht Zeit genug gehabt hatte, sich das kleine Band zu verschaffen. Als ihm jemand, um sich beliebt zu machen, eine ungeheure Summe für sein kleines Haus gebo-

geboten hatte, verkaufte er dasselbe und ließ sich vom Könige den kleinen Pallast Conti schenken und ausbauen, zu dessen Verschönerung sogar der daranstoßende Flügel der Münze zugebaut ward. Sein Schwiegervater, der schon sehr reich war und den Handel aufgegeben hatte, mußte nochmals sein Glück machen, und das war ansehnlicher, als sein vorheriges. Er bereicherte seine Schwäger und seine ganze Familie, und da er selbst zweymahl hundert tausend Livres jährliche Einkünfte hatte, so schrieb er, bey seiner Abdankung, ganz recht an seine Töchter, daß er **nun nicht mehr bey den Finanzen wäre.** Dies ist sein eigner Ausdruck, welcher die Art vortreflich bezeichnet, wie er seinem Posten zu seinem eignen Nutzen vorgestanden habe. 1768.

Der Herzog de Choiseul ließ Herrn **Maynon** d'Invau zu dessen Nachfolger ernennen. Seine Erkenntlichkeit gegen diesen Staatsrath, der Scharfsinn, den er in den Vorträgen desselben im Konseil bemerkt zu haben glaubte, sein sanfter und gemäßigter Charakter machten ihn in seinen Augen dieses Zutrauens würdig, und er ließ sich durch die Freundschaft blenden. Da überdies der Generalkontrolleur nur der erste, wiewohl mit einer vornehmern Würde bekleidete, Kommis des **Haupts vom Finanzkonseil** war, welche Stelle der Herzog de Choiseul für den Herzog de **Praslin** hatte wiederherstellen laßen, der zufrieden war, die reichen Einkünfte dieses Postens zu ziehn, und übrigens bloß unter dem Einfluß seines Vetters handelte; so glaubte dieser seinen Klienten durch Rathgebungen leiten und beherrschen zu können, fand aber an demselben nicht den Mann, den er wünschte. Herr d'Invau, von schwächlicher Gesundheit war nicht sehr arbeitsam, und konnte weder allein die Last tragen, noch auch dem heftigen Antreiben seines Führers folgen. Er hatte weder zum Guten noch zum Bösen den erforderlichen Nachdruck. Seine Erscheinung war nur ein Uebergang. Das einzige, was man ihm vorwerfen kann, ist, daß er, **aus blinder Gefälligkeit gegen die beyde Ministers,** 27. Sept.

1768. und andere Hofleute, welche bey der Aufhebung des Privilegii der Kompagnie von Indien ihr Glück zu machen hofften, zuerst an dieses Gebäude Hand angelegt hat, welches sein Alterthum, seine Vortreflichkeit und der Nahme seines Stifters, ihm hätten ehrwürdig machen sollen. Dieser Flecken scheint seinem Rufe nicht geschadet zu haben, den er vielleicht mehr seinem Vorgänger und seinem Nachfolger, als sich selber, zu danken hat. Dem sey wie ihm wolle, man wußte ihm für die Herzhaftigkeit Dank, womit er, nach einer Konseilversammlung, in welcher seine Vorschläge keinen Beyfall fanden, seine Abdankung einreichte, und noch mehr dafür, daß er sich die Erlaubniß vom Könige ausbat, das gewöhnliche Gnadengehalt ausschlagen zu dürfen, und dem Staat, wenn er demselben, während seiner Ministerschaft, keinen Nutzen gestiftet hatte, doch auch in dem Müßiggange seines nunmehrigen Privatlebens nicht lästig seyn wollte. Ihm folgte der berühmte Abbé Terrai, der nun bald unter den Ministern glänzen wird, die an der Umstürzung der Staatsverfassung und an dem letzten Verfall der Finanzen und des Königl. Credits mit gearbeitet haben. Das Ansehn der beyden Choiseul fieng an zu fallen. Der neue Generalkontrolleur war das Geschöpf des Kanzlers de Maupeou, der einen solchen Gehülfen nöthig hatte, weil er mit einer großen Veränderung der Verfassung der Gerichtshöfe schwanger gieng.

Die Parlamenter waren in einer heftigern Gährung als jemahls. Der durch den dem Pariser Parlamente eingeräumten Vorzug unter sie geworfene Zankapfel hatte nur eine kurze Mißhelligkeit bewürkt. Ein mächtigerer Vortheil zwang sie, sich wieder zu vereinigen. Wenn sie gleich, durch die Verabschiedung der Kommandanten, die ihnen zu nahe getreten waren, die Oberhand wieder gewonnen hatten, so war dies doch nicht von Dauer gewesen. Das Stillschweigen, das der Hof denselben in dieser Sache auferlegt, und andre Gnadenbezeigungen, womit man jene Höflinge überhäufte, gaben ihnen keine Aussicht

auf

auf eine dauerhafte Ruhe. Der Sturm erhob sich bald wieder und mit weit größerer Heftigkeit. Die Vernichtung des Parlaments von Pau, welcher sich die übrigen nicht nachdrücklich genug widersetzten, und das, nach der Willkühr des Ministerii, auch wieder besetzt ward, gab demselben Muth zu kühnen Unternehmuugen, und die beyden Generalprokuratoren von Rennes, die, nebst verschiedenen Räthen dieses Parlaments, im Begriff standen, den Kopf zu verlieren, zeigten den übrigen Parlamentern die Nothwendigkeit, zur Rettung dieser ihrer Mitbrüder ihre Kräfte zu verdoppeln und sich auf ihr Privilegium zu berufen, **von ihren Pairs gerichtet** zu werden. Mann nennt diesen Proceß die Händel von Bretagne, und er ist eine der unglaublichsten Begebenheiten in der Regierung Ludewig des XV. 1768. Junius 1765.

Dieser Proceß entsprang aus den wider die Jesuiten gegebenen Arrets *), und den in dieser Sache abgestatteten Berichten. Der Verfasser derselben, Herr de la Chalotais, schien ihnen ihr fürchterlichster Feind in Bretagne zu seyn, und da sie ihrer Vertilgnng nicht hatten entgehen können, so dachten sie darauf, von dem mächtigen Anhange, den sie in dieser Provinz hatten, Nutzen zu ziehn, und daselbst Unruhen anzustiften, wobey sie ihre Ränke schmieden und ausführen wollten, um ihre Wiederherstellung zu bewürken, oder wenigstens sich zu rächen. Die Stände von 1762 gaben ihnen Gelegenheit dazu. Die Bischöfe, an deren Spitze sich der Bischof Desnos von Rennes befand, waren für sie. Fast der ganze geistliche Stand und einige Mitglieder des Adels machten eine zahlreiche Parthey aus, die der Kommandant unterstützte, der überdies den Bürgerstand nach Willkühr lenkte.

Ihre Absicht war, die Arrets, wodurch die Gesellschaft der Jesuiten in Bretagne aufgehoben worden,

*) Diese Geschichtserzählung ist zum Theil aus einer in der Bibliothek des Herzogs de Rohan befindlichen Handschrift des Herrn de la Chalotais genommen.

1768. den, als den Rechten der Stände zuwiderlaufend, kassiren zu laßen, die Stände dem Parlament, und die Nation der Nation entgegen zu setzen. Ihre Anhänger waren ungemein hitzig. Vornehme Edelleute bedrohten sich öffentlich auf dem Theater *), und der Herzog d'Aiguillon, der diesen Ausscheifungen hätte Einhalt thun sollen, schien sie durch sein Stillschweigen zu billigen. Man setzte dreymahl von neuem an; man laß und ließ heimlich wahre, oder falsche, Briefe des verstorbenen Dauphin lesen, um die Gemüther für die Jesuiten einzunehmen, und wenn man diesen Bewegungen freyen Lauf gelaßen hätte, so wäre daraus wahrscheinlicher Weise in der Provinz ein bürgerlicher Krieg entstanden, der sich in kurzem im ganzen Lande ausgebreitet hätte.

Herr de la Chalotais, den Eigenliebe, Selbstsicherheit und Patriotismus zugleich antrieben, ein Werk durchzusetzen, wovon er der vornehmste Urheber war, wandte die Unruhen ab, die der Kommandant, zum Besten der Jesuiten, anzuzetteln suchte, die ihn wechselsweise schützten und von ihm wieder geschützt wurden. Er gab dem Herzog de Choiseul von ihren abgeredeten und berechneten Ränken Nachricht, die, sobald sie entdeckt waren, bey den Ständen unwürksam wurden. Die Gesellschaft glaubte indessen, dadurch einen großen Vortheil gewonnen zu haben, daß ihre Streitigkeit nun die Person des Herzogs d'Aiguillon betraf, der ein unversöhnlicher Feind ihres Feindes war. Auf dieses Oberhaupt waren sie stolz und beschlossen, ihren Endzweck auf eine andre Art zu erreichen.

Es herrschten in der Provinz Bretagne allgemeine Beschwerden gegen die Verwaltung des Kommandanten in Absicht auf die Landstraßen. Das Parlament hatte sie in Erwegung gezogen, und da die Parlamentsglieder, welche diese Beschwerden angemeldet hatten, dieselben waren, welche den Jesuiten am meisten zuwider zu seyn geschienen hatten, so ver-

*) So nennt man den großen Hauptversammlungssaal der drey Stände.

vereinigten sich diese mit dem Herzog d'Aiguillon, 1768.
um jene zu stürzen. Durch einen der Jesuiten würdigen Kunstgriff setzten sie die Eigenliebe des Generalkontrolleurs Laverdy in Bewegung, und machten, daß dieser eitle Mensch, dieser erstaunlich eifrige Jansenist, der als Parlamentsglied einer ihrer hartnäckigsten Feinde gewesen war, nun, wiewohl nicht geradezu, zur Erreichung ihrer Absicht mitarbeiten mußte. Er war außerordentlich aufgebracht, daß er in dieser Provinz verspottet ward, und half also den Herzog d'Aiguillon die Streiche der Gewalt gegen die Provinz und deren Parlament verdoppeln. Am Ende sah er sich so weit über seinen Zweck hinaus geführt, daß man es, durch eine Folge von unbegreiflichen Schritten, wovon die mehresten so künstlich angelegt waren, daß es nicht möglich war, dem Netz zu entgehen, dahin brachte, daß den Parlamentsgliedern ihre Verabschiedungen zugefertigt wurden, die beynahe kein einziges derselben verlangte.

Die Jesuiten und ihre Anhänger, die auf diese Weise Meister vom Schlachtfelde geblieben waren, hielten alle Versammlungen und Winkelzusammenkünfte nach eigenem Belieben, und ihr Entschluß war, ihr Werk in der Provinz zu vollenden und Herrn de la Chalotais zu stürzen, dem sie seine Berichte nicht verzeyhen konnten, worinn er mit so vieler Beredsamkeit die Fehler ihrer Ordensregel und Konstitutionen enthüllt, und der sich, während der Versammlung der Stände, ihren Ränken aus allen Kräften widersetzt hatte. Dem zufolge sollten sein Sohn, und etliche der wider sie am meisten aufgebrachten Mitglieder, die Opfer dieses Komplotts seyn. Alle Umstände begünstigten diese Absicht. Sie hatten auf ihrer Seite den Kommandanten der Provinz, und seinen Oheim, den Grafen de Saint-Florentin, der die Provinz Bretagne in seinem Departement hatte und vermöge seines Postens, der ihn zum Vollzieher des Königlichen Willens machte, Richter und Parthey zu gleicher Zeit war; und die Niederträchtigkeit begieng, dies Amt in gegenwärtigem Falle

1769. nicht von sich abzulehnen. Ferner hatten sie auf ihrer Seite einige andre Parlamentsglieder, die einzigen, die in Bedienung geblieben und bereit waren, einen Gerichtshof vorzustellen, der ihnen gänzlich ergeben war. Endlich hatten sie auch auf ihrer Seite den König, der so unwillig und aufgebracht gegen die Bretagner war, daß er beschlossen hatte, denselben in keinem Stück seine Gnade zu beweisen; er hatte solches den Ministern und sogar demjenigen bekannt gemacht, der die geistlichen Pfründen und Gnadenbezeigungen zu vergeben hatte *).

Die in der Provinz verbreitete Bestürzung über die Zerstreuung des Parlaments verursachte Murren, Klagen, fliegende Blätter und verzweifelte Handlungen, woraus sie gleichfalls Nutzen zogen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie unter Begünstigung dieser allgemeinen Gährung, selbst Schriften schmiedeten, die zu ihrer Absicht dienlich waren, und die auf die Mißvergnügten geschoben wurden. Schon hatte man zu Paris eine Untersuchung angefangen über verschiedene auf Erregung öffentlicher Unruhen abzielende Ränke, über Pasquille in Versen und Prosa, welche die Ehre und den guten Ruf verschiedener Gerichtspersonen und anderer der Regierung aufrichtig ergebener Leute angriffen und über verschiedene Briefe ohne Nahmensunterschrift, die an die Ministers eingelaufen und für das Ansehn des Königs beleidigend waren. Die Untersuchung und Beurtheilung dieser Verbrechen war dem Pariser Parlament aufgetragen. Unterdessen sich dieses damit beschäftigte, giengen neue Abscheulichkeiten vor.

In der Nacht vom 10ten zum 11ten November 1765 wurden die Herren de la Chalotais, Vater und Sohn, und drey verabschiedete Parlamentsräthe mit gewafneter Hand, und mit den kränkendsten

*) Diese Anekdote findet sich in einem Schreiben des Herrn Piquet de Montreuil, eines Raths der großen Kammer des Parlaments von Bretagne, datirt von Versailles den 28. December 1764, welches den Proceßackten beygefügt ist.

sten Anstalten, aufgehoben. Man erfuhr nachher aus einem Königlichen Patent, worinn der König selbst der Ankläger seyn mußte, daß man ihm diese Parlamentsglieder als Feinde der Königlichen Gewalt und der öffentlichen Ruhe geschildert hätte. Es hieß darinn weiter, daß man mit Grunde argwohnte, daß dieselben seit einiger Zeit eine gefährliche Gährung in Bretagne zu erregen und zu nähren gesucht hätten. Um dieses zu bewerkstelligen, hätten sie unter sich unerlaubte Versammlungen gehalten, strafbare Verbindungen gestiftet und verdächtigen Briefwechsel geführt; hätten nicht allein durch Schmähschriften diejenigen beschimpft, welche im Dienste des Königs eifrig gewesen, sondern sich auch unterstanden, Schriften zu verbreiten, die ganz im Geiste der Unabhängigkeit geschrieben wären, in welchem sie auch öffentlich höchst aufrührerische Reden gehalten hätten; endlich wären sie so verwegen gewesen, Zettels ohne Nahmensunterschriften an den Hof gelangen zu laßen, welche für die Person des Monarchen beleidigend und der Königlichen Majestät schimpflich befunden worden.

1769.

16. Nov. 1765.

Auf diese unbestimmte Beschwerden nahm ein Ungeheuer von gerichtlichem Verfahren seinen Anfang, wovon in den Jahrbüchern der Justiz kein Beyspiel vorhanden ist. Um sich das Ansehn eines sehr regelmäßigen Verfahrens zu geben, und den König desto besser zu betrügen, bot man dem gesammten Parlament von Bretagne die Zurückgabe der Verabschiedungen und die Formirung des Processes über die in Verhaft genommene Mitglieder an. Man wollte dadurch die Welt überreden, daß man von dem Verbrechen derselben sehr zuverläßig überzeugt wäre; daß man sie wenigstens mit gutem Gewissen und gänzlicher Unpartheylichkeit beschuldigte, weil man kein andres Gericht sprechen laßen wollte, als dasjenige, das nach den Gesetzen die Sache entscheiden mußte; allein man verband mit diesem Anerbieten eine Bedingung, die die Parlamentsglieder unmöglich eingehn konnten, diese nehmlich, daß sie

Ehre,

Ehre, Eyd und Vaterland verrathen sollten. Es
1769. geschah, was man voraus gesehn hatte. Das Parlament, das über das Königliche Rescript berathschlagte, faßte den Schluß, daß die Gründe, die dasselbe zur Abdankung bewogen hätten, noch in ihrer ganzen Stärke fortdauerten, und blieb daher bey
12. Nov. 1765. seiner Entschließung. Es traten diesmahl sogar noch einige bey, die bis dahin noch nicht abgedankt hatten. Das war gerade, was man verlangte. Man fußte nun auf das Verfahren mit dem Parlament von Pau, und entschloß sich, das von Rennes auf demselben Fuß herzustellen, und ließ solches vorläufig von dem Konseil halten. Man fertigte demsel-
26. Nov. ben, gleich bey Eröfnung seiner Sitzungen, eine offene Ordre zu, den Proceß der angeklagten Parla-
16. Jan. 1766. mentsglieder zu instruiren. Nachdem man hernach einige abgesetzte Officianten wieder herbeygebracht und ein Korps zusammengebracht hatte, stellte man sich, als wollte man demselben die Entscheidung der Sache überlaßen. Dieser Kniff war mit ihnen abgeredet, denn sie waren eben sowohl den ehrwürdigen Gefangenen feind, deren Standhaftigkeit ein unaufhörlicher Vorwurf ihrer Niederträchtigkeit war, getrauten sich aber doch nicht, das Urtheil zu fällen, das der Hof verlangte, und entsagten einem Rechte, worauf sie zwar Verzicht thun, aber es dem Beklagten nicht nehmen konnten. Dies war ein guter Vorwand zu einem Befehl an die Kommissarien, die In-
24. Jan. 1766. struirung des Processes fortzusetzen. Es ergieng daher von neuem eine offene Ordre, daß sich eine Kommission vom Konseil des Königs, in Form einer Königlichen Kammer, zu Saint Malo versammeln sollte.

Hier erschien nun also der aus Rennes verschwundene unächte *) Gerichtshof. Hier war es, wo man, nachdem alle Veränderungen, Einschränkungen, Verwechselung des Orts und der Reisen durchgegan-

*) *Tribunal postiche.* Ein aus den 1766 dem König übergebnen Vorstellungen des Parlaments von Rouen entlehnter Ausdruck.

gegangen waren, wie es der Kommandant der Provinz, als der heimliche Anstifter dieser Betrügerey, haben wollte, damit das Verfahren eben so oft abgeändert worden sollte, mit ganz neuen, bloß für diese Angelegenheit erfundenen, Formalitäten, mit Gesetzen, die bloß für diese Sache vervielfältigt und von dem Ankläger geschmiedet waren, deren eins immer das andere aufhob, und die bloß für den Tag, für den Augenblick, für jede neue Schwierigkeit gegeben wurden, ein besonderes Gesetzbuch ausdrücklich dazu anfertigte, die Beklagten schwarz zu machen und ihre Verurtheilung zu bewürken. Alles war schon zu Vollstreckung eines zu Versailles, vor der Abreise der Kommissarien, abgefaßten Urtheils in Bereitschaft, und wenn man einem nicht widerrufenen Gerüchte glauben darf, so war der Scharfrichter bereits mit allen Werkzeugen der Todesstrafe dahin abgegangen, welche in der Citadelle von Saint Malo aufs eilfertigste vollzogen werden sollte, als die nachdrücklichen Vorstellungen des Pariser Parlaments in dem Herzen des Königs heilsame Gewissensbisse hervorbrachten. Der Herzog de Choiseul, der eben dazu kam, als der König in der grausamsten Aengstlichkeit war, bewegte denselben vollends, und machte, daß er das bereits unterschriebene Bluturtheil zurücknahm. 1769.

Die Sache nahm nun einen ganz andern Lauf; die Vollmacht der Kommissarien gieng zu Ende, die Fortsetzung des Processes kam wieder in die Hände der natürlichen Richter, auf welche die Gefangene sich beständig berufen hatten. Allein diese natürliche Richter waren in geringer Anzahl, waren durch Gunst gewonnen, oder durch Furcht muthlos gemacht, und konnten das wahre in der Person der Verbannten vorhandene Parlament nicht ausmachen. Herr de la Chalotais und seine Mitbeklagten lehnten dieses Tribunal in seiner dermahligen Lage ab, weil dasselbe nicht einmahl einen Proceß gegen bloße Privatpersonen, geschweige denn einen solchen, gegen Mitglieder eines Gerichtshofes, entscheiden konnten,

1769. welche das Recht hatten, zu verlangen, daß bey der Entscheidung dieser Sache alle Kammern versammelt seyn sollten, und drangen darauf, vor das Parlament von Bordeaux *) gestellt zu werden. Die Instruirung des Processes hatte dem ungeachtet ihren Fortgang auf Andringen des Raths, Herrn Geoffroy de la Ville-blanche, der zu dem Ende zum Generalprokurator ernannt war, ob er gleich, um dieses Geschäft von sich abzulehnen, erklärt hatte, daß er ein Todfeind des Herrn de Caradeuc wäre. Alles war seltsam, unordentlich und despotisch in diesem Proceß, bey welchem man nur von Zeit zu Zeit zur Ordnung zurückzukehren schien, um sich nachher desto mehr davon zu entfernen. Durch ein
12. März 1766. Arret des Konseils ward befohlen, daß die bey dem Parlament von Paris verhandelte, die ersten Unruhen in Bretagne betreffende, Akten zur Kanzley des Parlaments dieser Provinz abgeliefert werden sollten um dem daselbst fortdauernden Kriminalproceß beygefügt zu werden. Dem zufolge wurden diese Aktenstücke in den Osterferien von dem Referenten durch ein Kommando Soldaten abgehohlt, der über ein so ungerichtliches Verfahren dermaßen erschrack, daß er die Schwachheit begieng, dieselben auszuliefern.

Nach dieser Vereinigung der Akten ward wieder die Absonderung derselben anbefohlen, endlich aber alles abgefordert und vor das Konseil gezogen, die Gefangene aber in die Bastille gebracht. Hiergegen protestirten diese von neuem und bestanden auf ein Urtheil ihres rechtmäßigen Gerichtshofes. Bey einer damahls gehaltenen feyerlichen Versammlung des Konseils, welcher der König beywohnte, trug der Referent, Herr le Noir die Sache erzählend vor und schloß seine Rede mit Bitte um Gnade für die Beklagten. Der König erklärte, daß er nun nichts

*) Dieses Parlament ist durch eine Verordnung von 1737 ausersehn worden, die Stelle des Parlements von Rennes zu vertreten, in Fällen, wo dieses nicht im Stande ist, die Sachen abzuurtheln, die demselben vorgelegt werden.

nichts mehr zu wissen brauchte und nicht wollte, daß ein Sentenz gesprochen würde. Er befahl zugleich, mittelst gesiegelter Ordre, alle Verbrechen und dahin gehörige Beschuldigungen niederzuschlagen. 1769.

Durch einen offenbaren Widerspruch ließ man den König, unter der Zeit, daß man seine Weisheit, Mäßigung und Güte erhob, die grausamste Tyranney begehn. Die aus der Bastille entlaßene Parlamentsglieder wurden nehmlich in ihren Posten nicht wieder eingesetzt, und man ließ noch dazu den König die Erklärung thun, daß er seinen Generalprokuratoren sein Zutrauen und Wohlwollen niemahls wiedergeben würde. Alle wurden mit der äußersten Strenge verbannt. Sie durften, bey der Abreise, nicht einmahl ihre gute Freunde und Verwandte sehn.

Als das Pariser Parlament gegen diese Unbesonnenheit schrieb, und über eine Bestrafung murrte, welche noch Verdacht gegen die Beklagte zurück ließ, antwortete der König: Die Ehre derselben wäre nicht gefährdet. So sättigten ihre Feinde noch ihre Rachgier durch elende Ausflüchte, die sie der Privatrache Ludewig des XV. an die Hand gaben. Sie hatten die Eigenliebe des Königs durch aufgefangne Briefe aufgebracht, worinn die Parlamentsglieder, ohne die Majestät des Throns zu beleidigen, die Menschen mit einer Wahrheit behandelten, an die er nicht gewöhnt war.

Sie schmachteten noch verschiedene Jahre, ohne daß ihre häufige Bittschriften, oder die Vorbitten der Gerichtshöfe, das geringste ausrichten konnten. Kurz, ob sie gleich für unschuldig, und die ihnen zugefügte Schmach und üble Behandlung für nicht verdienend anerkannt wurden, so konnten sie doch zu keinen einzigen gesetzmäßigen Rechtfertigungsmittel gelangen; sie waren beständig die Opfer und ihre Unterdrücker triumphirten; diese Art von Ungerechtigkeit aber paßte sehr gut in den abscheulichen Zeitraum, den wir hier beschreiben.

Weit entfernt, daß ein solches Betragen die Ruhe in der Provinz Bretagne wieder herstellen sollte, wie

1769. wie man dem Könige damit geschmeichelt hatte, so stand dieselbe vielmehr stärker, als jemahls, in vollem Feuer. Die Kabale der Jesuiten hauchte überall Zwietracht um sich her. Das Parlament, das nur noch ein Schattenbild und ganz von seinem alten Glanz herabgesunken war, stellte nicht mehr das Heiligthum der Gerechtigkeit, sondern eine wahre Höhle der Ungerechtigkeit, vor, die den Spottnahmen Gerichtsamt von Aiguillon verdiente. Die getheilten Stände sahen die wiederhohlten Streiche der Gewalt gegen ihre sterbende Freyheit. Der Adelstand hielt sich noch mühsam gegen die beyden andern, die schon gänzlich unterjocht waren, litt aber selbst unter einer durch die Kniffe des Kommandanten angezettelten Spaltung. Dieser, als ein uneingeschränkter Despot, der von Spions, Angebern, und Handlangern seiner Rasereyen, umringt war, und die gesiegelten Kabinetsordres in Händen hatte, welche sein Oheim, der Minister, nach seiner Willkühr, ausfertigte, entvölkerte die Provinz von ihren Vertheidigern durch beständige Verbannungen *). Kurz er hatte sich vorgenommen, die Landesverfassung der Provinz gänzlich umzustürzen, und ließ zu dem Ende ein grausames Reglement von zweyhundert und ein und dreyßig Artikeln mit Gewalt registriren, deren betrügerischer Inhalt größtentheils dahin gieng, allen Neuerungen, die er eingeführt, allen Mißbräuchen der Obergewalt, die er sich erlaubt, und allen Gewaltthätigkeiten, die er ausgeübt hatte, Gesetzeskraft zu geben, mit einem Wort, deren Gehalt und Form allen Rechten und hergebrachten Gewohnheiten gänzlich zuwiderlief.

Glücklicher Weise für die Bretagner gieng die Verwaltung des Kommandanten zu Ende. Das Maaß seiner Ungerechtigkeiten war voll, und die Nation

*) S. die Antwort der Stände auf den Bericht des Herzogs d'Aiguillon, worinn sie hundert und vier und dreyßig gesiegelte Kabinetsordres aufzählen, die in einer Zeit von ungefehr drey Jahren ausgefertigt und gebraucht worden.

Nation in Verzweiflung konnte zu den grausamsten Mitteln schreiten. Unter diesem Gesichtspunkte wenigstens stellte der Herzog de Choiseul, der dem Herzoge d'Aiguillon persöhnlich feind war, vor dessen übermäßigen Ehrgeitz er sich fürchtete, diese Sache dem Monarchen vor, um denselben zu schrecken. Nachdem er ihn wegen des Reglements unruhig gemacht und ihm die Bewegungen vorgestellt hatte, die dasselbe nothwendig bey der nächsten Versammlung der Stände hervorbringen mußte, rieth er ihm, die Stände außerordentlich zusammenkommen zu lassen, weil es alsdann freywilliger angenommen werden würde. Dieser Minister wußte, wie man den König fassen müßte, der gewiß nicht gerade zu ein so verhaßtes Werk, das aber nach seinen Befehlen geschmiedet war, umgestoßen haben würde. Er sprach also bloß von Milderungen und Einschränkungen, die seine Macht nicht in Gefahr setzten, und die, mit Beybehaltung der nöthigen Anstalten, die zu unruhigen Bewegungen der Stände im Zaum zu halten, den Adel sicherer fesseln würden, wenn er selbst daran geholfen hätte, seine Ketten zu schmieden. Um seinen Herrn noch besser zu hintergehn, schlug er demselben vor, diese Kommission dem Präsidenten Ogier aufzutragen, der dem Könige, seiner Sanftmuth und Verträglichkeit wegen, persönlich angenehm, und im Besitz seines besondern Vertrauens war. Dieser würde als ein Mann, dem die Gesetze und alle Formalitäten bekannt wären, und der den kriegerischen Aufzug des Kommandanten nicht um sich hätte, bloß als Friedensstifter erscheinen Ludewig der XV. fiel ihm bey, oder ließ sich wenigstens hinreißen, und der Kommissarius ward ernannt. 1769.

Der Herzog d'Aiguillon, der wohl merkte, wohin der Streich zielte, verbarg seine Empfindlichkeit, suchte denselben aber durch seine Abgeordneten abzuwenden, indem er den Geist des Aufruhrs und der Zwietracht nährte, den er, seines Vortheils wegen, bey gegenwärtiger Lage, nicht wollte einschlafen laßen. Er setzte daher seine besoldete Schriftsteller

ler in Bewegung und ließ kurz vor der außerordentlichen Zusammenkunft der Stände von 1768 eine Schrift, unter dem Titel Unterhaltungen, drucken und austheilen, worinn sich zween oder drey sich zusammen unterredende Menschen sehr dumm anstellten, um den ganzen Adelstand zu beschuldigen und die Zwietracht rege zu erhalten. Den Bretagnern lag es aber zu sehr am Herzen, auf einen solchen Sturm eine gänzliche Stille folgen zu laßen, sobald der Präsident Ogier erscheinen würde. Nie waren wohl Versammlungen so friedlich, nie die Stände so einmüthig gewesen. Was der Herzog de Choiseul vorausgesehn hatte, um die Eigenliebe des Monarchen zu lenken, traf richtig ein. Der Vorschlag, daß die Stände bloß den König bitten sollten, daß mißgestaltete Gesetzbuch zurückzunehmen, worüber sie sich beschwerten, sie sogar mit der nähern Beleuchtung und Untersuchung desselben zu verschonen, weil es nach ihrem Recht und dem alten Herkommen, ihnen allein zusteht, ihre Reglements, mit seiner Genehmigung, zu machen, — dieser Vorschlag, den die Anhänger des Kommandanten nach allen Kräften unterstützten, und sich das Ansehn gaben, das Interesse der Provinz zu beherzigen, das sie so oft gewaltthätig verletzt hatten, — ward verworfen. Man begnügte sich, nach einer ehrerbietigen Protestation, das Reglement von Artikel zu Artikel durchzugehn und zu widerlegen, und die Gewalt, die immer Eingriffe in die Rechte macht, behielt ihren ganzen Einfluß. Der Präsident konnte nicht umhin, den Bretagner bey dem Hofe Lobsprüche beyzulegen, und es ward beschlossen, daß der Herzog de Duras die große Versammlung der Stände halten sollte.

1769.
Februar
1768.

Alle diese Veränderungen mußten nothwendig die Herstellung des Parlaments nach sich ziehn, welche ein Jahr nachher würklich erfolgte, da auch die vier Parlamentsglieder *) wieder mit demselben vereinigt wurden,

*) Die Herren Charette de la Gascherie, Piquet de Montreuil, Charette de la Coliniere, welche zuerst,

wurden, welche in den Proceß der Generalprokuratoren verwickelt waren, als der einzigen, für die man den König nicht erweichen konnte, der sie zwar für unschuldig erklärte, aber unabläßig darauf bestand, daß er geheime Ursachen hätte, sie in der Verbannung zu laßen. Diese nahmen von solcher Strenge Anlaß, sich von neuem an ihr Korps zu wenden, und um eine Rechtfertigung anzuhalten, die sie bey allen Richterstühlen vergeblich gesucht hatten, woraus dann der sonderbare vor der Kammer der Pairs instruirte Proceß entstand. Eine seltsame Begebenheit, die alle diejenigen übertraf, die ihr vorhergegangen waren, und sich in eine noch seltsamere Auflösung endigte, die der Vorläufer der gänzlichen Vernichtung aller Ordnung und Gesetze und der ganzen Justitz war! 1769.

Herr Lamoignon de Blanc-Mesnil hatte sich über die allzugroße Gefälligkeit schmerzliche Vorwürfe zu machen, womit er dem Despotismus des Hofes zu Willen gewesen war. Als Oberhaupt der Justitz hatte er zehn Jahre lang beständig Gewitter, unter seinem Einfluß, über die Diener der Gerechtigkeit aufsteigen gesehen; mit Verbannungen, Bestrafungen und Verhaftsbefehlen zu Paris, Bordeaux, Aix, Rouen, Rennes, Besançon, Grenoble und Toulouse um sich geworfen. Er hatte allgemeine und besondere Angriffe auf die Gerichtshöfe gethan, bald durch Errichtung einer Königlichen Kammer, bald durch Aufwiegelung des großen Konseils gegen alle Klassen des Parlaments, bald durch Ausstreuung des Saamens der Zwietracht zwischen den Ständen und dem Parlamente einer Provinz. Aber er hatte den Abgrund erkannt, womit er unvermerkt die Grundsäulen des erschütterten Staats untergrub; er war dafür erschrocken, und hatte sich, voll Reue über das Vergangene, geweigert, den Grundsatz der Unordnung, den er nur zu sehr bisher begünstigt hatte, nehmlich den unumschränkten Willen an die Stelle

zuerst, und Herr de Kersalaun, welcher nachher in Verhaft genommen worden.

der Gesetze zu setzen, einreißen zu laßen. Auch ab-
1769. zudanken hatte er sich geweigert, und beseufzte nun in einer Unthätigkeit, die ihm nicht so schimpflich war, als seine Thaten, und in einer Verbannung, die ihm süßer war, als seine glückliche Tage, die Uebel, als deren vornehmsten Urheber er sich doch immer betrachten mußte.

Man hatte seine Stelle dem Herrn de Maupeou gegeben, der schon einige Jahre auf die Belohnung seines Abfalls wartete, und da er den Herrn de Blanc-Mesnil auf keine Weise bereden konnte, ihn zu seinem Nachfolger anzunehmen, hatte er sich, bey dem Empfang der Siegel, den Titel eines Viecekanz-
4. Octbr. lers (Vice-chancelier) geben laßen; eine läppische
1763. Würde, deren er nirgends genoß, als im Adreßkalender. Das Parlament wollte ihn nicht anerkennen, und alle Gerichtspersonen schilderten ihn sehr treffend durch ein Wortspiel, indem sie ihn nun le Vice *) **) nannten. Er war sehr beredt, sehr unwissend und sehr biegsam, und unter ihm giengen alle die Abscheulichkeiten vor, die wir eben beschrieben haben.

Unter ihm hielt der König die berüchtigte Parlamentssitzung den 3. März 1766 die man die Geißelung (la flagellation) nennt, weil sie mit der Sitzung Ludewig des XIV. viel ähnliches hat, als derselbe mit der Peitsche in der Hand ins Parlament kam. Ludewig der XV. schaffte in dieser Sitzung alle angebliche Neuerungen der Gerichtshöfe feyerlich ab, insbesondere das Wort Klasse, welches die Ohren der Ministers sehr beleidigte, und behauptete den seltsamen Satz, daß er seine Krone bloß von Gott hätte. Er begnügte sich nicht damit, seine Erklärung auf diese Art in der Hauptstadt bekannt gemacht zu haben, sondern ließ auch die Provincialparlamenter ihre Protokollbücher herbeybringen, um

*) S. die verschiedene, dem gedruckten Proceß des Herrn de la Chalotais, beygefügte Briefe.

**) Ein unübersetzbares Wortspiel. *Le vice* heißt das Laster, der Fehler, der Mangel. Uebers.

um dieselbe Antwort auch in diese mit feyerlichen Ceremonien und in Corpore registriren zu sehn. Nun sahe man wohl, was die in Harnisch gebrachte Obergewalt in einem Tage gegen die funfzehnjährige Vergrößerung der Gerichshöfe vermogte. Alle diese Kollegia kehrten traurig in ihre Heymath zurück, um ganz in der Stille ihren Beschluß niederzuschreiben, worinn sie nicht einmahl das Herz hatten, die Falschheit des erwehnten Satzes anzugreifen. Sie waren von diesem Schlage so betäubt, daß das Wort Klasse seitdem in keiner ihrer Schriften zum Vorschein gekommen ist. 1769.

Wenn dieser starke und entschlossene Schritt des Königs Dauer und Unterstützung gehabt hätte, so wäre es geschehn gewesen, und der Despotimus hätte auf immer triumphirt. Zum Glück aber waren die Ministers unter sich uneins, und jeder von ihnen suchte die Gerichtshöfe zu seiner Privatabsicht zu schonen. Der Generalkontrolleur hatte Edickte im Kopf, die er gern registrirt wissen wollte; der Vicekanzler wünsche noch immer, würklicher Kanzler zu werden; der Herzog de Choiseul besonders wollte den Herzog d'Aiguillon seine Angelegenheit in Bretagne nicht durchsetzen sehn. Er hetzte unter der Hand die Generalprokuratoren auf, sich ihres ersten Vortheils zu bedienen, und die Parlamentsglieder, jene zu unterstützen. Nach der Abdankung des Herrn Molé, der sich die Siegel hatte vorbeygehn sehn, die er durch seinen Nahmen und seinen Eifer zu verdienen glaubte, der übrigens der schweren Rolle überdrüßig war, sich bey dem Hofe in Ansehn zu erhalten, ohne ein Verräther an seinem Kollegio zu werden, hatte das Parlament an seiner Spitze den Sohn des Vicekanzlers, der noch ränkevoller, listiger und boßhafter war, als sein Vater, denn er besaß außer den Fehlern desselben, auch noch Heucheley, und betrachtete seinen Vater nur als den Hüter eines Platzes, den sein Ehrgeitz schon im voraus verschlang, als einen Nebenbuhler, dem er zu rechter Zeit ein Bein unterzuschlagen gedachte. Er hatte sich an den Her-

1769. zog de Choiseul gehangen, weil dieser damals allmächtig war; er schmeichelte demselben auf das niederträchtigste, und empfieng von ihm den Antrieb, den er seinem Kollegio mittheilte. Dieses ward dadurch dreist, und rührte, wider das Verbot des Monarchen, sobald die Ungeschicklichkeit des Vicekanzlers denselben zu irgend einem falschen Schritte verleitete, den Proceß des Herrn de la Chalotais wieder auf, und die Provincialparlamenter, diese Affen des Pariser Parlaments, folgten seiner Spur. Der Monarch, der nicht im Stande war, von selbst auf einem Punkte fest zu beharren, ward von seinen Ministern hin und her geworfen, und that bald einen Fehltritt aus Liebe zur Ruhe, die er suchte, und nicht finden konnte. Kaum hatte derselbe einen Schritt zurück gethan, so machte man sich schon denselben zu Nutze, um ihn zu einem zweeten zu zwingen. Aus diesen beständigen Widersprüchen hoffte der erste Präsident de Maupeou bald seine Größe hervorkeimen zu sehn. Er wußte, daß sein Vater, den zwey gänzlich zerstörte Parlamenter und das abgesetzte und wieder zu errichtende große Konseil in die größte Verlegenheit setzten, nachdem derselbe den König in ein Labyrinth unauflöslicher Schwierigkeiten gestürzt hatte, nimmermehr Kopfs genug haben würde, denselben wieder herauszuhelfen. Das war der Augenblick, den er erwartete, als denjenigen, da der König sich glücklich schätzen würde, ihm den Faden der Geschäfte zu überlaßen, und gezwungen seyn würde, ihn zu seinem einzigen Rathgeber anzunehmen, sich seiner Führung blindlings anzuvertrauen, und ihn alle die Schläge vollführen zu laßen, die seine Rachgier ihm eingeben würde.

Die Angelegenheiten der Religion standen auf eben so schwankenden Füßen, als die Angelegenheiten
6. Junius der Justitz. Seit dem Tode des Kardinals de la
1757. Rochefoucault waren sie in den Händen des Bischofs von Digne und hernach von Orleans, Herrn de Jarente. Dies war ein wahrer Taugenichts, der nach dem Wink der Favorite handelte, so lange sie lebte,

lebte, und nun die Livree des Herzogs de Choiseul trug, der das liederlichste Leben führte, und ohne Schaam die geistlichen Pfründen verhandelte, die oft der Lohn des infamsten Gewerbes waren. Man kann leicht denken, daß dieser Prälat, der in allen Stücken in die Fußtapfen des Kardinals **Dubois** trat, aber nicht das Genie desselben hatte, sich aus den Jansenisten eben so wenig machte, als aus den Molinisten. Er hatte weder den Nachdruck, noch den Ton, sich bey einer dieser Partheyen in Achtung zu setzen. Da er der Geistlichkeit eben so verächtlich war, als den Gerichtspersonen: so ließ er sich bloß mit dem Strome forttreiben, je nach dem gerade der Hofwind blies. 1769.

Die Eiferer unter den Bischöfen wollten sich die zehnjährige Versammlung von 1765 zu Nutze machen, um das in der Versammlung von 1755 angefangne Werk zu vollenden, und eine gewisse Meynung von der Bulle **Unigenitus** festzusetzen, welche, seit einem halben Jahrhundert, so viel Böses gestiftet hatte, ohne das geringste Gute zu würken. Sie brachten würklich über diesen Gegenstand ein Sammlung von Lehrsätzen, unter dem Titel: **Akta der Klerisey von 1765** zu Stande, und da sie wohl voraussahen, daß das Parlament die Unterdrückung dieser Schrift verfügen würde: so theilten sie dasselbe, nach geendigter Versammlung, allen Gläubigen öffentlich und unentgeldlich aus, welche von ohngefehr, oder bestellter maßen, im Augustinerkloster erschienen und dieses geistliche Manna empfiengen. Die Gerichtshöfe standen bald gegen dieses neue Denkmal der Schwärmerey auf, worinn sie persönlich beleidigt waren, uud gaben demselben dadurch einen Gehalt, den es durch sich selbst nicht gehabt hätte. Dieses Werk, wobey es darauf ankam, durch göttlichen Ausspruch die Menschen über die Gegenstände ihres Glaubens zu erleuchten, war nicht allein der Eingebung des heiligen Geistes unwürdig, sondern auch, als eine Frucht des menschlichen Verstandes, höchstmittelmäßig. Es war mit so vieler Ueber-

1769. eilung und Unwissenheit geschrieben, daß es bald den Spöttern zum Gelächter, den Schwachen zum Aergerniß, und den gelehrten Geistlichen zum Gegenstand des Unwillens, ward. Ohne das Aufsehen, das das Parlament, dieser Schrift wegen, machte, würde dieselbe nicht den geringsten Eindruck, nicht das mindeste Lärm, verursacht haben; wenige Menschen würden sie gelesen haben. Durch die Arrets des Parlaments ward das Werk erst bekannt; gegen diese Arrets lehnten sich einige eifrige Pfarrer auf, priesen die Akta in ihren Predigten an, und zogen sich dadurch Strafdekrete vom Parlament zu. Der Hof, der sich mehr als jemals unfähig fühlte, standhafte und nachdrückliche Entscheidungen zu geben, suchte nur zwischen beyden Partheyen die Waage zu halten, ohne sie zu mächtig werden zu laßen. Er gab ein Arret des Konseils heraus, um die Akta und die darinn enthaltene Punkte zu erklären, welche das Ansehn des Königs betrafen, das, nach dem Vorgeben des Parlaments, gefährdet war, und zu gleicher Zeit um der geistlichen Macht die wesentlichen Rechte zu versichern, die sie vom Himmel hat, und worauf sich die Bischöfe ohne Unterlaß beriefen. Niemand war damit zufrieden. Die Prälaten stellten dagegen vor, daß der König, bey Bestimmung der Gränzen der geistlichen und weltlichen Gewalt, die ihrige zweifelhaft ließe, woraus nachtheilige Folgerungen gezogen werden könnten: Das Parlament aber gab sein Mißvergnügen darüber zu erkennen, daß durch dieses Arret die Bulle Unigenitus für ein Kirchen- und Staatsgesetz ausgegeben, mithin die Spaltung genährt würde; daß man die Dekrete des Parlaments kassirt hätte; daß schon wieder von neuem die Sakramente verweigert, und von dem Erzbischof von Paris neue Bannstrahlen geschleudert würden. Man wußte nicht mehr, wen man hören sollte, und in diesem Zweige der Staatsverwaltung herrschte mehr Verwirrung, als jemals. Zuweilen ward dem Parlamente der Wille gelaßen, und es schien gewonnen Spiel zu haben; bald darauf entzog man demselben seine

seine Opfer durch gesiegelte Kabinetsbefehle. Man hatte nicht das Herz, die Priester, gegen welche Straf- oder Verhaftsbefehle ergangen waren, wieder herzustellen, aber man gab ihnen Gnadengehalte, oder bessere Pfründen. Wollte sich dasselbe an den Häuptern und Obern, die das meiste verbrochen hatten, halten, so band man demselben die Hände, spielte die Sache ins Weite, machte einen Formalitätenproceß daraus, und zog denselben ins Unendliche. Der Hof arbeitete sechs Monathe lang an seiner Antwort auf die berühmten Gegenvorstellungen, die sehr lang war, und nicht einen einzigen Punkt völlig entschied. Das sonderbare bey dieser Sache, wenn überall damals noch etwas sonderbar scheinen konnte, ist, daß der Vicekanzler de Maupeou jetzt bey dem Konseil der Depeschen präsidirte, wo diese Sache verhandelt ward, er, der, während der großen Spaltung, bey dem Parlamente präsidirt und die aufgeklärtesten und unwiderstehlichsten Grundsätze gegen die Spaltung vorgetragen hatte; — daß Herr de Laverdy, der aus dem Parlament genommen, und in demselben einer der eifrigsten und hitzigsten Jansenisten war, bey diesem Konseil oft mit dem größten Beyfall Reden hielt; — und daß dasselbe endlich von dem Duc de Choiseul gelenkt ward, der der Klerisey feind war, sich die Gerichtspersonen geneigt zu machen trachtete, und mehr, als irgend jemand, von stolzer und durchfahrender Gemüthsart war. 1769.

Alles dieses läßt sich aus dem unentschlossenen Charackter des Herrn erklären, der allen Absichten, Gutes zu stiften, entsagt hatte, weil er in den Maaßregeln, die man ihm zu nehmen rieth, immer betrogen ward. Sein Wille war anfänglich auf das Gute gerichtet gewesen; seine gute Beurtheilungskraft hatte ihm dasselbe von ferne gewiesen; er hatte aber nicht Muth genug gehabt, es durch sich selber auszuführen. Da er von einer Menge verkehrter Rathgeber auf unrechte Wege hingerissen worden, wußte er nun nicht mehr, wie er wieder zurückkommen sollte, und war bis zu dem Punkt der Sorglosigkeit gekommen,

1769. wo er bloß wünschte, sich über die Lage seines Reichs zu betäuben, Zeit zu gewinnen, und alle heftige Erschütterungen zu vermeiden, die ihn in seiner Ruhe hätten stören können.

Man sollte glauben, daß diese Denkungsart ihn hätte dahin bringen müssen, einen Premierminister zu ernennen; allein seine Eigenliebe stritt wider eine solche Schwachheit eines Königs, der seit einem halben Jahrhunderte auf dem Thron saß; er hatte nicht Muth genug, diese Schwachheit zu begehn. Der Herzog de Choiseul war es zwar gewissermaßen, denn **Ludewig** der XV. liebte seine leichte Art zu arbeiten, die ihm alle Anstrengung seines Geistes ersparte; aber seine heftige und entschlossene Gemüthsart stand ihm nicht an, und aus Furcht; daß derselbe zuviel Herrschaft über ihn gewinnen mögte, setzte er ihm zuweilen andere Ministers oder Hofleute entgegen, die sich diese vorübergehende Gunst zu Nutze machten, und dem Herzoge zeigten, daß die seinige nicht unerschütterlich wäre. Dieser behielt denn bald wieder die Oberhand, wiewohl immer unter der Hand seines Herrn, der, weil er selbst ihm nicht gewachsen war, ihn einen andern Nebenbuhler entgegensetzte. Ungeachtet aller dieser Wendungen, und ob gleich alles in seinem Nahmen geschahe, bekümmerte **Ludewig** der XV. sich um seinen Staat am allerwenigsten. Jede Operation trug den Stempel des Genies desjenigen, dem er dieselbe aufgetragen hatte. Und da er den Gegenstand seines Zutrauens oft veränderte, oder dasselbe vielmehr nur demjenigen ertheilte, der ihn für den Augenblick zu überraschen wußte, so war diese Unbeständigkeit an seiner ganzen Regierung sichtbar.

Diese Parthey, die **Ludewig** der XV ergriffen hatte, sich seinem Reiche gewissermaßen zu entziehen, und in sich selbst zween sich fast immer entgegengesetzte Menschen, den Monarchen nehmlich und den Privatmann, zu unterscheiden, giebt den Schlüssel zu verschiedenen andern Zügen aus seinem Lebenslauf. So fuhr er fort, Leute, die bey ihm, als König, in Ungnade gefallen waren, die **Maillebois**, die **Clermont**,

mont, die Richelieu, unter seine Freunde, und Vertraute zu zählen. So schloß er hingegen Leute von seiner Freundschaft und Vertraulichkeit aus, die er nicht umhin konnte, wegen ihrer dem Staate geleisteten Dienste und wegen ihres Patriotismus, hochzuschätzen, den Prinzen de Conti, den Herrn de la Chalotais, und alle die obrigkeitliche Personen, die die Rechte seiner Krone unterstützten und die er nicht leiden konte. So zog er, unterdessen daß das Parlament, mit seiner Zulaßung, die Prälaten demüthigte und quälte, die größten Schwärmer derselben an sich, und an seine Tafel. Bey der Einweyhung des Kirchspiels Chosi-le-Roi hatte der Erzbischof von Paris, der die Einweyhung, in Gegenwart des Königs, verrichtete, und seine Gehülfen bey dieser Ceremonie, die Erzbischöfe von Arles, Tours, Besançon, Toulouse und Albi, und die Bischöfe von Grenoble, Chartres, Orleans, Meaux, Metz und Autun, kurz alle Prälaten, die die Einweyhung verrichtet, oder auch nur Zuschauer dabey gewesen waren, nebst den beyden Generalagenten der Klerisey, die Ehre, bey ihm zu speisen. So behielt er in der Zeit, da er das Verbannungsdekret gegen die Jesuiten unterschrieb, dieselben an seinem Hofe. Die unglaublichste Aneckdote von dieser Art aber ist diejenige, die seit seinem Tode mit völliger Gewißheit bekannt geworden ist, und die den unbegreiflichen Charakter dieses Prinzen unvergleichlich entwickelt.

1769. 21. Sept. 1763.

Man erinnert sich des sonderbaren Processes, der nach dem Frieden zwischen dem Grafen de Guerchy, Französischen Ambassadeur in England, und dem Ritter d'Eon entstand, der ad interim Gevollmächtigter Minister gewesen war. Man erstaunte damahls sehr über die Verwegenheit, womit der letzte den Grafen beschimpfte und lächerlich machte, und noch mehr über die Straflosigkeit, worinn der letzte fortfuhr, in London zu leben und die beleidigendsten Schriften gegen seinen Widersacher zu verbreiten. Das Werk in Quarto, das den Titel führt: Lettres, Mémoires & Négociations particulieres &c. war nicht 1763.

allein

allein ehrenrührig für den Grafen, sondern stellte
1769. auch die mächtigsten Personen damahliger Zeit, den Herzog de Choiseul, den Herzog de Praslin, den Herzog de Nivernois, und selbst die Marquise de Pompadour zur Schau. Die Kleinheit ihres Geistes erhellte aus ihren eignen Depeschen, und es läßt sich begreifen, wie sehr die Eigenliebe in solchen Fällen zum Zorn reitzen müsse. Man hat nachher erfahren, daß wirklich Anstalten gemacht worden sind, den Ritter d'Eon aufheben und entführen zu laßen, daß man des Königs Einwilligung dazu eingehohlt, daß der König sich erkundigt, wie man diesen Anschlag auszuführen gedächte, und, weil er schon lange mit diesem Vertrauten einen geheimen Briefwechsel geführt, den niemand wußte, demselben alles, was vorgieng, gemeldet und die Mittel angezeigt hat, wie er sich in Sicherheit setzen und den Anschlag der Entführer vereiteln könnte. Noch mehr! einige Zeit nachher gab Ludewig der XV. demselben ein geheimes Gnadengehalt von zwölf tausend Livres, worüber er demselben folgende, ganz von seiner eignen Hand geschriebene, Anweisung ertheilte:

„In Gefolge der Dienste, die Herr d'Eon mir „sowohl in Rußland, als bey meinen Armeen und „bey andern ihm anvertrauten Aufträgen gethan hat, „will ich demselben ein jährliches Tracktament von „zwölf tausend Livres versichern, die ich demselben „alle sechs Monothe aufs richtigste auszahlen will, „er mag sich aufhalten in welchem Lande er will, „(nur nicht in Kriegszeiten bey meinen Feinden,) „und das so lange, bis ich gut finde, demselben eine „Bedienung zu geben, die mehr einträgt, als dieses „Tracktament. Versailles den 1ten April 1776. „(S. S.) Ludewig."

Es scheint, daß dieser Ritter seitdem, weil er immer, bis zum Tode des Königs, in London geblieben ist, demselben zum Spion diente, und zwar nicht sowohl in Absicht auf die Engländer, als in Absicht auf seinen Ambassadeur. Ein Umstand, den ein

ein andrer mehr zur Erreichung großer politischer Absichten genutzt haben würde, und dessen sich der Ritter bloß bediente, um sich zu belustigen und sich auf Kosten seiner Ministers satt zu lachen. 1769.

Dieser Ritter d'Eon, den man nachher in ein Frauenzimmer verwandelt hat, und der wahrscheinlicher Weise zu beyden Geschlechtern gehört, verdient wohl, daß man ihn näher kennen lerne. So erzählt er selbst seine Geschichte. Mademoiselle d'Eon, zu Tonnerre gebohren, und also, seinem eigenen Geständnisse nach, ein Mädgen, war von ihrer Kindheit an mit einer Klugheit begabt, die sie in den Stand setzte, die politischen Absichten ihrer Eltern, die sie für einen Sohn ausgaben, zu unterstützen. Sie ward nach Paris geschickt und in das Mazarinsche Kollegium gethan, wo man leicht denken kann, was es sie für Eckel, Arbeit und Anstrengung kosten mußte, um daselbst alle Uebungen des Verstandes und Körpers mitzumachen, ohne das Geheimniß ihres Geschlechts zu verrathen, das niemahls jemand geargwohnt hat. Auf die Erlernung der schönen Wissenschaften folgte nun das Studium der Rechte. Sie erhielt die Docktorstelle beyder Rechte und ward nachher Advokat. Da sie schon durch verschiedene Schriften bekannt war, hatte sie die Gelegenheit, sich dem Prinzen de Conti zu entdecken, der ihre Familie mit einer besondern Zuneigung beehrte. Rußland war damals mit Frankreich über den Fuß gespannt. Es war wesentlich nothwendig, das Verständniß zwischen beyden Höfen herzustellen. Man verlangte dazu einen heimlichen Agenten, ohne Charackter, aber doch im Stande, sich einzuschmeicheln, und den kützlichen Auftrag, den man ihm geben würde, gut auszuführen. Der Prinz de Conti glaubte, in Mademoiselle d' Eon alle geforderte Eigenschaften gefunden zu haben, und schlug dieselbe Ludewig dem XV. vor, der Geheimnisse solcher Art vorzüglich liebte. Er nahm daher diesen weiblichen Unterhändler willig an, welcher, bey seiner Annäherung an Petersburg, die Kleidung seines wahren Geschlechts

an-

1769. anlegte, und seine Rolle so gut spielte, daß ihn der König mit dem Ritter de Douglas zum zweyten mahl nach Rußland schickte. Damahls erschien sie wieder in Mannskleidern, und spielte diese Rolle noch feiner, denn man versichert, daß sie auch nicht einmahl von der Kayserinn wieder erkannt worden. Die Frucht ihrer Unterhandlungen war, daß sie Rußland zu dem Entschluß brachten, sich lieber mit Oesterreich und Frankreich, als mit Preußen, zu alliiren. Als der Tracktat unterzeichnet war, bekam Mademoiselle d'Eon den Auftrag, dem Könige die Nachricht davon zu überbringen. Unterwegs brach sie ein Bein, ließ sich aber dadurch nicht aufhalten, und kam sechs und dreyßig Stunden früher zu Versailles an, als ein Kourier, den der Wiener Hof in demselben Augenblick abschickte, da sie Wien verließ. Der König war darüber ungemein vergnügt, befahl seinem Wundarzt, alle mögliche Sorge für Mademoiselle d'Eon zu tragen, und gab ihr eine Lieutenantsstelle bey den Dragonern, die sie wünschte. Sie diente in den letzten Feldzügen, gieng alsdann wieder zu Staatsgeschäften über, und ward als Gesandschaftssekretär nach London geschickt, wo sie sich bey Hofe so beliebt machte, daß sie der König von England, wider die Gewohnheit, dazu ausersah, die Ratifikation des zwischen beyden Nationen geschlossenen Friedenstracktats nach Versailles und an den Englischen Gesandten zu Paris, Herzog von Bedford, zu überbringen. Bey dieser Gelegenheit gab ihr der König den Ludwigsorden. Sie genoß bereits zwey Pensionen. Uebrigens muß man gestehen, daß dies die außerordentlichste Person dieses Jahrhunderts ist. Man hat oft Mädgens in Mannskleidern gesehen, die auch im Kriege männliche Dienste geleistet haben; aber ein Mädgen, wie dieses, kennt man noch nicht, das so viele kriegrische, politische und litterarische Talente mit einander vereinigt hätte.

Auch die Anekdote, die uns der Graf von Broglio erzählt hat, beweist auf das deutlichste die Wahrheit

heit dessen, was wir von dem Charakter des verstorbenen Königs gesagt haben. Er erzählt *), daß dieser Monarch ihm im Jahr 1752 bey seiner Ernennung zur Pohlnischen Gesandtschaft, durch den verstorbenen Prinzen de Conti, eine eigenhändige Königliche Ordre zugeschickt, mit demselben heimlich Briefe zu wechseln, und die Befehle, die ihm auf solche Weise durch den Prinzen zugestellt werden würden, den Befehlen vorzuziehn die er gerade von dem Konseil bekäme. Er setzt hinzu, daß im Jahr 1757 als dieser Prinz bey Ludewig dem XV. in Ungnade gefallen war, der König ihm diesen Briefwechsel unmittelbar anvertraute, und daß derselbe in dieser Art bis zum Tode des Königs fortgedauert hat. Die Verstellung des Königs gieng so weit, daß er diesen Herrn zwey mahl öffentlich strafte, und ihm ein geheimes Zeugniß zustellte, daß er diese beyde Verbannungen nicht verdient hätte, welche Schrift derselbe jetzt aufweist. Besonders verlangte er in der Sache wegen der Bastille **), daß der beschuldigte Graf von Broglio, ohne sich zu rechtfertigen, ohne sich zu beschweren, seine Freyheit und seine Ehre antasten lassen, die härtesten Anklagen über sich gehäuft sehn und leiden sollte, daß man ihn, vor den Augen des Vaterlands und der fremden Höfe, für einen politischen Mordbrenner, und für den Urheber der abscheulichsten Ränke und Staatskniffe ausgäbe. 1769.

Wir wissen nicht, zu welcher Zeit die geheime Vertraulichkeit zwischen dem verstorbenen Könige und dem Herzoge d'Aiguillon entstand; es ist aber ausgemacht, daß sie gerade damahls ihren Gipfel erreichte und bekannt zu werden anfieng, als sich dieser Kommandant in Bretagne so verhaßt machte; daß der König denselben, als er ihn, zur Genugthuung

*) In einer vor Gericht erschienenen und 1779 gedruckten Schrift, unter dem Titel: Entdeckung der Bewegungsgründe, welche die Klage des Grafen von Broglio nothwendig gemacht haben.

**) Im Jahr 1773. Wir werden auf diese Anekdote wieder zurückkommen.

1769. thuung für die Nation, von dort zurück berufen mußte, seiner Person näherte, und zum Kommandeur der Chevaux-legers bey seiner Garde ernannte; und daß er ob er gleich öffentlich und feyerlich die Unschuld des niederträchtiger Weise verläumdeten Herrn de la Chalotais anerkannte, den Verläumder doch gewissermaßen in seinem Pallast hegte, und denselben standhaft für allen Verfolgungen schützte.

Nach diesen auffallenden Beyspielen von der Art, wie Ludewig der XV. in sich selbst den Privatmann von dem Reichsoberhaupte unterschied, wird man sich nicht mehr wundern, daß er auch das Interesse beyder von einander trennte. Er hatte eine von der öffentlichen ganz unterschiedne Kasse für sich. Die erste überließ er dem Generalkontrolleur, für die seinige aber hatte er sich einen Mann, auf den er Zutrauen hatte, einen dazu eigentlich geschaffenen Minister, Herrn Bertin, ausgesucht. Aus dieser Kasse ließ er nicht allein nicht das geringste zur Unterstützung der öffentlichen Kasse nehmen, sondern betrachtete es auch als eine sehr glückliche Spekulation, wenn er die erste, auf Unkosten der letzteren, bereichern konnte. In seiner Kasse hatte er alle Sorten von Kassen Papieren, und wenn im Konseil beschlossen war, die eine oder andere Sorte von Zetteln herunterzusetzen, so befahl er gleich seinem Agenten, sich von diesen Papieren loßzumachen, ehe sie verrufen wurden. Als der damahlige Kronprinz, nunmehrige König von Schweden, nach Frankreich kam, um die Sache wegen der Subsidiengelder, die sein Vater zu fordern hatte, in Richtigkeit zu bringen, und der Königliche Schatz erschöpft war, kostete es Ludewig den XV. viel Ueberwindung, diese Summe aus seiner Kasse vorzuschießen, auch geschahe es nur unter der Bedingung, daß ihm dieselbe baldigst zurückgezahlt werden sollte.

Was anfänglich nur eine lächerliche Kinderey war, schlug in der Lebensepoche Ludewig des XV. mit welcher wir uns jetzt beschäftigen, zu einer unglaublichen Herzhaftigkeit aus. Die verkehrten Menschen,

die er um sich hatte, spornten seine Habsucht, und blendeten ihn durch Spekulations auf einen ungeheuern Gewinnst, den er durch den Alleinhandel mit Korn machen könnte, den sie desto leichter unter des Königs Nahmen zu führen gedachten, jemehr das System der angeblichen Handelsfreyheit denselben begünstigte. Man beredete ihn zu Erbauung Königlicher Magazine, unter dem Vorwande, dem Mangel des Volks abzuhelfen. Dadurch ward dieses Produckt noch seltener, und blieb bey einer beständigen Theurung des Preises, die durch kärgliche Ernten noch höher stieg. Wir wollen uns, über die listigen Handgriffe der Mäkler und Unterkrämer, nicht in das Einzelne einlaßen, da solche in vielen Schriften der Oekonomisten bereits mit lebendigen Farben geschildert sind. Wir wollen bloß anmerken daß Ludewig der XV. sich so ernstlich mit dieser Spekulation beschäftigte, daß diejenigen, die in sein inneres Kabinet zugelaßen wurden, auf seinem Schreibepult genaue Listen des marktgängigen Kornpreises von allen Märkten des Königreichs liegen sahen. Dies ist die Ursach, weshalb den Gerichtshöfen, die zum Schein bevollmächtigt waren, den Mißbräuchen bis zu ihrer Quelle nachzuspüren, gleich Einhalt geschahe, wenn sie im Begriff standen, hinter die wahre Beschaffenheit zu kommen, und hauptsächlich alsdann, wenn sie die Urheber derselben bestrafen wollten. Dies vereitelte auch die im Jahr 1768 zu Paris gehaltene berühmte Generalpoliceyversammlung, welche sehr wichtig hätte werden können, wenn das Parlament nur männlichen Muth und Nachdruck, oder wenigstens nicht einen Präsidenten gehabt hätte, der dem Hofe gänzlich verkauft war. Man sieht aus dem Bericht des Steuerkammerpräsidenten Choart, den derselbe seinem Kollegio abstattete, als er aus der Versammlung zurückkam, zu welcher er war gefordert worden, um, unter der Genehmigung des Königs, über die Mittel sein Gutachten abzugeben, zu welchen man bey der übertriebenen Theurung des Korns und des Brods zu schreiten hätte, daß er selbst

1769.

28. Nov. 1768.

1769. gestehn muß, seinen Auftrag nur sehr unvollkommen ausgerichtet zu haben. Es erhellet daraus, daß der Gegenstand der Berathschlagung nicht eher bekannt geworden, als einige Augenblicke vor der Versammlung, ob man gleich über die wichtigsten Punkte sein Gutachten abgeben sollte; und daß er es nicht habe erhalten können, daß man die Versammlung bis auf einen andern Tag verschöbe, oder ihm wenigstens so viel Zeit ließe, daß er das Gutachten seines Kollegii einhohlen könnte. Am Ende bezeugt er seinen Kameraden seinen Verdruß darüber, daß er gezwungen worden, sich so plötzlich über Gegenstände, die des tiefsten Nachdenkens so würdig sind, in einer unvermutheten Versammlung zu erklären, deren Mitglieder sich vermuthlich mit ihm in dem nehmlichen Fall befunden hätten. Es folgt daraus, daß diese Versammlung ein bloßer Spott war, ein Blendwerk das Volk zu betrügen, und dasselbe zu überreden, daß der König das Unglück desselben zu Herzen nähme, das er doch selbst schmieden half. Die Liebhaber von Sonderbarkeiten heben sehr sorgfältig den Königl. Adreßkalender von 1774 auf, worinnen man unverschämter Weise, unter den bey den Königl. Kassen angesetzten Finanzbedienten, den Herrn Mirlavaud aufgeführt hat, als: Kornschatzmeister für Rechnung Sr. Maj.

Man hat sich mit der Nachricht getragen, daß Ludewig der XV. gegen das Ende seiner Regierung, einigen Willen spüren laßen, abzudanken, weil er der Unruhen seiner Regierung und des Unglücks seines Reichs überdrüßig gewesen. Allein so unfähig er war, seine Gewalt zu gebrauchen, so eifersüchtig war er zu gleicher Zeit, sein Recht einem andern abzutreten. Ja! wenn er so die ganze Last der Regierung hätte auf seinen Nachfolger wälzen, und für sich nur die Ehrenbezeigungen, und alles dasjenige behalten können, was zu seiner Sicherheit und zu seiner persönlichen Behaglichkeit beytragen konnte, so hätte er es wohl gern gethan. Aus dem, was wir erzählt haben, sieht man aber, daß er im Grunde längst abgedankt hatte, weil er sein Volk, und so-

gar die Seinigen, als Wesen betrachtete, die, in Absicht dessen, wofür der Staat zu sorgen hätte, ihm völlig fremd waren. Außerdem, was wir schon angeführt haben, wollen wir nur noch einen Zug aus tausenden ausheben, der an der Schilderung der vorsetzlichen Fühllosigkeit Ludewig des XV. den letzten Pinselstrich vollführen soll. 1769.

Der Pfarrer des Kirchspiels von Saint-Louis-de Versailles, worinn das Schloß liegt, kam einst des Morgens zur Kour, als wozu er das Recht hat. Der König, der im Aeußerlichen immer leutselig war, erkundigt sich nach der Gemeine desselben, und frägt: ob er viel Kranke hat? Ob viele sterben? und ob viel Arme vorhanden sind? Bey dieser letzten Frage hohlt der Pfarrer einen tiefen Seufzer, und antwortet: Ja! sehr viele. Aber, erwiederte der König mit Wärme, giebt es denn nicht viele Allmosen? oder sind der Unglücklichen mehr geworden? — Ach ja, Sire! — Wie geht das zu? ruft der Monarch aus, wo kommen sie denn her? — Sire! Ihre Laquayen selbst kommen und betteln bey mir um Allmosen. . . . . Das glaub' ich wohl, sagt der König verdrießlich, sie werden ja nicht bezahlt. Darauf dreht er sich auf einen Absatz um, und bricht das Gespräch ab, als wenn es ihm leyd thäte, von Elenden reden zu hören, denen er nicht helfen könnte. Wer diese Antwort gehört hätte, ohne die Frage zu wissen, hätte glauben müssen daß der König von den Bedienten des Großsultans, oder des Kaysers von China, spräche.

Auf diesem Gipfel der Fühllosigkeit fand ihn der König von Dännemark, als derselbe nach Paris kam. Die erste Zusammenkunft beyder Majestäten geschah zu Fontainebleau. Der König kam eben von der Jagd. Er ließ seinen Mitbruder eine Viertelstunde warten, um sich anzukleiden, entschuldigte sich darüber und sagte, daß man, bey seinem Alter, allerdings nöthig hätte, sich etwas am Putztisch zu verweilen. Er nahm diesen Prinzen gleich Anfangs mit einer Antwort ein, die unglücklicher Weise bloß 21. Oktob. 1768.

1769. von den Lippen kam. Der Fremde, nachdem er den Prinzen und Prinzeßinnen seinen Besuch gemacht hatte, kam zu dem Monarchen zurück, bezeugte demselben sein Wohlgefallen über die Durchlauchtige Personen, die er gesehn hatte, und wünschte ihm Glück, so gute Gesellschaft um sich zu haben. Dies gab Ludewig dem XV. Gelegenheit, die Verluste anzuführen, die er kürzlich erlitten hatte, und als der König von Dännemark erwiederte, daß die zahlreiche Familie, die ihm noch übrig geblieben, eine vortreffliche Entschädigung wäre, rief er mit einem Seufzer aus: **Ich habe noch eine ungleich zahlreichere Familie, deren Glück zuverläßig auch das meinige ausmachen würde.** Ein empfindsamer Ausdruck, der das noch unverdorbene Herz des jungen Monarchen rührte, dessen Unbedeutsamkeit er aber bald erkannte, als er auf den Reisen seinen Wagen von Landleuten umringt sahe, die um Brod baten; als er mit Bittschriften überhäuft ward, dem Könige die traurige Lage seines Landes zu hinterbringen; als er endlich erfuhr, daß dergleichen Auftritte oft um den Wagen Ludewig des XV. vorfielen, und immer ohne Erfolg.

Man gesteht, daß bey dem ersten Abendessen der beyden Könige mit einigen Höflingen alle witzige Einfälle von Seiten des Fremden kamen. Als sie von der Verschiedenheit ihres beyderseitigen Alters sprachen, sagte Ludewig der XV. **Ich könnte Ihr Großvater seyn. — Das fehlt nur noch zu meinem Glück**, antwortete mit gerührtem Herzen der König von Dännemark.

Eine andre eben so geistreiche Antwort gab derselbe dem Könige, der bemerkte, daß er sich viel mit Madame de Flavacourt abgab, und ihm, mit anscheinender Boßhaftigkeit, die indessen von seiner Seele eben so entfernt war, als das Gegentheil, sagte: **Glauben Sie wohl, daß diese artige Frau, mit der Sie sprechen, über funfzig Jahr alt ist? — Das ist ein Beweis, Sire! daß man an Ihrem Hofe nicht alt wird.**

Zum Beweis unsrer Behauptung, daß Ludewig der XV. wenn er etwas boßhaftes sagte, es eben so wenig im Herzen hatte, als die zärtliche und rührende Sachen, die er vorbrachte, welches ebenfalls eine Sonderbarkeit seines Charakters war, können wir die Aneckdote mit dem Abbé de Broglio, als eine der überzeugendsten, nicht auslaßen. 1769.

Eines Tages, da große Tafel seyn sollte, fragte der König nach einem seiner Tischgenossen, und bekam zur Antwort, daß er todt wäre. **Das hatte ich ihm wohl prophezeyht,** sagte er, und als er darauf alle Höflinge, die ihn umgaben, nach der Reyhe angesehn hatte, faßte er den genannten Abbé ins Auge, und redete ihn mit den Worten an; **Die Reyhe ist an Ihnen!** Dieser Abbé, der ein murrischer, harter und hitziger Mann war, hatte alle Mühe seinen Zorn zurück zu halten; er sagte: **Als Ew. Majestät gestern auf der Jagd waren, kam ein Gewitter, und Sie wurden so gut naß, als die andern,** und gieng in voller Wuth aus dem Zimmer. **So ist der Abbé de Broglio,** rief der König, **er wird gleich böse.** Und weiter ward nichts daraus gemacht.

Wenn Ludewig der XV. übrigens sich eben keine Mühe gab, in der Gesellschaft des Königs von Dännemark die Freundlichkeit zu zeigen, die er vorzüglich für seine vertraute Freunde zu versparen schien; wenn er auch, als König, vor den Augen desselben keine würklich Königliche Eigenschaften in der Staatsverwaltung sehn ließ: So empfieng er denselben doch mit einer Pracht, die ihrer beyder würdig war. Der Herzog de Duras, als erster Kammerjunker, mußte den fremden Fürsten überall begleiten. Er überhäufte ihn mit reichen Geschenken; alle Prinzen vom Geblüt mußten ihn nach der Reyhe bewirthen, und die Lustbarkeiten, die seine Gegenwart veranlaßte, zogen den Hof einigermaßen aus der Traurigkeit und der langen Weile. Im Grunde wünschte der König sehr, dieses lästigen Zuschauers loß zu seyn, um sich desto freyer einer neuen Leydenschaft zu überlaßen,

1769. von der er ergriffen war, deren Schändlichkeit er selbst empfand, und den Gegenstand derselben vor seinen Augen zu gestehn sich schämte.

Seit dem Tode der Marquise und der Ungnade der Mademoiselle Romans, hatte Ludewig der XV. keine deklarirte Maitresse, auch nicht einmahl eine bekanntgewordene Buhlschaft, gehabt. Denn seine Liebeshändel bestanden in täglich neuen Auftritten bald mit Damen vom Hofe, bald mit Frauenzimmern aus dem Bürgerstande, bald mit gemeinen Dirnen; man wählte sie für ihn aus allen Ständen, denn seine unersättliche Begierde fand alles gut, ward aber auch alles bald wieder überdrüßig. Es war das Amt der liederlichen Menschen, die ihn wieder zur Schweigerey zurückgeführt, und ihm den überhingehenden Willen, die Krone niederzulegen, beygebracht hatten, ihm unaufhörlich neuen Genuß zu verschaffen, um seine Begierde zu sättigen. Unter diesen hatte besonders der erste Kammerdiener des Königs, Herr le Bel, den Auftrag, neue Entdeckungen zu machen. Als dieser einstens zum Aufspüren ausgieng, begegnet er einen gewissen Grafen Dubarri, der für verschiedene Herren vom Hofe dasselbe Geschäft verrichtete. Er klagt demselben seine Noth. „Wenn's sonst nichts ist, antwortet ihm „dieser, so brauchen Sie Sich nicht weiter zu bemü„hen. Ich habe was für Sie, einen wahren Bis„sen für einen König, das sollen Sie sehen!" Er führt ihn in seine Wohnung, und zeigt seinem Freunde eine gewisse Demoiselle l'Ange, die ehedem seine Maitresse gewesen war, und die er nun für andre hielt. Um sein Glück nicht entschlüpfen zu laßen, versichert er den Herrn le Bel, daß, wenn sie der Monarch nur erst einmahl gehabt hätte, er sie sobald nicht wieder würde fahren laßen. Die Kreatur gefiel dem neuen Bonneau so wohl, daß er versprach, sie in das Bette des Königs zu liefern. Wir wollen in die dunkeln Geheimnisse dieser Zusammenkunft nicht weiter eindringen, sondern nur anmerken, daß der König davon so entzückt war, daß er seine Zufriedenheit

heit dem Herzoge de Noailles erzählte, und gestand, daß sie ihm Vergnügungen gewährt hätte, die ihm bisher noch nicht bekannt gewesen wären. „Sire! „antwortete ihm dieser Hofmann, mit einer Frey„müthigkeit, die wenig andre würden gehabt haben, „das kommt daher, weil sie niemahls im Bordell ge„wesen sind.“ Dieses Wort hätte seinem Herrn die Augen öffnen sollen, wenn derselbe fähig gewesen wäre, diese unwürdige Leydenschaften zu besiegen. Allein der Zauber war zu mächtig, er konnte ohne diese schamlose Kreatur nicht mehr leben. Sie mußte heimlich nach Compiegne und Fontainebleau gebracht werden, und da ihn seine Liebe immer mehr und mehr verblendete, wollte er dieselbe verheyrathet wissen, damit sie einen Nahmen führte, und bey Hofe präsentirt werden könnte. Der Graf Dubarri hatte einen Bruder, der sehr geschickt dazu war, diese Rolle zu übernehmen, und Mademoiselle L'Ange erschien nun nicht anders, als unter dem Nahmen der Gräfinn Dubarri. Wir wollen uns nicht bey der Untersuchung aufhalten, wer sie war, woher sie entsprungen, ob sie ein Hurkind oder ein ächtes war; alles dieses scheint in den Anekdoten *) über diese Schönheit deutlich auseinandrr gesetzt zu seyn. Genug! daß sie aus einem sehr niedrigen Stande, und seit ihrer zarten Jugend, eben so wohl aus Neigung, als aus Noth, den liederlichsten Ausschweifungen ergeben war, und ihrem Durchlauchtigen Liebhaber also, ungeachtet ihrer großen Jugend, und der blendenden Reize, die sie noch besaß, nichts anbieten konnte, als das Nachgelaß des verworfensten Pöbels und die Ueberbleibsel öffentlicher Entehrungen; — daß ihm dieses unmöglich unbekannt seyn konnte, und daß seine schamlose Niederträchtigkeit so weit gieng, daß er sie seiner Familie an die Seite setzte, seine Kinder zwang, sie um sich zu leyden, sie fast neben sich auf den Thron setzte, den öffentlichen Schatz verschwendete, um ihr den Staat einer Königinn zu verschaffen, die Auflagen vervielfältigte, um ihren läppi-

1769.

*) S. die Anekdoten über die Frau Gräfinn Dubarri.

1769. läppischen Einfällen zu willfahren, und das Schicksal seiner Unterthanen von den Launen dieser Närrin abhängen ließ.

Die Erhebung der Madame Dubarri gieng indessen nicht so ganz ohne Hetzereyen und Händel am Hofe von statten; allein die Hindernisse machten die Leydenschaft Ludewig des XV. nur noch hartnäckiger. Dies ist vielleicht die einzige Gelegenheit, wo er den Schwierigkeiten Trotz bot, und eine standhafte Beständigkeit zeigte, woran es ihm bey den wichtigsten Angelegenheiten fehlte.

Das erste Hinderniß rührte von einer Frau her, die nicht so wohl über das Herz des Königs, als über seinen Zepter, eifersüchtig war, den sie mit ihm theilen wollte. Wir sprechen von der Herzoginn de Grammont, der Schwester des Herzogs de Choiseul. Sie war hochmüthig, gebieterisch und außerordentlich herrschsüchtig, und hatte ihren Bruder schon so unter das Joch gebracht, daß dieser so stolze, so unumschränkte Minister sich von derselben nach Willkühr regieren ließ. Die Boßheit der Hofleute, die nicht wußten welcher Ursach sie eine so sonderbare Gewalt über das Herz eines Bruders zuschreiben sollten, machte, daß sie den Grund davon in einer mehr als brüderlichen Vertraulichkeit zwischen diesen beyden Personen suchten, die übrigens beyderseits zuweit über alle Vorurtheile hinaus waren, um sich durch Religion oder öffentliche Ehrbarkeit abhalten zu laßen. Dem sey wie ihm wolle, diese Anekdote, die am Hofe viel Glauben fand, wo man alles glaubt, weil man sich zu allem fähig fühlt, war sehr geschickt und sinnreich in folgende vier Verse gebracht, die auf die merkwürdigsten Begebenheiten damahliger Zeit, nehmlich, die Vertreibung der Jesuiten und den Tod der Marquise, anspielten:

Après avoir détruit l'autel de Ganimede,
Vénus a quitté l'horison;
A tes malheurs encor, France! il faut un remede —
Chasse Jupiter & Junon.

(Nach-

(Nachdem sie den Altar des Ganimedes zer- 1769.
stört, hat Venus den Horizont verlaßen.
Noch ein Mittel, Frankreich! ist bey dei-
nem Unglück nöthig — verbanne den Jupi-
ter und die Juno.)

Die Herzoginn de Grammont, die vermuthlich mit ihrem Bruder aus einer Karte spielte, hatte sich in den Kopf gesetzt, des Königs Maitresse zu werden, um die Gewalt in ihrer Familie desto besser zu befestigen und dauerhafter zu machen. Ob sie gleich weder hübsch noch jung war, so stützten sie doch die Hoffnung, ihren Entwurf gelingen zu sehn, auf ihre beyderseitige Kenntniß des Vergangenen und des Characters des Königs. Das Beyspiel der Madame de Mailly, die weder hübscher noch jünger, und der es dennoch durch Dreistigkeit und Schamlosigkeit gelungen war, erhob ihren Muth, und die Herzoginn glaubte des Sieges schon gewiß zu seyn, als sie sich durch diese Neuangekommene verdrängt sahe. Sie ward darüber um so mehr aufgebracht, da sie bald erfuhr, was für eine Art von Frauenzimmer ihr vorgezogen war. Sie hauchte ihre Wuth in das Herz ihres Bruders, dessen stolze Seele schon von Natur einen Abscheu vor den ersten Schritten zu dieser Parthey hatte; denn die Dubarri, die es nicht wagen durften, sich gleich bey dem ersten Anlauf mit diesem allmächtigen Minister zu messen, suchten anfänglich, sich denselben zum Freunde zu machen. Man versichert sogar, daß die Gräfinn ihm Liebkosungen machte, welche hätten weiter gehn können, wenn er sich dieselben hätte zu Nutze machen wollen. Sein Stolz gegen diese Leute, die unglaublichen Fortschritte, welche die Favoritinn in dem Herzen des Königs machte, und die auf ihre Seite getretene Nebenbuhler der Choiseuls, zwangen sie zu einem offenbaren Kriege, der sich in eine Ungnade endigen mußte, von welcher sich der durch zehnjährige Gunst eingeschläferte Herzog weit entfernt glaubte. Aus dieser Furcht also nicht sowohl, als um der Rachgier seiner Schwester zu genügen, entschloß sich

 derselbe,

1769. derselbe, seinem Herrn über die Schande die Augen zu öffnen, womit ihn diese Wahl bedecken würde, und dies that er nicht gerade zu, denn das war ihm zu gefährlich, sondern mittelbar und durch die größten Umschweife. Gleich anfänglich brachte er seine Spions auf die Beine, um die anstößige Geschichte aller Liebesbegebenheiten der Gräfinn ins Licht zu setzen. Er ließ dieselben in Gassenlieder, und kleine Erzählungen einkleiden, womit man sich in Gesellschaften unterhielt. Die Policey, die ihm zu Gebote stand, weit entfernt, mit dienstfertiger Hand den Schleyer über die Schändlichkeiten des Königs zu werfen, half dieselben zuerst durch die fliegende Blätter ausbreiten, die man Pontneufs nennt, und womit sie den Pöbel der Hauptstadt belustigt. Es war zwar alles in Allegorieen versteckt, allein bald hatte jedermann den Schlüssel dazu. Man füllte den Hof damit an, und die Geschichte der Bourbonnoise *) kam vor die Prinzessinnen, welches dieselben gegen die Vorstellung der Gräfinn schwierig machte. Ludewig der XV. der seine Thorheit nicht verkannte, wollte dieselbe durch einen zu raschen Schritt nicht noch auffallender machen, ehe nicht die Gemüther der Königlichen Familie dazu vorbereitet waren. Dies verursachte eine langwierige Unterhandlung, die den Hof einige Monathe zweifelhaft erhielt, und Anlaß gab, dafür und dawider Wetten anzustellen. Die Choiseuls hetzten unter der Hand die Prinzessinnen auf, standhaft zu bleiben, und verdoppelten unterdessen ihre Kräfte, dem König die Augen zu öffnen, und ihn über seine Wahl zu beschämen. Man behauptet sogar, daß Herr Le Bel, der die Folgen sah, die der bey dieser Gelegenheit seinem Herrn gespielte Betrug nach sich ziehn konnte, und den Zorn desselben befürchtete, sich alle Mühe gab, ihm die Wahrheit, wiewohl ohne alle Würkung, zu sagen, daß er über die Unwürksamkeit dieses seines Schritts, dem er einen bessern Ausgang ver-

*) Dies ist der Nahme, den man der Dubarri in den Gassenhauern beylegte.

versprach, erschrack, und in seiner Verzweiflung auf eine traurige Art, entweder willkührlich, oder nothwendig, plötzlich starb. 1769.

Dem sey wie ihm wolle, die bey den Prinzessinnen, im Nahmen ihres Durchlauchtigen Vaters, angestellten Agenten, konnten dieselben nicht anders bereden, als daß sie ihnen für die Gesundheit ihres Vaters bange machten, die schon, unter dem durch ihren Widerspruch hervorgebrachten Kummer, wankte. Diesem unwiderstehlichen Bewegungsgrunde gaben sie nach. Nun entstand die Schwierigkeit, eine Frau ausfündig zu machen, die die Ceremonie des Vorstellens über sich nähme. Man mußte seine Zuflucht zu einer gewissen Madame de Béaon, einem alten proceßsüchtigen Weibe, nehmen, der man hunderttausend Livres für ihre Mühe und dafür gab, daß sie der Neuvorgestellten im Anfange Gesellschaft leisten mußte, da sich keine andre mit ihr abgeben wollte. Der Wind der Hofgunst wehte bald einen Hof um dieselbe zusammen. Der König aß alle Abend bey seiner Maitresse; sie bat die Gäste, und damit es die Großen nicht abschlagen konnten, schrieb sie unter die Einladungskarte: **Der König wird mich mit seiner Gegenwart beehren.** Einige Damen gewöhnten sich unvermerkt an dieselbe. Die Gräfinn de l'Hopital, Madame de Valentinois, die Marschallinn de Mirepoix gaben das Beyspiel, und man sahe den Grafen de la Marche die Zahl ihrer Anbeter vermehren. Der Prinz de Condé, der sich vom Könige die Gnade erbeten hatte, denselben in Chantilly zu bewirthen, bezeigte ihm seine Erkenntlichkeit dadurch, daß er auch die Gräfinn daselbst aufnahm.

Der Herzog de Choiseul fieng nun an zu merken, daß er, in Absicht auf die Favorite, nicht politisch genug verfahren war; allein er hatte sich durch die Rachgier seiner Schwester zu sehr verblenden lassen, und ein Aufsehen gemacht, das er nicht widerrufen konnte. Er lief also die Gefahr des aufsteigenden Gewitters, sah es unerschrocken kommen, und

setzte

1769. setzte sich in Bereitschaft, demselben die Stirne zu bieten. Er sah seinen Anhang sich vermindern, und diejenigen von seinen Kreaturen, die er für seine Getreuesten hielt, sich zu seinen Feinden schlagen. Unter diesen verließ ihn derjenige zuerst, der ihm am meisten zu verdanken hatte, und ihm am allerergebensten zu seyn schien. Das war — der Kanzler, denn so kurz muß man ihn nennen, um ihm kenntlich zu machen, weil damals drey solche Männer in Frankreich waren. Listige Betrügerey war sein herrschender Charackter, und er benutzte denselben vortreflich, um seinem Ehrgeitz genug zu thun. Seine hinterlistige Schmeicheley hatte ihm die ganz besondere Zuneigung des vornehmsten Ministers zugezogen. Seine Geschicklichkeit, sein Kollegium nach seinem Willen zu lenken, und demselben, nach dem Gutfinden des Herzogs, Thätigkeit zu geben, oder Einhalt zu thun, machte diesen glauben, daß er ihm, als Oberhaupt der Justitz, noch nützlicher seyn könnte, von welchem Posten er gern den Herrn Bertin verdrängen wollte, der, wegen des außerordentlichen Vertrauens, womit der König ihn beehrte, Ansprüche darauf hatte, ihm aber, wegen seiner bekannten Anhänglichkeit an die Jesuiten, nicht anstand. Dem zufolge ließ er mit dem Herrn de Blanc-Mesnil handeln und brauchte dazu den Sohn dieses Greisen, Herrn de Malesherbes, der sich eben so hintergehn ließ, als der Herzog de Choiseul. Die Geschicklichkeit des Herrn de Maupeou gieng so weit, daß derselbe dasjenige, was sein Glück umstoßen sollte, gerade zu seinem Vortheil auszuschlagen zwang. Als erster Präsident, war er es, der die Stimmen zählen mußte. Bey der einen Versammlung beschuldigte man denselben, seinen Posten gemißbraucht, die andern furchtsam gemacht, und das günstigste Gutachten für den Hof durchgesetzt zu haben, ob dasselbe gleich die wenigsten Stimmen vor sich hatte. Zum Glück für ihn waren die Ferien nahe. Man setzte es bis Martini aus, demselben den verdienten Verweis zu geben. Diesen Aufschub machte er sich zu

Nutze und spielte seine Rolle so künstlich, daß der Kanzler zum Besten des Vicekanzlers abdankte, der, der Abrede gemäß, sich damit begnügte, daß er auf einen Augenblick diesen Posten würklich und unbestritten genoß, und also des folgenden Tages diese Bedienung seinem Sohn abtrat. 1769. Septbr. 1768.

Die Parlamentsglieder, die dieses Kamäleon kannten, prophezeyhten dem Herzog de Choiseul, daß er sich den gefährlichsten Feind auf den Hals gezogen hätte. Er nahm nicht gleich die Larve ab. Da er noch ungewiß war, was für eine Wendung die Gunst der Dubarri nehmen würde, so schonte er beyde Partheyen. Sobald aber die Parthey der Dubarri, durch die Vorstellung am Hofe, die nöthige Festigkeit erlangt hatte, gieng er gänzlich zu derselben über. Er trieb seine feine Schmeicheley so weit, daß er sich für ihren Verwandten ausgab, und die Gräfinn nicht anders nannte, als seine Cousine. Sein biegsames Genie machte ihn allen Thorheiten dieses Weibes unterwürfig, das eben so wenig Vernunft, als Schaam hatte. Ihr zu gefallen, trug er kein Bedenken, die Würde seines Postens aus den Augen zu setzen, sich von ihr, und sogar von ihrem Mohren zum Spielwerk brauchen zu laßen, und jede Verwandlung ließ er sich zum Besten seines Projeckts gefallen, welches er niemals aus den Augen verlohr. Aller dieser Niederträchtigkeit und Wegwerfung ungeachtet, konnte er doch nur ein mittelmäßiges Zutrauen bey diesem Hofe erwerben, wo er einen Herrn zum Vorgänger gehabt hatte, der liebenswürdiger war, eben so viel Verstand und Feinheit besaß, und überhaupt mehr gemacht war, sein Glück bey den Damen zu machen. Man merkt wohl, daß wir den Herzog d'Aiguillon meynen, der sich, durch diesen Kanal, aus einem schlimmen Handel wickelte, worinn ihn Herr de Maupeou verwickelt hatte, unter dem Vorwande, ihm einen Dienst zu leisten, und vielleicht in der eigentlichen Absicht, ihn gleich zu stürzen, und diesem Nebenbuhler ein Bein unterzuschlagen, dessen Ansehn das seinige verdunkelte. In-

zwischen

1769. zwischen ist es glaublich, daß er jetzt noch aufrichtig handelte, weil ihn sein eignes Intresse antrieb, sich mit diesem Feinde der Choiseuls zu verbinden, die er nicht so bald verlaßen hatte, als er schon die Nothwendigkeit einsah, sie zu stürzen.

Unterdessen Ludewig der XV., vermöge des durch sein ganzes Leben hindurch immer sichtbaren Widerspruchs in allen seinen Handlungen, der gegen das Ende seiner Regierung noch größer ward, weil seine Schwachheit zunahm, die für unschuldig anerkannte Generalprokuratoren des Parlaments von Bretagne mit der Verbannung strafte, überhäufte er den Herzog d'Aiguillon mit den auffallendsten Gnadenbezeigungen, dem er doch, auf den Bericht des Präsidenten Ogier, von den verübten Plackereyen desselben, und von den allgemeinen Verwünschungen, so die ganze Provinz wider ihn ausstieß, die Kommandantenstelle dieser Provinz hatte abnehmen müssen. Ohne Zweifel hatte es der Herzog der neuen Favoritinn zu danken, daß er das Kommando über die Chevaux-legers der Königlichen Garde erhalten hatte, welches die Bretagner nur noch mehr erbitterte, und die Gerichtspersonen noch geschäftiger machte, demselben zu verfolgen. Die Sache hatte eine neue Wendung genommen. Das Parlament von Rennes, auf den Vorwand einiger von den weyland sich so nennenden Jesuiten in seinem Gerichtssprengel verursachten Unruhen, hatte dem Fiskal befohlen, auf dieselben ein wachsames Auge zu haben, weil sie sich die Zerstreuung des Parlaments und die ihnen wiederfahrne gute Aufnahme zu Nutze gemacht hatten, um in großer Anzahl dahin zu flüchten, sich da zu versammeln, geheime Zusammenkünfte zu halten, Ränke zu schmieden und Anstalten zur Rache zu machen, und es war daraus eine überaus weitläuftige Untersuchung in allen Städten der Provinz entstanden, die ein heftiges Parlamentsarret veranlaßt hatten, daß sie die Provinz räumen sollten, wenn sie sich nicht zu Leistung des ihnen vorgeschriebenen Eydes bequemten. Bey diesem gerichtlichen Verfah-

ten hatte sich gefunden, daß der Herzog d'Aiguillon, sowohl persönlich, als durch Agenten, Zeugen aufzuwiegeln gesucht hätte, die wider die angeklagten Parlamentsglieder zeugen sollten. Man entdeckte in den Aussagen Spuren einer unerhörten Plackerey, eines abscheulichen Mißbrauchs der Gewalt, ja des allerschwärzesten Verbrechens, denn dies ist der eigene Ausdruck des Schreibens des Parlaments von Bretagne an den Kanzler, unter welchem dasselbe den Verdacht der beschlossenen Vergiftung der Generalprokuratoren versteckte. Das Parlament konnte auf diese vorläufige Nachricht, nicht umhin, eine neue Untersuchung zu verordnen. Es wird also fortgefahren, eine große Menge Zeugen abgehört, andere vorgeschlagen, der Fiskal bekömmt Befehl, seine Untersuchungsackten zu schließen, und den Augenblick, da dieselben von den natürlichen Richtern unpartheyisch erwogen werden sollen, läuft ein ganz ungesetzmäßig insinuirtes Arret vom Konseil ein, worinn den Kommissarien des Parlaments, und dem Parlamente selbst, verbothen wird, den Proceß fortzusetzen und darinn zu erkennen. Auch dies war eine Frucht des Ansehns des Herzogs d'Aiguillon bey der Favoritinn, welche sich dasselbe von dem Kanzler zur Gefälligkeit ausgebeten hatte. Allein dies gab zu neuen Klagen und zu neuen Protestationen Anlaß, und die Sache, die Ludewig der XV. sich schmeichelte eingeschläfert zu sehn, erwachte in mehreren Zweigen, die sie noch auffallender machten, weil sie dieselbe mehr verwickelten, besonders durch den Kunstgriff, den man gebraucht hatte, einen Herzog und Pair als Beklagten aufzustellen, welches natürlich das Pariser Parlament, als den Gerichtshof der Pairs, in Bewegung setzen mußte. 1769.

Während diesen Händeln glaubte die einstweilige Kommission oder Deputation der Stände von Bretagne, welche in der Zwischenzeit zwischen den Versammlungen der Stände noch immer vorhanden war, daß sie nicht das einzige Korps seyn dürfte, welches bey dem Handel des Herrn de la Chalotais

schwiege,

1769. schwiege, und schickte so nachdrückliche Gegenvorstellungen ein, daß man wohl daraus sehn konnte, wie stürmisch die diesjährige Ständeversammlung seyn würde. Man berief sich in diesen Vorstellungen hauptsächlich auf den unglaublichen Widerspruch in den Worten und dem Betragen des Königs gegen sie. „Wir können, schreiben sie, Ew. Königl. Majestät „die allgemeine Bestürzung nicht bergen, die Ihre „Antwort verursacht hat. Das Königliche Zeugniß „selbst, daß Sie ihrer Unschuld geben, das für die „Generalprokuratoren so ehrenvoll und für uns so „beruhigend ist, wird eine Quelle des Schreckens „für alle Bürger des Staats. Wie? Sire! sie sind „unschuldig, und Sie strafen Sie? . . .

„. . . . .

„Wir haben nicht ohne Erstaunen und Schrecken gesehn, daß Privathandlungen und Privatunwille für „die Bewegungsgründe zu einer öffentlichen Bestrafung angegeben werden. Jede Gerichtsperson, jeder Bürger, jeder Mensch, der gestraft wird, muß „durch Urtheil und Recht für schuldig erkannt seyn, „und man kann ihn nicht richten, ohne ihm die Freyheit zu laßen, sich zu verantworten. Ist er verklagt, „so muß er wissen, von wem? und worüber? Wird „er verurtheilt, so muß er vorher überführt seyn!

„Wir haben das Eigenthum unsrer Ehre, unsers Lebens, und unsrer Freyheit, wie Sie das Eigenthum Ihrer Krone haben. Wir würden unser „Blut vergießen, um Ihnen Ihre Rechte zu erhalten; erhalten Sie uns die unsrigen auch! Es kommt „hier nicht auf bloße Privilegien an . . . . . „Das, worauf wir uns berufen, ist unverkennbar „deutlich im Rechte der Natur gegründet.

„Gott selbst, dessen lebendiges Bild Sie sind, „kann nicht den Unschuldigen strafen, und der Schuldige, den er bestraft, kann an seinem Verbrechen „nicht zweifeln. Ja! Unschuldserklärung und Bestrafung zu gleicher Zeit sind selbst dem Allmächtigen unmöglich, und Gotteslästerung wäre es, ihm „einen so verhaßten Widerspruch anzudichten.

„Wir

„Wir werden niemahls begreifen lernen, daß „Leute, deren Ehre in Sicherheit gestellt ist, und de„nen Ew. Königl. Majestät selbst wiederhohlentliche „Ehrenerklärungen geben, nicht vollkommen un„schuldig seyn sollten, und noch weniger können wir „begreifen, wie über diejenigen, die vollkommen un„schuldig sind, ein Schicksal verhangen werden kann, „daß nur für Verbrecher und wirkliche Missethäter „gehört? 1769.

„Was haben gemeine Bürger zu erwarten, wenn „die höchsten Obrigkeitlichen Personen für einer so „traurigen Unterdrückung nicht sicher sind? Auf den „Knien, Sire! fleht die Provinz um Gerechtigkeit. „Es giebt keine mehr, wenn man uns in unsern „Häusern aufheben, uns in Ketten und Banden schla„gen, und in endloser Verbannung halten kann, un„ter dem Vorwande geheimer Verbrechen, die sich „auf dunkle Verläumdungen gründen, wogegen wir „uns nicht vertheidigen können, und die wir nur aus „der Strenge der Strafe errathen müssen."

„. . . . . Geruhen Sie, Sire! „die lange Kette des Unglücks derjenigen zu beden„ken, deren Unschuld Sie selbst anerkennen, und be„zeugen. Sie sind ihren Verrichtungen und ihren „Familien entrissen, gleich schnöden Verbrechern von „Gefängniß zu Gefängniß geschleppt, dem ganzen „Lande als Missethäter und Verräther geschildert „worden; sie haben eine abscheuliche, eben so ge„waltthätige, als ungerechte, Kriminalinquisition „ausgestanden; sie haben die Anstalten zu ihrer To„desstrafe mit ansehn müssen, und sind einem be„schimpfenden Tode (wenn anders Tugend beschimpft „werden kann!) bloß darum entgangen, um im ei„ner langwierigen Verbannung zu schmachten, de„ren Ende nicht bestimmt ist. . . . . . .

„Die mit so viel Aufsehn betriebene Anklage ist zu„rück genommen, aber die Rache dauert noch fort. „Thätlichkeiten und geheimer Unwille, dem man kei„nen Nahmen giebt, um nichts beweisen zu dürfen, „treten an die Stelle eines Kriminalprocesses, der

1769. „für falsch und verläumderisch anerkannt worden, und „man läßt, auf ein schikanöses gerichtliches Verfah„ren, eine wirkliche Schikane, ohne gerichtliches „Verfahren, folgen . . . .“

Wir müßten dieses herrliche Stück ganz abschreiben, wenn wir den Lesern alle Schönheiten desselben vorlegen wollten. Die darinn herrschende Beredsamkeit hat das besondere, daß die wiederhohlten Antithesen, die sonst so leicht ins Läppische fallen, wenn sie oft vorkommen, der Schrift mehr Stärke und Nachdruck geben, weil sie sich auf eine gedrängte kraft- und lichtvolle Logik gründen, und das natürliche und wahre Gegenbild des beständigen Betragens des Hofes in der vorliegenden Sache sind.

Die Ministers fürchteten sich so sehr vor dem Eindruck, den die Lesung dieser Schrift auf den König machen würde, der zu viel Verstand hatte, um nicht die Augen über die tyrannische, und, was seine Eigenliebe noch mehr beleidigen konnte, über die, wir wollen es nur gerade heraus sagen, ungehirnte Rolle zu öfnen, die man ihn fünf Jahre lang hatte spielen laßen, daß sie es nicht rathsam fanden, ihm dieselbe vorzulegen. Sie schickten also diese Vorstellungen den Kommissarien zurück, und rechneten es sich zum Verdienst an, daß sie solche nicht vorgelegt hätten, unter dem Vorwande, daß sie gewiß die Ungnade des Monarchen nach sich gezogen haben würden. Die Verfasser dachten ganz anders davon. Es giengen bald Abschriften davon umher. Die Schrift ward mit außerordentlichem Beyfall aufgenommen; man betrachtete sie, als ein Meisterstück einer Abhandlung vom Staatsrecht, worin alle Grundsätze eines wahren monarchischen Staats zusammen gedrängt waren, von denen man sich seit einiger Zeit so sehr entfernt hatte, daß sie für viele Leute ein Räthsel geworden war. Die Patrioten waren entzückt, sie vor den Augen der Nation aufs neue entwickelt zu sehn, sie rissen sich um das Werk und des Abschreibens ward kein Ende.

Bey der Verlegenheit des Konseils, sich dem entscheidenden Sturme zu entziehen, der mehr als jemahls über seinem Haupte schwebte, kam man auf den Einfall, sich mit dem Herrn de la Chalotais in Unterhandlungen einzulaßen, ihn durch verführerische Anerbietungen zu reitzen, und ihn dahin zu bringen, daß er in die Niederschlagung der Sache willigte. Man sahe diese Wendung für die einzige an, die Sache zu unterdrücken, und keine Spur davon zu laßen. Es war ein Bretagner in Paris, ein Mitglied der Französischen Akademie, ein guter Freund der Generalprokuratoren, der sich ihrer mit vieler Wärme annahm, übrigens nicht allzufein, dabey schwatzhaft, auffahrend und unbesonnen war, welche Eigenschaften ihn zu der Rolle eines Unterhändlers eben nicht sehr geschickt machten. Indessen machte die Schwierigkeit, einen andern zu finden, daß man diesen wählte. Er hieß Duclos. Er ward mit mündlicher Vollmacht abgeschickt, als ein Mensch, der nichts zu bedeuten hatte, und den man, im Fall einer abschläglichen Antwort, nicht nöthig hatte, für bevollmächtigt anzuerkennen. Dieser Fall war, bey der bekannten Denkungsart des Herrn de la Chalotais, unvermeidlich. Dieser war von der Ankunft des geheimen Agenten vorher benachrichtigt, und fragte denselben, sobald er ihn sahe, ob er als sein Freund nach Xaintes käme, oder als sein Verführer. Im ersten Fall sollte er ihm willkommen seyn, und könnte da bleiben; im andern Falle sollte er nur gleich wieder reisen, welches er denn auch that. Die Gesandschaft war kurz. Man mußte seine Zuflucht zu einem andern Mittel nehmen. Dies ward um so viel dringender, als der König anfieng, ungeduldig zu werden, und es, jemehr man demselben die Wahrheit verschwieg, desto nothwendiger ward, die ganze Sache seiner Kenntniß zu entziehn. Der Kanzler, der es wohl einsah, wie wichtig es für ihn wäre, seine Gelangung zur höchsten Würde in der Justiz durch irgend eine auffallende That auszuzeichnen, die ihm das völlige Zutrauen seines Herrn erwürbe, ver- 1769.

1769. sicherte ihn, daß kein ander Mittel wäre, als der Sache ihren freyen Lauf zu laßen, sie vor dem Gerichtshofe der Pairs anhängig zu machen, und den Herzog d'Aiguillon durch einen feyerlichen Spruch für unschuldig erkennen zu laßen. Er mogte wirklich in den von dem Parlament von Bretagne eingeschickten Proceßakten nichts gesehn haben, was diesem Kommandanten ernstlich zur Last fallen könnte, oder er mogte die Akten nicht recht gelesen haben, oder es mogte ihm auch nicht unlieb seyn, sich dem Herzog unentbehrlich zu machen, nach dem Maaß, wie derselbe sich in Gefahr sehn würde, oder er mogte sich endlich, welches am wahrscheinlichsten ist, schmeicheln, einen würksamern Einfluß auf den Gerichtshof der Pairs zu haben, wovon er alle Mitglieder persönlich kannte, als auf ein fremdes und entferntes Parlament. Wer kann übrigens alle Falten eines so falschen Herzens durchschauen? Das Parlament von Bretagne, das Nachricht erhalten hatte, daß eine solche offene Ordre ankommen würde, hatte unter der ausdrücklichen und nothwendigen Verwahrung, daß dieser Schritt seinem Wesen und seinen Rechten für die Folge nicht nachtheilig seyn sollte, aus eigner Bewegung den ganzen Proceß an das Pariser Parlament abgeschickt. Auf diese Weise vermied es den Jurisdiktionsstreit, der daraus hätte entstehn können, und verhinderte, daß der Widerspruch, der sich in solchem Fall zwischen beyden Parlamentern gewiß erhoben hätte, nicht die Hauptsache unter einem Formalitätenproceß ersticken mögte, zwang auch durch diesen geschickten Kunstgriff gewissermaßen den Gerichtshof der Pairs, sich dazwischen zu legen. Bey der Bestürzung über diese neue Wendung der Sache mußte der erste Rath seyn, sich den Umständen zu überlaßen, und Zeit zu gewinnen, um sich, nach der Lage derselben, alsdann weiter zu berathschlagen. Zu dem Endzweck hatte man ja eben beschlossen, die Akten abzufordern. Da der König sich dadurch die Freyheit vorbehielt, den Proceß aufzuschieben oder aufzuheben, wenn es ihm gefiele: so

ward

ward beschlossen, daß Se. Majestät selbst den Sitzungen beywohnen sollte, damit nicht zu hitzig verfahren würde, und daß dieselben zu Versailles gehalten werden sollten, um die zu eifrigen Parlamentsglieder besser im Zaum zu halten. 1770.

Was den ersten Punkt betrifft, so nahm das Parlament den Beschluß, daß eine offene Ordre überflüßig wäre, um die Sache eines Pairs zu untersuchen, und ihm den Procreß zu machen, weil es der alleinige, einzige und eigentliche Gerichtshof wäre, vor welchem ein solcher Proceß von Rechtswegen geführt werden müßte. In Ansehung des zweeten Punkts fand es sich dadurch viel zu sehr geschmeichelt, um sich dieser wirklich Königlichen Handlung zu widersetzen. Es trug nur dem ersten Präsidenten auf, gegen die Unregelmäßigkeit der Verlegung des Gerichtshofes, sowohl an und vor sich selbst, als wegen der damit verknüpften Unbequemlichkeiten, Vorstellung zu thun. Die alte, so oft verworfne, Anmaßung, die einige Pairs wieder aufwärmen wollten, unter dem Vorsitze des Königs, allein und ohne Zuziehung der Rechtsgelehrten, den Gerichtshof der Pairs auszumachen, ward abermahls über den Haufen geworfen. Man bewieß ihnen, daß die jetzigen Obrigkeitlichen Personen wirklich das nicht wären, was man vor Alters Rechtsgelehrte (Legistes) hieß, und daß die heutigen Pairs nicht die ehemahligen Pairs des Reichs wären. Diese wären jetzt bloß Edelleute, denen der König einen höhern Rang beygelegt hätte, und nichts durch sich selbst. Sie könnten sich also jenen großen Lehnsvasallen der Krone nicht gleich stellen, die eben so viel Souverains gewesen, und ohne deren Beytritt der Monarch nichts thun konnte. Der Prinz de Conti, als ein sehr eifriges Parlamentsglied, bestand sehr auf diesem Punkt und billigte den großen Unterschied, den man dadurch zwischen den Prinzen und den Pairs festsetzte. Er sprach von dem System dieser letztern mit einer Laune, die es ein wenig ins Lächerliche setzte, 30. März.

1770. gestand aber, daß dieses neugebackne System zum Glück nicht das System der größten Anzahl wäre.

Die erste Sitzung des Pairgerichts zu Versailles ward den 4ten April gehalten. Der König kam mit den Prinzen ganz allein; seine ganze Wache gieng wieder ab, und die Thürsteher des Parlaments besetzten die Eingänge.

Der Herr Kanzler, der für lauter Ehre strahlte, eröfnete die Versammlung mit einer dem Gegenstand angemeßnen wohlgesetzten Rede. Er erklärte im Nahmen des Königs, daß nach dem Willen Seiner Majestät die Freyheit der Meynungen und der Stimmen uneingeschränkt seyn und diese Sache mit der äußersten Strenge abgeurtheilt werden sollte, um die Beklagten entweder loßzusprechen oder zu verurtheilen.

Der erste Präsident hielt eine Gegenrede, in welche er die ihm aufgetragene Gegenvorstellungen mit einfließen ließ.

Man verlaß hernach die von dem Parlament von Bretagne aufgenommene Information. Es ward befohlen, dieselbe zur Kanzley abzuliefern, und daß der Generalprokurator sein Gutachten darüber geben sollte, alles ohne Nachtheil der respektiven Rechte des Pairgerichts und aller in demselben Sitzhabenden, und ohne daraus herzuleiten, daß irgend ein anderer Gerichtshof befugt sey, ein gerichtliches Verfahren vorzunehmen oder fortzusetzen, worinn ein Pair befangen wäre.

Zuletzt ward beschlossen, dem Könige den unterthänigsten Dank dafür abzustatten, daß er in seiner Gegenwart und mit seiner feyerlichen Genehmigung, die alten und wahren Grundsätze der Pairschaft von neuem festsetzen und aufrecht erhalten laßen.

Der König schien alle Informationen, die der erste Präsident ablaß, ungemein aufmerksam anzuhören, und als dieser über dem langen Lesen ermüdete, und unvermerkt seine Stimme sinken ließ, sahe man, daß der König sich niederbog, um besser zu hören, und nichts zu verlieren.

Das

Das Parlament kam sehr zufrieden von der Sitzung zurück, worinn es durch die nicht zweifelhafte Bestätigung des Monarchen einen neuen Glanz erhalten hatte. Auch darüber war es sehr vergnügt, daß er für wesentlich dazu gehörig anerkannt war, um, mit der Pairschaft verbunden, das Pairsgericht auszumachen, und daß es dieses allein mit Ausschluß der übrigen Parlamenter seyn sollte. Einige Mitglieder freuten sich besonders darüber, daß der Monarch sie bemerkt hatte; unter andern Pasquier, der berühmte Referent der Processe von Damiens und dem Grafen de Lally, den der Kanzler dem Könige, der denselben gern nahebey sehn wollte, mit einer Geberde zeigte, als er vor dem Könige vorbey gieng. 1770.

Die zwote Sitzung, den 7ten April, war dem Parlamente nicht minder angenehm. Der Generalprokurator übergab seine Klage gegen den Herzog d'Aiguillon, und gegen einen gewissen Audouard, Major von der Miliz zu Nantes, der in dieser Sache der Agent des Herzogs gewesen zu seyn schien. Dem zufolge ward das ganze in Bretagne vorgefallene Verfahren, als unrechtmäßig angestellt, kassirt, weil die Klage einen Pair betraf. Man verfügte eine neue Instruktion, Information, u. s. w.

Bey den Instrucktionen zeichnete sich Herr **Michau de Montblin** durch seine Beredsamkeit dergestalt aus, daß der König erklärte, er wäre seiner Meynung, dabey aber seine Abneigung gegen die so genannten Aufforderungen (monitoires) zu erkennen gab, welche bey allen gerichtlichen Proceduren gebräuchlich sind; allein aus Achtung für den König fiel die Gesellschaft einmüthig der Meynung des Königs bey, die sie für einen Befehl aufnahm, und man kann daraus schließen, von welcher Art die gepriesene Freyheit war, die in dieser Versammlung herrschte.

Dem sey wie ihm wolle, bis jetzt gieng alles vortreflich, und der König schien so viel Geschmack daran zu finden, seinem Pairsgericht zu präsidiren, daß er auf der Stelle in dem alten Komödiensaal eine

1770. große Gerichtskammer, Schranken, Kabinets, Gemächer zum Frühstücken, heimliche Gemächer, kurz alles Nöthige anfertigen ließ, was zu einem förmlichen Richthause nothwendig ist. Die beyden vorigen Sitzungen waren in dem Vorzimmer der Königinn gehalten, wo auch die Lits de Justice gehalten werden, welches freylich nicht recht schicklich war. Zum Unglück vergieng dem Könige bald der flüchtige Einfall, den ohnedies das Beylager des Dauphins und die zur Freudensbezeugung über diese Begebenheit angestellte Lustbarkeiten unterbrachen.

Diese Begebenheit ist ohne Zweifel eine der wichtigsten unter dieser Regierung, sowohl an und für sich selbst, als wegen der Allianz mit dem Hause Oesterreich, die dadurch fester geknüpft ward, wie auch der Umstände wegen, die bey derselben vorfielen und auf dieselbe folgten. Man hatte sie der Bemühung des Herzogs de Choiseul zu danken, der wahrscheinlicher Weise, aus eben so großer Vorsorge für seine Ehre, als für Frankreichs Glückseligkeit, alle Schwierigkeiten hob, und diese Vermählung glücklich zu Stande brachte. Diese ward für ihn ganz eigentlich zu rechter Zeit vollzogen, für ihn, der es für zu klein gehalten hatte, sich durch kleine Ränke aufrecht zu erhalten, und nun ward die Dauphine selbst seine Stütze. Man glaubte nicht, daß er sich bis zu diesem Zeitpunkt erhalten würde; als man aber diesen Zeitpunkt würklich eintreten sah, faßten seine Anhänger bessere Hofnung, voraus bey der vorzüglichen Rolle, die er bey dieser Gelegenheit spielte. Er erhielt Erlaubniß vom Könige, nach Compiegne zu gehn, und daselbst der Prinzessinn, bey ihrer Durchfahrt, zuerst von allen Ministern, seine Ehrfurcht zu bezeigen. Die Dauphine nahm ihn überaus wohl auf; sie beehrte ihn mit einem Gespräch unter vier Augen, wo sie ihm das Verlangen bezeugte, das sie getragen hätte, ihn zu sehn, und ihm für die Sorgfalt dankte, womit er zu ihrem Glücke beygetragen hätte; sie setzte hinzu, daß sie auf die Fortsetzung dersel-

derselben von seiner Seite rechnete, um ihre Jugend und Unerfahrenheit mit seinem Rath zu unterstützen. 1770.

Es war nicht möglich, daß die Zurüstungen, der Pomp und die Lustbarkeiten des Beylagers des muthmaßlichen Kronerben, ungeachtet der Noth, worinn sich das Königreich befand, nicht sollten große Ausgaben veranlaßt haben. Diese wurden aber ungeheuer groß unter einem verschwenderischen Herrn, der sich bloß um sich bekümmerte, alles gehn ließ, wie es wollte und konnte, und die Augen bey den Räubereyen zudrückte, wozu diese außerordentliche Kosten ein unermeßliches Feld öfneten. Um einen Begriff davon zu geben, führen wir an, daß man dreyßigtausend Pferde berechnete, die zu dieser Reise nöthig waren. Man sprach von einer Bande von Tapezierern, die mit Extrapost von Stadt zu Stadt jagten, um die Quartiere aufzuputzen, wo die Prinzessinn verweilen sollte; und von sechszig ganz neuen Kutschen, die derselben bis Straßburg entgegengehn, und von dort aus ihr eine Art von Gefolge machen sollten.

Dies war nur das Vorspiel. Man hatte noch nichts gesehn, was den Kleidern des Königs und der Prinzen gleich käme, und welche zu sehn, das Volk haufenweise zum Sticker und zum Schneider eilte. Das Kleid des Königs hatte man demselben schon bey dem Beylager des Herzogs de Chartres präsentirt. Auf die Frage, die der König that, ob man ein schöneres, als dieses, erfinden könnte? und die darauf erfolgte Antwort: Nein! hatte er befohlen, es bis zur Vermählung seines Enkels aufzuheben. Es waren sechs solcher kostbaren Kleider gemacht, und die Kleider der Prinzen entsprachen denselben. Ueberdies sollten sie noch mit einer Menge Juwelen besetzt werden. Die Paradekutschen waren eben so sehenswerth. Sie verbanden Reichthum mit Zierlichkeit, worüber sich niemand wundern wird, wenn wir sagen, daß sie von dem Herzog de Choiseul bestellt waren.

Was die Lustbarkeiten betrifft, so konnten die durch ganz Europa und in der Geschichte so berühmte Festins Ludewig des XIV. mit diesen nicht vergli-

1770. chen werden. Das Bouquet allein bey dem Feuerwerk sollte aus dreyßigtausend Raketen bestehen, die, das Stück zu einem (Französischen) Thaler gerechnet, eine Ausgabe von viertausend Louisd'or ausmachten, und man weiß, daß ein solches Bouquet gerade den Zeitraum eines einzigen Augenblicks einnimmt.

Die Anstalten zu diesen Verschwendungen, stachen auf eine sehr auffallende Weise mit den Empörungen ab, die der Brodmangel zuwege brachte, der zu gleicher Zeit in einigen Provinzen fortdauerte und immer größer ward. Solche Empörungen fielen zu Tours und Besançon vor. In Tours war der Aufstand so groß, daß der Intendant durch eine Hinterthür entfliehn mußte, und der Erzbischof glaubte, nach Hofe gehn zu müssen, um daselbst seinen Kummer auszuschütten. Man zählte in einigen Gegenden über viertausend Personen, die vor Hunger umgekommen waren, und in der March würden ungleich mehr gestorben seyn, wenn nicht der Requetenmeister de Persan, dem ein Theil dieser Provinz gehörte, seine Unterthanen kräftigst unterstützt hätte.

Diese Bedrängnisse veranlaßten ein kleines fliegendes Blatt, unter dem Titel: **Sonderbarer Einfall eines guten Bürgers, betreffend die öffentlichen Lustbarkeiten, die man zu Paris und am Hofe, bey Gelegenheit des Beylagers des Dauphin, anstellen will.** Nachdem der Verfasser die Kosten der Mahlzeiten, Schauspiele, Feuerwerke, Erleuchtungen, Balls, und dergleichen, welches alles aufs herrlichste veranstaltet war, auf zwanzig Millionen berechnet hat, schließt er sein merkwürdiges Blatt mit folgenden Worten: „Ich thue den Vorschlag, alle diese Dinge wegzulaßen, und diese zwanzig Millionen von den Auflagen dieses Jahres, „hauptsächlich von der Steuer, abzuschreiben. So „wird man, anstatt die Müßiggänger des Hofes und „der Hauptstadt mit eitler und vorüberrauschenden „Vergnügungen zu belustigen, das Herz des traurigen Landmanns erquicken; die ganze Nation wird „an dieser glücklichen Begebenheit Antheil nehmen,

„und

„und man wird bis an den entferntesten Gränzen des 1770.
„Königreichs ausrufen: Es lebe Ludewig der Viel-
„geliebte! Eine so neue Gattung von Freudenfesten
„würde dem Könige einen wahrern und dauerhaftern
„Ruhm zuwege bringen, als der ganze Prunk und
„der Glanz Asiatischer Feste, und die Geschichte würde
„diesen Zug mit mehrerm Wohlgefallen auf die Nach-
„welt bringen, als die eiteln und geringfügigen Er-
„zählungen einer Pracht, die für das Volk so lästig
„und von der wahren Größe eines Vaters seiner Un-
„terthanen so weit entfernt ist."

Es fanden gar zu viel in Ansehn stehende Leute ihre Rechnung dabey, daß dieser Einfall nicht Platz greifen sollte, als daß man sich darum bekümmert hätte. Diese bemühten sich nur, zu verhindern, daß das Geschrey der Elenden nicht vor den Thron und besonders nicht vor die Prinzessinn kommen mögte, deren junges, gefühlvolles und zärtliches Herz davon gerührt worden wäre. Man ließ mit vieler Ziererey in die Zeitung *) setzen, daß eine Menge Korn zu Nantes vorräthig wäre, welches man bis jetzt, wegen des üblen Wetters, wegen des Austretens der Flüsse, und andrer Unbequemlichkeiten, nicht hätte transportiren und in Umlauf bringen können.

Unter diesen traurigen Umständen kam die Dauphine zu Compiegne an. Der König war sehr ungeduldig, sie zu sehn, und zu wissen, ob sie hübsch wäre. Man erzählt, daß als der Prinz de Poix ihm die Nachricht von der Ankunft der Erzherzoginn zu Strasburg brachte, und der Kabinetssekretär Bouret demselben zu gleicher Zeit den auf der Gränze ausgestellten Auswechselungskontrackt überreichte, der König, der mit diesem Diener sehr vertraulich umgieng, sich bey demselben erkundigte, wie er die Dauphine gefunden und ob sie Brustwerk hätte? Dieser antwortete, die Dauphine wäre von sehr reizender Gestalt, hätte sehr schöne Augen, u. s. w. „Davon „rede ich nicht, erwiederte der König mit vieler Lau-

„ne,

*) S. die Gazette de France vom Montag den 14. May 1770.

1770. „ne, ich frage euch, ob sie Brustwerk hat? — Sire! ich bin nicht so frey gewesen, meine Blicke dahin zu richten, antwortete der feine Höfling. — „Ihr seyd „ein dummer Teufel! fuhr der Monarch lachend fort, „das ist das erste, wonach man beym Frauen„zimmer sieht."

Aus diesem Geschichtchen kann man schließen, wie begierig Ludwig der XV. seine Schwiegerenkelinn betrachtete, als sie zusammen kamen. Er kam ihr bis zu dem vorgeschriebenen Ort entgegen, wo diese Prinzessinn, dem Ceremoniel gemäß, aus der Kutsche stieg, und dem Könige zu Fuße fiel, der sie sehr freundlich aufhob und umarmte. Sie übernachteten zu Compiegne und besuchten des folgenden Tages, bey der Durchreise durch Saint-Denis, die Prinzessinn Louise, die vor kurzem bey den Karmeliterinnen in dieser Stadt den Schleyer genommen hatte. Ganz Paris hatte die Heerstraße besetzt, und sie fuhren von Saint-Denis bis an das Thor Maillot durch eine doppelte Reyhe von Kutschen. Die Königliche Familie speiste den Abend auf dem Lustschloß la Muette, wo Ludewig der XV. sich nicht schämte, selber die Gräfinn Dubarri der Dauphine vorzustellen und sie mit dieser Prinzessinn speisen zu laßen.

Die Dauphine hatte bisher nicht gewußt, was Madame Dubarri für eine Rolle spielte, von der sie oft am Wiener Hofe sprechen gehört hatte. Sie fragte einsmahls, da sie ungeduldig ward, diesen Namen alle Augenblicke nennen zu hören, was denn diese Frau thäte, wovon so viel Lärm gemacht würde? Man gab ihr zur Antwort, daß sie dem Könige die Zeit vertriebe. „Wenn das ist, rief die junge Erz„herzoginn ganz treuherzig, so erkläre ich mich für „ihre Nebenbuhlerinn." Jetzt, da sie gewiß besser davon unterrichtet war, gerieth sie nicht mehr in die Versuchung, es zu werden; da sie aber aufmerksam war, dem Geschmacke des Monarchen zu schmeicheln, so gab sie dem Könige, der sie fragte, wie sie diese Dame fände? zur Antwort: Allerliebst! welches den Königlichen Liebhaber entzückte. Es ist

wahr,

wahr, daß die Gräfinn damals die merkwürdigste Frau am Hofe war, sowohl durch ihre ganz ungezierte Figur, als durch ihre natürliche Reize. Man konnte sie schön durch ihre eigne Schönheit nennen, und durch eine Art von Wunderwerk war sie in ihrem Betragen und in ihren Reden äußerlich die sittsamste. 1770.

Der König, der Dauphin und die Königliche Familie giengen nach Versailles zurück. Die Dauphine blieb allein zu la Muette, um, den Gesetzen der Kirche gemäß, mit ihrem künftigen Gemahl nicht unter einem Dache zu schlafen. Sie kam erst den folgenden Tag auf dem Schlosse an, wo sie, nachdem sie sich angekleidet hatte, in die Kapelle gieng, um sich trauen zu laßen. Man bewunderte daselbst die Prinzessinn, die mitten in einer unbekannten Welt, und bey dem ganz natürlichen Erstaunen über so viel neue Gegenstände, gar nicht verlegen schien, und alle Ceremonien mit vieler Leichtigkeit und mit unvergleichlicher Anmuth verrichtete.

Nachmittags hatte sich eine unzählbare Menge Menschen in den Gärten versammelt, wo die Anstalten zum Feuerwerk und zur Illumination für den Abend gemacht waren. Es war ein unangenehmer Anblick, daß mitten unter so großen Anstalten zu einer herrlichen Lustbarkeit die Gärten in so großer Unordnung waren, und an manchen Stellen aussahen, wie die Gärten eines in Konkurs befangenen Schlosses. Die Wasserkünste, die an einem solchen Tage durchaus nicht stillstehn sollten, konnten nicht springen, weil verschiedene Baßins ausgetrocknet, und selbst der Kanal unrein und voll Schlam war. Verstümmelte und auf der Erde umherliegende Bildsäulen, bewiesen, daß man zu nachläßig gewesen war, sie wieder aufzurichten, oder ihre Trümmern wenigstens auf die Seite zu schaffen. Sogar die Stufen an den Treppen waren abscheulich verfallen. Da war keine Musik, kein Tanz, keine Lebensmittel für den Pöbel, der daher auch die Fröhlichkeit nicht zeigte, die das erste Kennzeichen einer öffentlichen und allgemeinen Lustbarkeit ist. Nur einige Gaukelspieler

ler machten Anstalt, dem Volk diesen Abend ihre
1770. Gaukeleyen zu zeigen. Der Himmel war übrigens mit der Erde nicht einig, und zwey heftige Gewitter nöthigten die Neugierigen, heimzugehn, ohne Feuerwerk und Erleuchtung zu sehn, die bis zu günstigern Wetter aufgeschoben wurden. Durch eine andre der Majestät des Orts unwürdige Nachläßigkeit waren die Schloßhöfe nicht einmahl so helle, als der Hof eines Privatmanns. Die Gänge im Schloß waren völlig finster. Nicht eine einzige Lampe oder Laterne brannte an der Vorder und Hinterseite des Schlosses. Die Stadt Versailles schien an dieser großen Begebenheit nicht den allergeringsten Antheil zu nehmen, und der Stadt Paris warf man vor, daß sie sich äußerst filzigt aufgeführt hätte. Mit Unwillen sah man die Armen an diesem Tage, wie an andern, betteln; da war weder Wurst, noch Brod, noch Wein für sie. Die Großen zeichneten sich auch nicht besser aus, und der herrliche Pallast des Pariser Ministers, Grafen de Saint Florentin, war bloß von zwo sehr niedrigen mit Lampen behängten Taxpiramiden erleuchtet.

Uebrigens aber versichern alle diejenigen, die am Tage des Beylagers in die Zimmer gekommen waren, und diejenigen besonders, die an der festlichen Königlichen Tafel Theil genommen hatten, daß sie nie etwas so bewundernswürdiges gesehn hätten. Sie behaupten, daß alle Beschreibungen, die sie davon machen könnten, hinter der Wahrheit zurück bleiben würden, und daß die Beschreibungen aus den Feenmährchen nur einen sehr unvollkommenen Begriff davon gewähren. Der Reichthum und die Pracht der Kleider, der Glanz der Diamanten, die Verzierungen der Zimmer, blendeten die Zuschauer und setzten sie außer Stand, ins Einzelne gehende Beschreibungen zu machen. Die Dauphine war diejenige Person, auf welche die Blicke der Umstehenden am begierigsten fielen, und immer wieder auf dieselbe zurückkehrten, wenn man sie aus Ehrfurcht auf andre Gegenstände gerichtet hatte. Hier ist die

Schil-

Schilderung, die man damahls von derselben mach- 1770.
te: „Diese Prinzessinn ist groß für ihr Alter, und „wie es eine junge noch nicht ausgewachsene Person „nicht anders seyn kann, behende, ohne mager zu „seyn. Sie ist sehr gut gewachsen und an allen ihren „Gliedern wohlgebildet. Ihre Haare sind schön „blond. Man glaubt, daß solche in der Folge hell- „braun seyn werden; dabey sind sie ungemein schön. „Die Majestät wohnt schon auf ihrer Stirn; ihr „etwas länglichtes Gesicht macht ein schönes Oval. „Ihre Augenbraunen sind so dick, wie eine Blondine „sie haben kann. Ihre Augen sind blau, aber nicht „unbedeutend, und funkeln Lebhaftigkeit und Ver- „stand. Sie hat eine Habichtsnase die vorn etwas „spitz ist. Ihr Mund ist klein, aber ihre Lippen „dick, besonders die unterste, welche, wie bekannt, „die Oesterreichsche Lippe ist. Ihre Gesichtsfarbe „ist blendend weiß, und dabey hat sie nie eine na- „türliche Röthe, die ihr die Schminke entbehrlich „machen wird. Ihr Gang ist der Gang einer Erz- „herzoginn; ihre Würde aber durch Sanftmuth ge- „mildert, und wenn man diese Prinzessinn nur an- „sieht, so kann man ihr Ehrfurcht und Liebe schwer- „lich versagen."

Der geschmückte Ball, die langweiligste aller Lustbarkeiten, weil sich dabey alles nach der Etikette richten muß, verursachte auch allerhand Händel. Der König hatte das Ceremoniel davon vorher festgesetzt. Auf das Anhalten des Kayserlichen Gesandten hatte der König sich gefallen laßen, der Prinzessinn von Lothringen, welche die Ehre hatte, mit dem Durch- lauchtigen Oesterreichischen Hause verwandt zu seyn, einigen Vorzug zuzugestehn, und daher festgesetzt, daß sie vor allen Herzoginnen, unmittelbar nach den Prinzessinnen vom Geblüt, so wie der Prinz von Lambesc unmittelbar nach den Prinzen, tan- zen sollte. Hieraus ward ein sehr ernstlicher Han- del. Die Herzoge und Pairs versammelten sich bey dem Herrn von Broglio, Bischofen und Grafen von Noyon, als den ältesten damahls in Paris an- wesenden

1770. wesenden Pair. Ungeachtet des Abscheues, den die Kirche für das Tanzen hat, berathschlagte man sich daselbst und setzte eine Schrift auf, die dieser Prälat dem Könige überreichen sollte. Um es noch feyerlicher zu machen, ersuchten sie den hohen Adel, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, wovon denn auch ein großer Theil seine Unterschrift hergab. Der König, der, seiner Gewohnheit nach, sehr verlegen war wich einem entscheidenden Ausspruch aus, und sagte bloß, daß das Tanzen bey dem Ball die einzige Sache wäre, die keine Folgen haben könnte, weil die Wahl der Tänzer und Tänzerinnen bloß von seiner Willkühr abhienge *). Er berief sich auf Ihre Treue,

*) Diese Ausdrücke sind aus dem sonderbaren Schreiben des Königs an die Herzoge genommen, welches wir hier ganz einrücken. Es ist vom 17. May 1770.

„Der Ambassadeur des Kaysers und der Kayserinn „Königinn hat mich in einer Privataudienz im Nah„men seines Herrn ersucht, (und ich muß alles glau„ben, was er mir sagt,) der Prinzessinn von Loth„ringen, bey gegenwärtigem Beylager meines En„kels mit der Erzherzoginn Antoinette, einigen „Vorzug einzuräumen. Da der Tanz bey dem Ball „das einzige ist, was keine Folgen haben kann, weil „die Wahl der Tänzer und Tänzerinnen bloß von „meinem Willen abhängt, ohne Rücksicht auf Stel„len, Rang, oder Würden; jedoch die Prinzen und „Prinzessinnen meines Geblüts ausgenommen, wo„mit sich kein andrer vergleichen kann; und ich übri„gens in keinem Stücke meines Hofes Neuerungen „anfangen will, so hoffe ich, daß die Großen und „Edelleute meines Reichs, kraft ihrer Treue, Er„gebenheit und Unterwürfigkeit, ja auch Freund„schaft, so sie beständig mir und meinen Vorfahren „bewiesen haben, zu nichts Anlaß geben werden, „das mir mißfallen könnte, besonders bey dieser Ge„legenheit, da ich der Kayserinn gern meine Dank„barkeit beweisen will, für das Geschenk, das sie „mir gemacht hat, und das, wie ich mit Ihnen „hoffe, das Glück meiner noch übrigen Tage aus„machen wird."

Richtige Abschrift. Saint-Florentin.

Treue, Ergebenheit und Gehorsam, ja selbst auf ihre Freundschaft. Diese eines großen Monarchen unwürdige Antwort machte die Sache nur noch lächerlicher, und es giengen nur diejenigen zum Ball, die es gar nicht vermeiden konnten. 1770.

Wir würden kein Ende finden, wenn wir alle Schauspiele und Lustbarkeiten beschreiben wollten, die über einen Monath lang auf einander folgten. Das erschreckliche Unglück aber vom 30. May können wir nicht verschweigen, da in dieser unglücklichen Nacht, mitten in der geräuschvollsten Freude, mehr Menschen umkamen, als oft in einer blutigen Schlacht das Leben verlieren. Dies war der Tag, an welchem die Stadt ihr Feuerwerk abbrennen ließ. Der Ort dazu war vortrefflich gewählt, nehmlich um die Statue Ludewig des XV. der mehr einer Feldebene, als einem Stadtplatze, gleicht. Auf das Feuerwerk sollte eine Illumination auf den Stadtwällen folgen, welches denn die Leute bewog, sich durch eine breite Straße hindurchzuziehn, die sich nach dem Wall öffnete. Indessen fiel in dieser Straße ein Blutbad vor, wovon man kein Beyspiel hat. Drey Umstände kamen dazu, die dasselbe vergrößerten:

1) Ein von Spitzbuben gemachtes Komplott, ein ansehnliches Gedränge und Auflauf zu verursachen, um in der Unordnung ihre Diebsstreiche ausführen und ungestraft rauben zu können. Verschiedene Leichname dieser Bösewichter, die man erkannte, zeugten von ihrem Verbrechen.

2) Die Nachläßigkeit des Stadtbaumeisters, den Weg, über welchen etwa sechsmahl hundert tausend Zuschauer ihren Gang nehmen mußten, ebnen, die auf diesem Gange befindlichen Graben zuwerfen und die verschiedenen Hindernisse wegräumen zu laßen, die das Hin- und Wiedergehn hindern oder erschweren konnten.

3) Die Unzulänglichkeit der Wacht und die Filzigkeit der Stadtkasse, die dem Französischen Garderegiment die tausend Thaler nicht verwilligen wollte, die der Marschall Herzog von Biron

1770. forderte, um dasselbe unters Gewehr zu setzen und dadurch der Schwachheit und Ungeschicklichkeit der Bürgerwacht abzuhelfen.

Dem sey wie ihm wolle, man hob auf der Stelle hundert und drey und dreyßig Leichen auf, die auf dem Platze geblieben waren, und legte dieselben auf dem Kirchhofe des Magdalenenkirchspiels nieder, um besichtigt zu werden. Nachher ward denselben, auf Anhalten des Königlichen Prokurators, und darauf erfolgte Verfügung des Kriminallieutenants, eine feyerliche Seelmesse gelesen. Wenn man die Verwundeten, die Gelähmten und Erstickten, die man in die nächsten Häuser, oder Hospitäler gebracht hatte, und die bald darauf gestorben waren, auch alle diejenigen dazu rechnet, die mit Blutspucken davon zu kommen glaubten, und binnen sechs Wochen etwa die Opfer ihrer Neugier wurden, so konnte man auf elf bis zwölfhundert zählen. Mit Unwillen sahe man, drey Tage nach diesem Unglück, den Herrn Bignon, den Stadtrichter der Kaufmannschaft, den man als den hauptsächlichsten Urheber desselben betrachtete, in seiner Loge in der Oper.

Der Dauphin war innigst betrübt darüber, die, wiewohl entfernte, Ursach dieses Unglücks zu seyn. Er schickte dem Policeylieutenant sein Monathsgeld von zweytausend Thaler, als die einzige Baarschaft, worüber er gebieten konnte, um den Unglücklichsten beyzuspringen. Die Dauphine, die Prinzessinnen vom Hause, die Prinzen vom Geblüt, folgten diesem Beyspiel. Verschiedene Korps thaten ein gleiches. Das Parlament, von welchem ein Mitglied beynahe mit um das Leben gekommen wäre, wollte die Sache untersuchen, und den ersten Veranlaßungen nachspüren. Man führte ein Beyspiel dieser Art an, das aber lange nicht so wichtig und unter Ludewig dem XII. vorgefallen war, da nehmlich der Stadtrichter der Kaufmannschaft und die beyden ersten Schöppen zur Strafe gezogen worden, weil sie nicht für die Sicherheit einer Brücke gesorgt hatten, die eingefallen war, wodurch vier oder fünf Bürger

ums Leben kamen. Dies konnte den Herrn Bignon wohl schrecken. Der Generaladvokat Segnier aber entschuldigte denselben in seiner Relation, schrieb alles einem widrigen Schicksale zu, und da die Gerichtshöfe überdies durch andre Arbeiten und Gegenstände, die sie näher angiengen, abgehalten wurden, so kam er mit der Furcht und mit einem Reglement davon, wodurch die Gerichtsbarkeit der Stadt in dergleichen Fällen eingeschränkt ward. 1770.

Als diese traurige Materie erschöpft und jedermann müde war, davon zu sprechen, weil sich ein jeder auf Herrn Bignon satt geschimpft hatte, kam man auf angenehmere Gegenstände zurück. Man unterhielt sich nehmlich beständig von der Dauphine, lobte ihre Lebhaftigkeit, Artigkeit, und die Ungezwungenheit, womit sie sich den Leuten entzogen hatte, die sie umgaben. Sie hatte indessen nichts ohne Einwilligung des Königs gethan. Ihre Gesellschaftsdame, die Gräfinn de Noailles, die sehr ernsthaft und strenge war, und ihr beständig zu Gemüthe führte, daß sie ihren Rang vergäbe, nannte sie nicht anders, als Madame l'Etiquette, und folgte darum nicht minder ihren eigenen Einfällen, besonders in Sachen, die mit ihrer Fröhlichkeit, oder mit ihrer Gesundheit stritten. Sie gieng allein, ohne Kavalier; sie gieng aus, wenn und wie sie wollte; sie gieng zu Fuß spatzieren; machte dadurch ihren Körper stark, und bediente sich der Kräfte, die ihr Alter bey ihr entwickelte. Sie bat, wenn es ihr einfiel, ihre Schwäger, Schwägerinnen, und Basen zum Mittags- und Abendessen, und gieng bey ihnen wieder mit eben der Freyheit zu Gaste; kurz, sie führte, so viel möglich, die innige Vertraulichkeit ein, die im Innern des Wiener Hofes herrscht, wo man sich öffentlich ungemein genau an das Ceremoniel bindete, im Innern aber überaus ungezwungen und treuherzig mit einander umgeht.

Diese Lebensart, die im Grunde mit der Gemüthsart Ludewig des XV. sehr gut übereinstimmte, würde in den glücklichen Tagen, wo er noch eben so

 unschul-

unschuldig war, als seine Schwiegerenkelinn, sehr
1770. nach seinem Geschmack gewesen seyn. Wenn man aber ein gewisses Alter erreicht hat, geht man von seinen Gewohnheiten nicht mehr ab. Ueberdies hatten seine Ministers, seine Favoriten, seine Maitresse ihren Vortheil dabey, wenn sie ihn verhinderten, sich mit seiner Familie nicht zu viel abzugeben; und wenn seine Freundschaft und sein Wohlwollen gegen die Dauphine ihm nicht zuließ, sie so sehr im Zwange zu halten, wie sie es wohl gewünscht hätten, so brachten sie es doch dahin, daß sie ihn von ihr entfernten, anstatt ihn derselben zu nähern, welches sonst der ungezwungene und freundschaftliche Ton, den sie gegen den König angenommen hatte, gewiß bewürkt haben würde.

Nach allen Schauspielen, womit die Französische Galanterie die Dauphine belustigt hatte, gab ihr der König ein majestätischeres, das man nur in Frankreich sehn kann, und dessen ehrfurchterweckender Anblick der Prinzessinn einen Begriff von der Größe des Throns hätte beybringen können, für den sie bestimmt war, wenn es nicht zugleich von der Bestürzung aller Anwesenden gezeugt hätte. Wir meynen
27. Jun. das Lit de Justice vom 27. Junius. Ursprünglich und seiner eigentlichen Natur nach ist ein Lit de Justice eine feyerliche Sitzung des Königs im Parlamente, um sich daselbst über wichtige Angelegenheiten seines Staats zu berathschlagen. Es ist also eine Fortsetzung jener alten Generalversammlungen, die man mit dem Nahmen Champ de Mars oder de Mai benennte, und die hernach Cours Plenieres hießen.

Die Könige saßen damals auf einem goldenen Thron. Seitdem diese Versammlungen in dem Innern eines Pallastes gehalten werden, hat man statt dessen einen Thronhimmel und einen Sitz auf Kissen eingeführt. Daher kommt der Nahme Lit de Justice, (Justizbett,) weil in der alten Französischen Sprache ein Sitz mit einem Thronhimmel ein Bette genannt

nannt wird. Fünf Kissen machen den Sitz dieses Bettes aus. Auf dem einen sitzt der König; eins hat er im Rücken; zwey dienen zu Armlehnen und unterstützen die Ellenbogen Sr. Majestät; auf dem fünften ruhen seine Füße. Karl der V. erneuerte diesen Zierrath Ludewig der XII. ließ denselben ganz neu machen; dieser war unter der Regierung Ludewig des XV. noch vorhanden, der ihn so viel gebraucht hat, daß es gar nicht zu verwundern wäre, wenn man wieder einen neuen anschaffen müßte. 1770.

Die Könige versammelten bey diesen Generalzusammenkünften alle diejenigen, die eine Stimme im Staat hatten, die Prinzen, die Pairs, die Barons und die Rathsglieder oder Rechtsgelehrten. Der Monarch ließ den Gegenstand der Berathschlagung vortragen, und trug ihn oft auch selber vor. Die Berathschlagung war ernsthaft, und niemahls bloß zum Schein. Jeder sagte seine Meynung ganz laut, damit der König die verschiedenen Gutachten hören und gegen einander abwägen konnte. Jetzt hingegen ist es der Kanzler der von Bank zu Bank die Stimmen einsammelt. Jeder spricht leise, oder gar nicht. Der König hört nichts von diesem stummen Auftrite, und befindet sich, durch diese seltsame Verdrehung der Natur der Sache, außer Stande, sich die Meynungen zu Nutze zu machen, beharrt also auf seiner einmahl gefaßten Entschließung, ohne daß dem Gegenstande der Sitzung im geringsten genügt wäre, die doch, der Verfassung nach, ihm Licht geben und ihn in seiner Entschließung bestärken, oder davon abbringen sollte, je nachdem man dieselbe für nützlich oder schädlich erkennen würde.

Nach der ursprünglichen Form der Lits de Justice konnte man solcher Versammlungen nie zu viel haben, aus welchen Licht und Erkenntniß für den Monarchen, unendlich viel Gutes für das Volk und unschätzbare Vortheile für den Staat entsprangen. Die öffentlichen Beschwerden wurden daselbst vorge-

1770. tragen, die Ueberraschungen entlarvt, die Wahrheit führte das Wort und strahlte in vollem Lichte *).

Ein heutiges Lit de Justice ist nur ein Schattenbild der ehemahligen. Der König läßt in demselben bloß wiederhohlen, was vorher im Konseil beschlossen ist. Alles geht ohne vorläufige Untersuchung, ohne wirkliche Berathschlagung, durch. Es ist eine bloße Handlung der unumschränkten Gewalt, die gemeiniglich nur solche Verfügungen durchsetzt, die die Gerichtshöfe verworfen haben, und die mithin schlecht und dem Staate nachtheilig sind. Es ist allemahl ein Tag des Trauern für die Nation.

So war dasjenige, welchem die Dauphine in einem verdeckten Sitze beywohnte. Es ward mit den gewöhnlichen Ceremonien zu Versailles gehalten. Der Kanzler, nachdem er die Befehle des Königs vernommen, hielt eine Rede, deren wesentlichster Inhalt war, daß der König anfänglich das Rechtfertigungsgesuch nicht annehmen wollen, welches ihm der Herzog d'Aiguillon im Januar 1769 übergeben hätte, weil der König die Unruhen in der Provinz Bretagne durchaus hätte auslöschen, und nichts erlauben wollen, was dieselben wieder aufwecken könnte. Da aber der König in der Folge gesehn hätte, daß die Ehre des gedachten Kommandanten von Bretagne, durch das in dieser Provinz gegen denselben angestellte gerichtliche Verfahren, angetastet worden, und sich selbst von der Beschaffenheit dieser Anklagen hätte überzeugen wollen, so hätte er die Untersuchung dem Parlament durch eine offene Ordre aufgetragen. Der Weg zum Thron wäre also offen gewesen, die Formalitäten wären beobachtet, die Zeugen abgehört, und alles Zufällige genau in Acht genommen worden; allein der König hätte, während dem Lauf dieses Verfahrens, sehr mißfällig wahrgenommen

1) daß man sich herausnähme, Befehle, die vom Thron ergangen wären, zu untersuchen und zu beur-

*) Man kann darüber nachsehen das Schreiben über die Lits de Justice vom 28ten August 1756.

beurtheilen, da dieselben doch, wegen ihrer Beziehung auf die Staatsverwaltung, hätten Geheimnisse bleiben müssen, die niemand wüßte, als die Ministers; man hätte sich aber sogar unterstanden, den Aussagen Arrets vom Konseil, als Beylagen, beyzufügen. 1770.

2) Daß in dieser ganzen Sache eine auffallende Erbitterung, eine augenscheinliche Partheylichkeit, herrschte; jemehr man in dieselbe eindränge, desto mehr entdeckte man versteckte Abscheulichkeiten und Ungerechtigkeiten, von welchen der König seine Augen wegwenden wollte; er wollte also von diesem Proceß schlechterdings nichts mehr wissen, verböte hiermit, in Kraft seiner uneingeschränkten landesherrlichen Gewalt, alles fernere Verfahren in der Sache, und legte jedermann über alle Punkte der wechselseitigen Beschuldigungen ein ewiges Stillschweigen auf.

Auf diese Rede folgte die Registrirung der neuen offenen Ordre, die alles aufhob und kassirte, was bisher sowohl gegen den Herzog d'Aiguillon, als gegen die Herrn de la Chalotais und Caradeuc verhandelt worden; alle diese Sache betreffende Handlungen für nicht geschehen erklärte, einem jeden verbot, dieselbe jemahls wieder aufzurühren, und beyden Theilen das unverbrüchlichste Stillschweigen auferlegte.

Unsere Leser, die bey dieser bloßen Erzählung gewiß schon unwillig geworden sind, werden uns gern jede Anmerkung über den schimpflichen Schritt erlaßen, wozu man den Monarchen in dieser Sache verleitet hatte, die sich nun schon zum dritten mahl auf solche Weise endigte. Es schien, daß man ihn nur deshalb beredet hatte, diesen Schritt mit solchem Pomp zu thun, damit er sich desto feyerlicher in den Augen Frankreichs und des ganzen Europa lächerlich machte. Er selbst war vielleicht der einzige Mensch in seinem Reiche, der sich nicht darüber schämte. Denselben Abend ernannte er den Herzog

1770. d'Aiguillon zu seinem Reisegefährten nach Marly, und that ihm die Ehre, ihn zur Abendtafel zu ziehn.

Das Parlament kam in voller Wuth zurück. Da es den Streich der Gewalt voraus gesehn, der in dieser unregelmäßigen Sitzung geführt werden würde, hatte es, in Gegenwart der Prinzen und Pairs, einen Beschluß niedergeschrieben, daß es keinen Beklagten jemahls für gerechtfertigt anerkennen würde, der seine Rechtfertigung einem Lit de Justice zu danken hätte, am wenigsten aber den Herzog d'Aiguillon. Um die Folgen dieses Beschlusses zu verhindern, befahl der König, beym Weggehn aus der Versammlung, den Prinzen und Pairs, die ihn, dem Ceremoniel gemäß, zurückbegleiteten, daß sie dem folgenden Tag dem Parlamente nicht beywohnen, auch an der angefangnen Berathschlagung, wegen des gewesenen Kommandanten von Bretagne, nicht den geringsten Antheil nehmen, vielmehr sogleich die Versammlung verlaßen sollten, wenn, bey Gelegenheit irgend einer andern Sache, diese etwan auf das Tapet gebracht werden sollte.

Der allzeit listige Kanzler schmeichelte sich, durch diese Wendung das Parlament getäuscht zu haben. Dieses verlohr aber seinen Hauptgegenstand nicht aus
2. Jul. den Augen, und gab das unvergeßliche Arret, worinn es erklärte, daß, da der Herzog d'Aiguillon schwere Beschuldigungen, auch Verdacht und sogar Thatsachen wider sich hätte, welche seine Ehre beschmitzten, es diesen Pair hiermit von den Verrichtungen der Pairschaft ausschlösse, bis daß sich derselbe, durch einen Spruch des Pairgerichts in gehöriger Form und mit den Feyerlichkeiten, die die Gesetze und Reichsverfassungen vorschreiben, gehörig und völlig gereiniget hätte, u. s. w.

Darauf begaben sich augenblicklich, auf Befehl des Parlaments, einige Deputirte zum Buchdrucker, um dieses Arret unter ihren Augen abdrucken zu lassen. Zehntausend Exemplare wurden abgezogen, das Arret dem Herzog d'Aiguillon, der gerade zu Hause war, in derselben Stunde insinuirt, und die

Kam-

Kammern giengen nicht ehr auseinander, als bis der Rapport eingelaufen, daß das Arret vollständig befolgt worden. 1770.

Herr de Maupeou, der nun durch diese ihm unerwartete Wendung wieder getäuscht war, empfand nun, da man ihm dieses Arret überreichte, dieselbe Kränkung, die er dem Parlamente angethan hatte, und zerriß dasselbe vor Bosheit. Man mußte von neuem den König angehn, und dessen Verweise anhören. Man mußte dieses Arret kassiren, und zwar ohne den geringsten Zeitverlust. Man mußte den Folgen, die es haben konnte, unverzüglich vorbeugen; der Gährung Einhalt thun, die daraus in den übrigen Parlamentern und Gerichtshöfen, besonders zu Rennes und bey den Ständen von Bretagne, entstehen konnte, welche in diesem Jahre gehalten werden sollten. Dies war eine wahre Hyder der Zwietracht. Hundert Gegenvorstellungen vor eine konnte man im Voraus kommen sehn, vielleicht auch Stillstand der Geschäfte, Unthätigkeit im Amte, und Abdankungen. Wäre er der einzige gewesen, von welchem sein Herr sich lenken ließ, so hätte ihn alles dies nicht abgeschreckt. Er kannte sein Korps; er hatte genau die Art des Widerstandes berechnet, den jedes Mitglied ihm entgegen setzen konnte, und er wußte, wie er es anstellen sollte, um einige zu gewinnen, und andern den Muth zu nehmen, und so das ganze Korps mit der Zeit in einzelnen Theilen unter das Joch zu bringen; allein die Gewalt, die der Herzog de Choiseul noch immer über das Gemüth des Königs hatte, hielt ihn das Gegengewicht. Dieser Minister hatte ihn entlarvt; es war keine Hofnung, denselben zu gewinnen; er wußte vielmehr, daß der Herzog die Parlamenter heimlich aufhetzte und sie in ihren Unternehmungen unterstützte. Die Rache, diese in gewissen Seelen so geschäftige Leydenschaft, gab ihm die Hofnung ein, alle Schwierigkeiten zu überwinden, alle Hindernisse zu besiegen und sogar seinen Wohlthäter zu stürzen, dem er seine Erhebung zu danken hatte, und der ihn dadurch, daß er sein

1770. Feind geworden war, selbst zu diesem Aeußersten zwang. Zu diesem Ende mußte er sich mit dem Herzog d'Aiguillon, als dem Favoriten der Favorite, genauer verbinden.

Gleich des folgenden Tages ließ das Haupt der Justitz ein Königliches Arret vom Konseil ausferti-
3. Jul. gen, wodurch das Parlamentsarret kassirt und dem Beklagten anbefohlen ward, seine Verrichtungen, als Pair des Reichs, fortzusetzen. Er ließ dasselbe dem Parlament auf eine ungewöhnliche und verächtliche Weise insinuiren. Dies gab Anlaß zu neuen Gegenvorstellungen, und dazu war auch wohl Grund genug vorhanden. Denn, wenn man auch die Verletzung aller Förmlichkeiten nicht in Rechnung bringen will, was konnte wohl abgeschmackter seyn, als daß man in einem Proceß, der so wichtige Verbrechen betraf, über die Unruhen einer großen Provinz geführt ward, bereits einige Jahre dauerte, ganz ungeheure Verfahrungen hervorgebracht, und die Freyheit so vieler Bürger des Staats verletzt hatte, wechselsweise die Beklagten und die Kläger für unschuldig erklärte? und, nachdem man die Generalprokuratoren für unschuldig anerkannt hatte, nun auch den Kommandanten dafür erkannte, der sie beschuldigt hatte? Was konnte widersprechender seyn, als daß man, nachdem man öffentlich die Nothwendigkeit gestanden hatte, die Pairschaft von den Verbrechen eines Pairs, oder den Pair von den ihm angeschuldigten Verbrechen zu reinigen *); nachdem man den König hatte sagen laßen, daß alle Stimmen schlechterdings frey seyn sollten; und daß die Schuldigen, wenn dergleichen würklich vorhanden wären; mit der äußersten Strenge bestraft werden sollten, den König blindlings den Ausspruch thun ließ, es wären keine Schuldige vorhanden? Was war ungereimter, als vorzugeben, daß dieses geschähe, um die Zwistigkeiten zu stillen, und in ewiger Vergessenheit zu begraben, wenn man, nach oftmaliger vergeblicher Wiederho-

*) Ausdrücke aus der Rede des Kanzlers bey Eröfnung der Sitzung vom 4. April.

derholung dieses Mittels, die Erfahrung gemacht hat, daß dieses vielmehr der Weg ist, die Streitigkeiten zu erneuern, zu vergrößern und zu verewigen? 1770.

Das Betragen des Herrn de la Chalotais in dieser Sache und die Aufführung des Herzogs d'Aiguillon entscheiden allein schon, welcher von beyden der Schuldige war. Dieser, weit entfernt, sich, so wie jener, zu beklagen, daß man durch eine so despotische Wendung seine Unschuld verhinderte, an den Tag zu kommen, weit entfernt, auf die Königliche Erlaubniß zu dringen, sich gerichtlich rechtfertigen zu dürfen, und der Gerechtigkeit ihren freyen Lauf zu laßen, war vielmehr so unbesonnen, seine Freude öffentlich zu zeigen, und an dem Tage, da das erwehnte Kassationsarret ausgefertigt war, seinen Anhängern und Kreaturen eine herrliche Abendmahlzeit zu geben. Der Herzog de Brissac war hierüber ganz anderer Meynung. Dieser Herr, der etwas romanenhaft denkt, und dessen Ausdrücke immer den Stempel seiner lebhaften, originalen und mahlerischen Einbildungskraft tragen, rief mit vielem Nachdruck aus: Der Beklagte hätte zwar seinen Kopf gerettet, aber man hätte demselben den Hals umgedreht. Da der Herzog d'Aiguillon den despotischen Schritt, den der König gethan, der Gräfinn zu danken hatte, so ermangelte man nicht, diese Handlung in folgendem beissenden Gassenhauer zu schildern:

Oublions jusqu'à la trace
De mon procès suspendu.
Avec des lettres de grace
On ne peut être pendu.
Je triomphe de l'envie;
Je jouis de la faveur;
Graces aux soins d'une amie
J'en suis quitte pour la peur.

(Vertilge das Andenken Deines aufgehobenen Processes bis auf die letzte Spur! Wer solchen Gnadenbrief hat, kommt nicht an den

Gal-

1770. Galgen. Du siegst über den Neid; Du genießest die Gunst, und kommst, o dank' es der Freundinn! für diesmal mit der Furcht davon.)

Indessen überreichte das Parlament dem Könige seine Gegenvorstellungen, worinn ein ganz eigentlich gegen den Kanzler gerichteter Ausdruck, da man nehmlich, bey Erwehnung der letzten offenen Ordre, ausrief: Ist das Unwissenheit, oder Bosheit des Schreibers? denselben vollends aufbrachte. Er schwor, daß die Verfasser den Ausdruck mit ihren Thränen auslöschen sollten, und wollte gleich vier gesiegelte Kabinetsordres gegen dieselben ausfertigen laßen. Der König wollte aber vor der Hand nicht darinn willigen, weil er eine Gährung befürchtete, die er noch immer zu stillen hoffte. Bald aber verschwand diese Hofnung. Nicht allein das Pariser Parlament blieb hartnäckigt dabey, diese Sache weiter zu treiben, sondern auch verschiedene Provincialparlamenter gaben Arrets gegen den Herzog d'Aiguillon. Das Parlament von Bordeaux besonders zeichnete sich durch ein Arret aus, das dem jungen Verfasser *) Ruhm und Gefängniß zuzog. Zwey Parlamentsglieder **) von Rennes, denen mehr als andern daran gelegen war, sich den Despotismus des Königs nicht gefallen zu laßen, wurden zu Compiegne in Verhaft genommen, als sie von der Audienz des Königs zurückkamen. Der Monarch, der nicht mehr wußte, wie er sich aus dem Labyrinth heraushelfen sollte, worinnen er sich verwickelt hatte, und müde war, auf gut Glück zu irren, und aus einer Grube in die andere zu fallen, nahm den Entschluß, sich hierinn schlechterdings auf den Kanzler zu verlaßen, und zu versu-

*) Der Generaladvokat dieses Gerichtshofes Herr Dupaty. Die Beschuldigung ward dadurch schwerer, weil er, als ein Königl. Officiant, nicht nöthig hatte, sich in eine solche Berathschlagung einzumischen, geschweige denn, sie gar zu veranlaßen.

**) Die Herren de la Noue und de Laiac.

versuchen, ob derselbe sich mit Ehren herauswickeln würde, wenn er seine Gewalt den Händen desselben anvertraute. Er übernahm also die Rolle eines bloßen Zuschauers, und setzte sich vor, denselben, nebst seinen Hofleuten, wacker auszuzischen, wenn er nicht Wort hielte, sondern scheiterte. Dies letzte sahe er, mitlelst seines guten Verstandes, voraus; indessen überließ er ihm sein Schicksal. Das war es, was Herr de Maupeou haben wollte. Nicht, daß er etwa schon einen festgesetzten Plan hätte, sondern er kannte nur die Menschen zu gut, um nicht zu berechnen, wohin man dieselben, durch Furcht vor Strafen und durch die Lockspeise der Belohnung, zu führen vermöge. 1770.

Er fieng mit einem Streiche der Gewalt an, der seiner, und alles dessen würdig war, was schon vorhergegangen. Er führte den König in das Parlament, das darüber erstaunte, und kaum Zeit gehabt hatte, sich zu versammeln. Alle Ackten und Schriften des gerichtlichen Verfahrens gegen den Herzog d'Aiguillon ließ er aus der Registratur und Kanzley wegnehmen. Der König mußte dem Parlament verbieten, über diese Sache zu berathschlagen, sogar davon zu sprechen. Er ließ die Mitglieder der Revisionskammer, so zu sagen, aus der großen Kammer herausjagen, denn der König befahl denselben, sich in ihre Kammern zu verfügen, und so gewann er, durch allerhand kleine Kniffe in den Formalitäten, die Zeit der Gerichtsferien, und die Muße, auf andere noch entscheidendere Unternehmungen zu sinnen.

Herr de Maupeou sahe wohl ein, daß er niemals zu Stande kommen würde, wenn er sich nicht den Minister vom Halse schaffte, der ihn verdunkelte. Daran arbeitete er also gemeinschaftlich mit dem Herzog d'Aiguillon, der eben so viel Interesse dabey hatte, und mit der Gräfinn Dubarri, die denselben von Tage zu Tage mehr haßte, und ihm die ihr bewiesene Verachtung nicht vergeben konnte. Diese war offenherziger, als die beyden andern, verbarg daher ihre Feindschaft nicht, und was sie bey dem

1770. Könige noch gefährlicher machte, war, daß sie derselben eine drollige oft kindische Wendung gab, die sehr nach Ludewig des XV. Geschmack war. Zuweilen nahm sie in jede Hand eine Pommeranze, warf sie wechselsweise in die Höhe, und rief dabey: Springe, Choiseul! Springe, Praslin! Ein anderes mahl hatte sie einen Koch abgedankt, der ihrem Feinde ähnlich sah, und sagte zum Könige: **Heut hab ich meinen Choiseul weggejagt, wenn werden Sie den Ihrigen wegjagen?**

Wer sollte es glauben? Die am meisten zu der Begebenheit beytrug, war seine Schwester, die Herzoginn de Grammont. Fast sollte man glauben, daß sie, nicht zufrieden, die erste Ursach seines Mißkredits gewesen zu seyn, keine Ruhe gehabt, bis sie ihn gänzlich vom Hofe vertrieben hätte, so ungeschickt fieng sie es an, sich an ihrer Nebenbuhlerinn zu rächen und derselben ein Bein unterzuschlagen. Anstatt in Versailles zu bleiben, und, nach Art der Hofleute, heimlich an dem Falle derselben zu arbeiten, konnte sie ihren Grimm nicht verbeißen, sondern verbannte sich selbst unter dem Vorwand einer Reise. Sie gieng ins Bad, und da sie auf dieser Reise verschiedene Parlamentsstädte berührte, gab sie den Parlamentern Stoff zu einer schweren und gehässigen Beschuldigung an die Hand, die mehr als alle andere den König aufbringen mußte. Man hinterbrachte demselben, daß sie verschiedene Konferenzen mit ihnen gehalten, und ihnen den Schutz ihres Bruders versichert hätte. Diese Beschuldigung machte auf das Gemüth des Königs einen so tiefen Eindruck, daß derselbe von dieser Zeit gegen seinen Minister sichtbar kälter ward, und denselben mit keinem Worte eines Gespräches beehrte, ob er gleich fortfuhr, mit ihm zu arbeiten, und ihn zur Abendtafel zu ziehn.

Ludewig dem XV. lag es sehr am Herzen, sich der Händel mit seinen Parlamentern zu entledigen; vielleicht aber hätte er doch keine gewaltsame Maaßregeln gegen den Herzog de Choiseul genommen, wenn man zu jener Anschuldigung nicht noch eine

neue

neue hinzugefügt hätte, diese nehmlich, daß er suchte, 1770.
den Krieg mit England wieder anzuschüren, als ein Mittel, sich nothwendig zu machen, und allen seinen Einfluß wieder zu bekommen. Diese Beschuldigung, so wahrscheinlich und so gemäß sie auch dem Genie dieses Ministers war, dem sie von dem gegenwärtigen Umständen wohl eingegeben werden konnte, war doch schwer zu erweisen, und der König war noch immer zweifelhaft. Vergebens hatte ihn seine reizende Maitresse, bey den schwelgerischen Festen, wo dieser Prinz von Liebe glühte, und von dem herrlichen Wein, den sie ihm einschenkte, erhitzt, sich allen ihren Wünschen bequemte, die Abdankung des Herzogs de Choiseul schon einigemahl unterschreiben laßen. Des Morgens, wenn er wieder zu sich selbst kam, warf er allemahl die Verbannungsordre ins Feuer. Der Kanzler nahm seine Zuflucht zu dem außerordentlichen Mittel, worauf er so lange schon sann. Er ließ dem Parlament ein Edickt insinuiren, dessen Eingang die härtesten Beschuldigungen gegen die Gerichtshöfe enthielt, so daß sie es nicht registriren konnten, ohne sich selbst zu beschimpfen. Es ließ durch Deputirte dagegen protestiren. Sogleich ward ein Lit de Justice gehalten, wo sie, ihres Arrets ungeachtet, die Kränkung erfuhren, den Herzog 7. Dec.
d'Aiguillon seinen Platz unter den Pairs einnehmen zu sehn. Hierauf folgten von ihrer Seite Protestationen, Vorstellungen, Unterlaßung ihrer Verrichtungen wegen der tiefen Betrübniß, die ihnen nicht Unbefangenheit des Geistes genug ließ, um über Eigenthum, Leben und Ehre der Unterthanen zu sprechen. Und nun fieng der seltsame Streit an, da der König darauf bestand, sein Parlament nicht ehr zu hören, bis es seine Verrichtungen wieder angetreten, und das Parlament seine Verrichtungen nicht ehr wieder antreten wollte, bis es der König gehört hätte. Vierzehn Tage dauerte nun schon das unglaubliche Schauspiel eines Monarchen, der sich für unumschränkt ausgab und seinen Willen zum Gesetz machte, und eines Gerichtshofes, der den

Befeh-

Befehlen desselben viermahl widerstand, die bald
1770. schriftlich, bald mündlich, bald durch die ausdrücklichsten Mandate ertheilt wurden, ohne daß der Fürst in dieser ganzen Zeit von der sich angemaßten despotischen Gewalt, die, seiner Aussage nach, in seinem Wesen gegründet war, Gebrauch machte. Paris war in der Erwartung und diese Begebenheit war der Inhalt aller politischen Gespräche der Einwohner aus allen Ständen. Die Großen, und die Kriegsbedienten, die immer für blinden Gehorsam stimmen, und glauben, daß der König thun kann, was er will, weil sie hoffen, dereinst eben dasselbe Privilegium zu genießen, und das Recht des Stärkern auszuüben, tadelten öffentlich das Parlament, und beschuldigten dasselbe eines höchststrafbaren Aufruhrs. Die Klerisey, diese geschworne Feindinn eines Korps, welches sich ihren Forderungen immer widersetzt hatte, und sie verhinderte, ihre Macht auszubreiten, und sich aller Gewalt zugleich mit der Herrschaft über die Gewissen anzumaßen, hielt, aus christlicher Liebe und in der Furcht des Herrn, die gesammten Mitglieder der Gerichtshöfe für reif, in die Hände des Henkers zu fallen. Das Volk, das unter der Last der Auflagen seufzte, und das Brod sehr theuer bezahlen mußte, ohne daß diejenigen das geringste dagegen thaten, die es bisher, als seine Väter und Vertheydiger betrachtet hatte, sahe dem Streite ziemlich gleichgültig zu. Es interessirte sich eben nicht für eine Gesellschaft, die an ihm zum Verräther ward und sich bloß mit ihren persönlichen Angelegenheiten beschäftigte. Die Philosophen allein, die wahren Franzosen, die ein wenig tiefer blickten, und die Folgen der Umstürzung des Parlaments einsahen, seufzten darüber, daß man demselben sein Ansehen nahm, dessen es sich zwar mehrentheils für sich selbst bedient hatte, das es aber auch, in einem Augenblicke patriotischer Begeisterung, besser anwenden konnte, da hingegen, durch den Fall desselben, der fürchterlichste Despotismus eingeführt ward. Die Parlamentsglieder, die bey dieser entscheidenden Er-

schütterung

schütterung alle Nachte erwarteten, mittelst gesiegelter Kabinetsorders aufgehoben zu werden, erstaunten alle Morgen darüber, daß sie sich noch in Freyheit sahen. Ihre Zeit war aber noch nicht gekommen, und es entstand noch nichts weiter, als was die gegen den Herzog de Choiseul verschworne Bande wünschte. Madame Dubarri, welche von dem Herzoge d'Aiguillon und dem Kanzler aufgehetzt ward, sagte dem Könige, als er, dieses mühseligen Kampfes überdrüßig, seine Verlegenheiten und seinen Kummer in ihren Busen ausschüttete, daß das alles kein Ende nehmen würde, so lange sich das Parlament von einem Minister am Hofe unterstützt sähe, den es für fähig hielte, den Streichen Einhalt zu thun, die man demselben beybringen wollte, und den es für mächtiger ansähe, als den König selbst. Das hieß Ludewig den XV. bey seiner schwachen Seite gefaßt, der nun den festen Entschluß faßte, den Herrn de Choiseul abzudanken. Der Herzog de la Vrilliere, (eine neue Würde, die der Graf de Saint-Florentin für seine gute und getreue Dienste in Bretagne erhalten hatte,) brachte demselben diese fatale Kabinetsordre: 1770.

Mein Cousin,

„Das Mißvergnügen, das mir Ihre Dienste „verursachen, zwingt mich, Sie nach Chanteloup „zu verbannen, wohin Sie Sich in Zeit von vier „und zwanzig Stunden zu begeben haben. Ich würde „Sie viel weiter weggeschickt haben, wenn ich nicht „eine besondere Achtung für die Frau Herzoginn de „Choiseul hätte, deren Gesundheit mir sehr am Her„zen liegt. Hüten Sie Sich, daß Ihr Betragen „mich nicht zu andern Maaßregeln bringe. Und hier„mit bitte ich Gott, mein Cousin! daß er Sie in seine heilige Obhut nehme!"

Die Gegenwart seines Kollegen war ein demüthigender Umstand, weil dieser Minister, als Oheim des Herzogs d'Aiguillon, sich über diesen Auftrag innerlich freuen mußte. Auch ließ sich der Verbannte,

1770. durch seine Beyleidsbezeugungen, nicht täuschen, sondern antwortete demselben: Mein Herr Herzog! ich bin überzeugt, daß es Ihnen sehr viel Vergnügen macht, mir eine solche Nachricht zu überbringen. Uebrigens verließ nie ein Favorit seinen Posten mit größerm Ruhm. Sein Fall war ein Triumph. Ob ihm gleich verboten ward, vor seiner Abreise irgend jemand zu sprechen, so ließ sich doch eine überaus große Menge von Menschen aus allen Ständen an seiner Thür einschreiben, und der Herzog de Chartres, sein besonders guter Freund, ließ sich durch nichts zurück halten, sondern flog in seine Arme und netzte ihn mit seinen Thränen.

Des folgenden Tages, da er abreiste, stellten sich diejenigen, die ihn nicht hatten besuchen können, auf den Weg, den er nehmen mußte, und die Landstrasse war mit einer ungeheuren Menge von Kutschen besetzt, die auf beyden Seiten derselben aufgefahren waren.

Nur der Marschall d'Etrées stimmte nicht in den Zuruf so vieler Menschen mit ein. Er lag in den letzten Zügen. Als man ihm die Nachricht brachte, daß sein Hauptfeind abgesetzt war, nahm er alle seine Kräfte zusammen: Der Hund ist also fort? schrie er, nun sterb' ich zufrieden! und bald darauf verschied er.

Woher kam auf einmahl diese Schwärmerey? Verdiente der Herzog de Choiseul ein solches Bedauern? War seine Absetzung ein wahres Unglück für Frankreich? So viel ist gewiß, daß man damahls viel Rühmens von ihm machte, und daß dieser so oft getadelte Minister seit kurzem der Abgott einer gewissen Parthey und der blinden Menge geworden war, die auf Hörensagen urtheilt, und sich von jedem hinreißen läßt, der ein Interesse dabey hat, oder nur eifrig wünscht, ihre Neigung zu lenken. Die Parlamentsglieder, gewiß nicht sowohl aus Hochachtung gegen seine Talente, als aus Haß gegen ihre gemeinschaftliche Feinde, brüsteten sich in allen Gesellschaften mit dem Ausspruch, daß er der größte

Minister

Minister wäre, den Frankreich gehabt hätte. Es würde also der größte Verlust seyn, den das Land leyden könnte, wenn derselbe in Ungnade fiele, und aus dieser beständigen Wiederhohlung einzelner Lobeserhebungen war ein Zusammenklang von Lobpreisungen entstanden, den jeder beystimmte, ohne genau die Ursach seines Beystimmens angeben zu können. Aus seinen Handlungen muß man ihn richten, und aus der Vergleichung der Lage seiner Departements, als er dieselben verließ, mit ihrer Lage, da er sie übernahm. 1770.

Nach der Billigkeit kann man ihm das Ungemach des Kriegs von 1756 nicht zuschreiben. Dieser Krieg war schon zu sehr im Lauf, als er an das Ruder kam, als daß er denselben hätte aufhalten können. Man muß ihm sogar für den Frieden einigen Dank wissen, der für Frankreich vielleicht noch schimpflicher ausgefallen wäre, wenn er nicht das Familienbündniß errichtet hätte, welches Spanien ganz allein zu bereuen Ursach hatte, ob ihm dasselbe gleich keinen Unwillen spüren ließ, vermuthlich, weil er demselben mit glücklichern Folgen in der Zukunft schmeichelte. Es wäre ekelhaft, alle seine Handlungen, als Staatssekretair vom See- Kriegs- und auswärtigen Departement hier nochmahls aufzuzählen; wir haben sie alle angeführt, und nun mag jeder urtheilen. Wir wollen nur den Leser auf zween Punkte aufmerksam machen, auf den Ton der Unterwürfigkeit nehmlich, den er bey allen Departements eingeführt hatte, welches ohne Beyspiel war, und auf seine verschwenderische Freygebigkeit gegen seine Kreaturen. Dies sind Fehler, mit welchen man niemahls ein großer Minister seyn kann, weil sie nothwendig darauf hinauslaufen, daß alles fehlschlagen muß, was das Genie unternehmen kann. Denn heut zu Tage beruht alles auf Rechnungen, und der Monarch ist der furchtbarste und seines Sieges der gewisseste, der sich durch Oekonomie hinlängliche Mittel verschafft hat, die Ausgaben des Krieges am längsten bestreiten zu können. Aus diesem Gesichtspunkt be-

1770. trachtet, waren alle seine gelehrte und künstliche Berechnungen, um die Nationen, die sein Herr zu fürchten hatte, durch innerliche Zwistigkeiten zu zerrütten, oder in fremde Streitigkeiten zu verwickeln, falsch, weil er zu diesem Behuf die Schätze des Reichs verschwendete, dasselbe dadurch schwächte und es also immer mehr und mehr außer Stand setzte, die Oberhand wieder zu bekommen. Als der Französische Ambassadeur zu Konstantinopel, Herr de Vergennes, dem er anlag, die Pforte zur Kriegserklärung gegen die Kayserinn von Rußland zu vermögen, ihm die Antwort schrieb: **Ich will die Türken in die Waffen bringen, wenn Sie es haben wollen; allein ich sage Ihnen vorher, daß sie werden geschlagen werden, und daß dieser Krieg, Ihren Absichten gänzlich zuwider, Rußlands Ruhm und Macht vergrößern wird:** So zeigte sich dieser Gesandte ohne Zweifel dem Herzog de **Choiseul** an Staatsklugheit weit überlegen.

Was das Weitaussehende seiner Absichten noch mehr beweist, ist dieses, daß er, so vieles erlittenen Nachtheils ungeachtet, unstreitig in allem Ernste darauf dachte, Frankreich wieder in einen Krieg zu verwickeln, dessen ihn auch seine Feinde bey dem Könige beschuldigten. Seine den damahls nach Indien gehenden Officiers mitgegebene Instrucktions waren durchaus feindselig, wie sie es nachher ausgesagt haben. Spanien sollte den Krieg, nach seiner Rechnung, anfangen, und Kraft des Familienbündnisses hätte sich sein Herr alsdann gleichfalls darinn verwickelt gesehn. Die Schwachmüthigkeit Ludewig des XV. war ihm gut dafür, daß derselbe den Aufforderungen einer alliirten Krone nicht widerstehn würde, die sich erst neuerlich für ihn aufgeopfert hatte, und auch dafür, daß derselbe ihn alsdann nicht abdanken würde, weil er fühlte wie unentbehrlich ihm ein Minister wäre, in dessen Händen alle die verschiedene Fäden so vieler Intriguen ohne Verwickelung zusammenliefen.

Der

Der Gegenstand der damahligen Streitigkeiten war ein Anspruch auf die Falklands- und einige andre Inseln, wo sie sich des Hafens Egmont bemächtiget, und die Engländer daraus verjagt hatten. Diese klagten laut über eine Unternehmung, welche, wie sie sagten, nichts geringers war, als eine Verletzung der feyerlichsten Tracktaten, und drohten, die alleräußersten Maaßregeln zu ergreifen, wenn man ihnen nicht hinlängliche Genugthuung gäbe. Die Konferenzen fiengen mit großer Erbitterung von beyden Seiten an, was aber beweist, daß Spanien bloß auf fremden Antrieb handelte, ist dieses, daß der Herzog de Choiseul kaum aus dem Ministerio heraus war, als die ganze Unterhandlung eine andre Gestalt gewann, und der König von Spanien nicht allein die Unternehmung auf den Hafen Egmont mißbilligte und widerrief, auch die Falklandsinseln wieder herausgab, sondern auch die Räumung dieser Oerter ohne Einschränkung und Bedingung eingieng, ohne eine friedliche Untersuchung der Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche, worüber man Anfangs einig geworden war, und dessen sich der Englische Hof bald mit vielem Stolze weigerte. Die Absetzung dieses unruhigen und Fehdestiftenden Ministers in diesem kritischen Augenblicke war also ein wesentliches Glück. Seine Anhänger, die nicht füglich einzelne gute Handlungen aus seiner Ministerschaft anführen konnten, erhoben vergebens das unbestimmte Geschrey, daß er die Engländer in Ehrfurcht hielt, und daß diese ihn fürchteten. Sein Abgang, weit entfernt, die Losung zum Kriege zu seyn, war vielmehr das Siegel des Friedens, ohne daß Frankreichs Feinde es seitdem gewagt hätten hätten, bis zu dem Ende der Regierung, sich die Unglücksfälle, die Unruhen, die Schwäche und die Erschöpfung des Landes zu Nutze zu machen. 1770.

Ob der König gleich gegen den Herzog de Praslin nicht dieselben Ursachen zur Ungnade hatte, als gegen den Herzog de Choiseul, so war sein Fall doch eine nothwendige Folge von jenem. Er empfieng

1770. pfieng an eben demselben Tage folgende viel kürzere und verächtlichere Kabinetsordre: „Ich brauche Ihre Dienste ferner nicht, und verbanne Sie nach „Praslin, wohin Sie Sich in Zeit von vier und „zwanzig Stunden zu begeben haben.“ Wenn die Demüthigung dabey nicht gewesen wäre, so würde sich dieser Herr über seine Abdankung eben nicht betrübt haben. Er hatte seine Stelle bloß aus Gefälligkeit gegen seinen Vetter behalten. Im Grunde seufzte er einzig und allein nach Ruhe; diese war sein geheimer Wunsch. Sein Abgang vom Departement der Marine machte gar keinen Eindruck; wenn man indessen bloß auf das mechanische seiner Verrichtungen sieht, so hatte er denselben nicht übel vorgestanden, und den Feinden Frankreichs mehr Unruhe gemacht, als sein Vetter, den man mit vielem Geräusch für das Schrecken derselben ausgab. Man zählte gegenwärtig in den Häfen vier und sechszig Schiffe, ohne die, die auf den Werften waren; alle nöthige Baumaterialien zu noch zehn bis zwölf andern und ungefehr funfzig große Fregatten oder Korvetten *). Das war in Zeit von fünf oder sechs Jahren eine bewundernswürdige Herstellung der Französischen Seemacht, woraus erhellet, zu welcher Höhe dieselbe durch Wirthlichkeit gebracht werden konnte, das heißt, durch eine seiner Lieblingstugenden, wovon er die gute Früchte in seiner eigenen Haushaltung empfand und die er eben so glücklich in den Angelegenheiten des Königs anwendete. Vielleicht war eben diese Wirthlichkeit daran Schuld, daß er die Bildung und Uebung der Matrosen und der Officiers durch öftere Ausrüstungen und Kreutzzüge vernachläßigte. Aber die Marine der Kauffahrer konnte den Mangel der erstern und selbst auch der letzteren ersetzen, wenn er nur Stärke genug gehabt hätte, zu diesem Endzweck die Verfassung des sogenannten Marinekorps vom Degen abzuändern.

Hierinn

*) Diese Nachricht giebt der Herzog de Praslin selbst in seinem Schreiben an den Grafen de Vergennes, dessen wir schon erwehnt haben.

Hierinn bestand sein wesentlicher Fehler. Anstatt in die Fußtapfen seines Vorgängers zu treten, erweiterte er vielmehr die Privilegia, und bestärkte den Uebermuth, die Räubereyen und den Luxus dieses Korps, indem er das Gleichgewicht störte, worin die Verfügung von 1689 den Komandanten und den Intendanten in den Arsenälen gesetzt hatte. Er that die ersten Eingriffe in diese Reglements, die alsdann bald in Vergessenheit kamen und deren Stelle alle die Thorheiten der Neuerungsregister einnahmen, die nach ihm folgten. Er trieb die Gefälligkeit gegen diese Herren so weit, daß er sich sogar mit ihren Lustbarkeiten beschäftigte, und in den verschiedenen Häfen Schauspielhäuser erbauen ließ. Er legte selbst den Grundstein eines solchen Hauses zu Brest, und wohnte der Eröfnung desselben bey. Wenn in dem langwierigen und berüchtigten Proceß zwischen dem Intendanten von Louisiana, Herrn de Rochemore, und dem Schiffskapitän de Kerlerec, als Gouverneur dieser Kolonie, dessen Ende der erste nicht erlebte, weil ihn sein Kummer und die Verfolgungen, vielleicht auch noch schwärzere Verbrechen seines Gegners, ins Grab legten, der letzte mit Schimpf und Schanden unterlag, so geschah es bloß, weil der erste, der aus einem großen Hause war, eine thätige und muthige Gemahlinn hinterließ, sein Andenken zu rächen, die mit ausharrender Geduld, durchdringendes Anhalten, Gunst und Ansehn den Drohungen seines Feindes die Waage hielt. 1770.

Noch kann man der Verwaltung des Herzogs de Praslin den Despotismus vorwerfen, den er in den Kolonien und besonders auf Domingo ausübte, wo man durch eine auffallende Treulosigkeit, nachdem die Einwohner waren gezwungen worden, sich von der Miliz loßzukaufen, einige Zeit nachher die Miliz dennoch wieder errichtete, und die Gerichtspersonen, die sich nothwendig der Einwohner annehmen mußten, wegen der Folgen der dadurch verursachten Unordnungen, noch unwürdiger, als die Gerichtshöfe des Mutterlandes, behandelt, in ihren

1770. Verrichtungen gestört, bedroht, in Verhaft genommen, nach Frankreich geschleppt, ins Gefängniß geworfen, und in deren Stelle andre Gerichtspersonen auf die ungesetzmäßigste Weise eingesetzt wurden.

Die Abtretung von Louisiana an Spanien, ob dieselbe gleich eine Zergliederung seines Departements war, ist ein Fehler, den man mehr dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, als ihm, zur Last legen kann. Wir wollen nicht untersuchen, in wie weit es ein Fehler wider die Staatskunst war, das fruchtbarste, gesundeste und schönste Land von der Welt zu verlaßen; denn davon haben wir schon hinlänglich geredet. Wir wollen nur bey seiner Nachläßigkeit stehn bleiben, auf die bey ihm eingereichte Klagen der unglücklichen Einwohner dieser Kolonien im Konseil dekretiren zu laßen, und ihren Vorstellungen bey dem Könige Eingang zu verschaffen, und bey der Hartnäckigkeit oder vielmehr Barbarey, die sie sich zuzogen, daß nehmlich ein fremder Gouverneur, ohne alle gerichtliche Formalität zwölf der vornehmsten Häupter von Neuorleans todtschießen ließ, deren angebliches Verbrechen bloß in der blinden Anhänglichkeit an einen Herrn bestand, der dieselbe nicht verdiente, und der überdies, ohne ihre Bewilligung, einem fremden Souverain ein Recht über Leben und Tod übertrug, das ihm selbst nicht zustand.

Nach der Vertreibung der Choiseuls wäre es von Seiten des Kanzlers eine Ungeschicklichkeit gewesen, wenn er der Gährung des Parlaments nicht wenigstens einen Augenblick Zeit gelaßen hätte, sich zu setzen. Er nahm den Prinzen de Condé zum Gegenstand. Er wußte, daß derselbe in die Prinzessinn von Monaco verliebt war, die auf die Ehescheidung mit ihrem Gemahl klagte, und daß er diesen unterbrochenen Proceß gern nach dem gewöhnlichen Lauf der Justiz zu Ende gebracht sehn wollte. Herr de Maupeou bediente sich dieses Durchlauchtigen Agenten, um den Parlamentsgliedern zu verstehn zu geben, daß wenn sie ihre Verrichtungen wieder abwarten wollten, der König nicht abgeneigt

wäre, sein Edickt zurück zu nehmen. Sie ließen sich durch eine so vornehme Gesandschaft täuschen und kehrten zu ihren Verrichtungen zurück, bewiesen auch dem Prinzen ihre Erkenntlichkeit dadurch, daß sie die Sache, für welche er sich intereßirte, schnell und günstig zu Ende brachten. Bald aber halfen ihnen neue geschärftere Mandate aus dem Traume. Es blieben nun wieder von neuem alle Kammern versammelt, und um das Interesse der Nation einigermaßen mit dem ihrigen zu verbinden, so beschlossen sie, alle Privatsachen liegen zu laßen, und sich bloß mit öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Da nun die Getreydesache eine der wesentlichsten und wichtigsten war, so legten sie sich darauf mit einem scheinbaren Eifer, wodurch sich aber das Volk nicht hintergehn ließ. 1770.

Der Kanzler, der Meister vom Wahlplatz geblieben war, machte sich den Umstand zu Nutze, um dem Könige zu eröfnen, daß dies der rechte Zeitpunkt wäre, seine Gewalt auf immer zu befestigen und dem Aufstande seiner Parlamenter zuvorzukommen, wenn er nur standhaft ausharrte, seine strenge Gerechtigkeit zeigte, und, wenn es seyn müßte, allenfalls einige der unruhigsten Köpfe herunterschlagen ließe, damit die Gerichtshöfe inne würden, daß es kein Spaß mehr wäre.

Um diesen Ausdruck zu verstehn, der in dem vorliegenden Fall unanständig scheint, aber von großer Bedeutung war, muß man wissen, daß, als der erste Präsident dem Könige die Gegenvorstellungen seines Korps vom 3ten December überreichte, der König ihm dieselben abnahm und ins Feuer warf, dem Präsidenten aber ein Papier einhändigte, welches, der Gewohnheit nach, seine Antwort enthalten sollte. Wie groß war das Erstaunen des Herrn d'Aligre, als derselbe das Papier öfnete und darinn diese Worte fand: *Ew. Majestät müssen die Gegenvorstellungen mit sichtbaren Unwillen anhören; Sie müssen sogar ein zorniges Gesicht annehmen, und dieselben ins Feuer werfen.* Er mußte, wie-

der in das Zimmer gehn, und den Kanzler fragen,
1770. ob dies wohl die Worte des Königs wären, die er dem Parlamente überbringen sollte? Welcher Umstand denn das Haupt der Justiz etwas aus der Fassung brachte.

Um sein Betragen dem Könige annehmlicher zu machen, gab Herr de Maupeou demselben zu verstehn, daß dasselbe in allen Fällen auf eine oder die andre Art auf einen und ebendenselben Zweck abzielte. Denn wenn das Parlament zu seiner Schuldigkeit zurückkehrte, und sich dem Edickte folgsam bewiese, so würde dieses dadurch zu einem Gesetz, wovon es nicht wieder abweichen könnte, ohne das Verbrechen des Ungehorsams zu begehn, und benähme sich dadurch für die Zukunft alle die Vorwände, womit es bisher seinen widerspenstigen Schritten einen Anstrich gegeben hätte. Beharrte es aber bey seinem Widerstande, so könnte man keine gerechtere Ursach finden, die aufsätzigen Magistratspersonen von ihren Aemtern abzusetzen, und ihre Stellen an andere zu geben, welche sich die vorgeschriebene Bedingungen gefallen ließen. Er war im Herzen versichert, daß ihm immer ein Kern von Parlament, (dies war sein Ausdruck!) übrig bleiben würde, wie zu Pau und zu Rennes, welches hinreichend wäre, um ohne Schwierigkeit einen neuen Gerichtshof zu errichten. Er rechnete auf den größten Theil der großen Kammer, auf die Abbés, und auf seine Kreaturen, die im Nothfall die Larve abnehmen würden. Da das ganze Korps sich nicht erschüttern ließ, so glaubte er dadurch zu triumphiren, daß er die Glieder einzeln angriff.

vom 19. auf den 20. Januar 1771. Alle wurden also in einer Nacht und zu der nehmlichen Stunde im Nahmen des Königs aufgeweckt. Zween Mousquetairs treten in die Schlafkammer und legen ihnen die Ordre vor, ihre Verrichtungen wieder anzutreten, und auf diese Ordre schriftlich Ja oder Nein zu antworten, und dieses einzige Wort, ohne alle Umschreibung, oder Milderung, unter die Ordre zu schreiben. Viele, selbst die muthigsten,

wurden bey dieser Wendung, muthlos; und da sich ihnen das Schrecken ihrer Frauen, ihrer Kinder und aller Hausgenossen in Thränen, mittheilte, hatten sie die Schwachheit, ihr Wort zurückzunehmen. In dem Augenblick aber, da sich ihr Feind zu seiner List Glück wünschte, und dem König Bericht davon abstattete, widerriefen sie des folgenden Tages, in voller Versammlung und ermuntert durch ihre Mitbrüder, den Irrthum der vergangenen Nacht. 1771.

Man war von beyden Seiten zu weit gegangen, um zurückzuziehn. Die folgende Nacht wurden die Parlamentsglieder abermals geweckt. Ein Pedell macht denselben ein Arret des Konseils bekannt, wodurch ihre Bedienung konfiscirt, ihnen die Fortsetzung ihrer Verrichtungen verboten und zugleich untersagt wird, sich Parlamentsglieder zu nennen. Kaum ist derselbe abgegangen, so treten Musketärs herein und bringen ihnen gesiegelte Kabinetsordres, wodurch sie alle nach verschiedenen, weit von einander entlegenen, Orten verbannt werden.

Dieses ganze Betragen war so ungewöhnlich, so tyrannisch, daß sich der Kanzler am Ende selbst getäuscht sah und von seinen eigenen Anhängern verlaßen ward, mithin den Kern, auf den er gerechnet hatte, nicht übrig behielt. Nicht ein einziges Parlamentsglied war, daß es nicht für Pflicht hielt, sich der Strafe zu unterziehen, und es blieb ihm niemand übrig, als die Königl. Officianten. (gens du Roi.) Er war ein Mann, der sich zu helfen wußte, und hob diese erste Schwierigkeit dadurch, daß er selbst das Konseil einführte, das nun die Stelle des Parlaments vertreten sollte. Er hat nachher gestanden, daß er bey der ersten Gährung, worinnen Paris damals war, besonders nöthig hatte, Muth zu fassen, und daß er nichts weniger als ruhig war, als er sich in das Parlamentshaus begab. Er konnte bald wieder Muth bekommen. Der Auftritt gieng in Gegenwart einer großen Menge der vornehmsten Leute vom Hofe, von der Armee und von allen Ständen der Bürgerschaft vor sich, ohne daß irgend jemand et-

was

1771. was anderes blicken ließ, als Bestürzung. Sobald dieser erste Eindruck zerstreut war, nahmen die Pariser ihre vorige Neutralität wieder an, und die Herren vom Konseil kamen mit einigen Quodlibets, beißenden Einfällen, Spottgedichten und dem Gezische des Pöbels und der Aufwärter davon.

Nachdem Herr de Maupeou diesen phantastischen Gerichtshof gestiftet hatte, wobey er immer die Zeit gewann, sich zu besinnen, fürchtete sich derselbe nur noch vor zwey Dingen, nehmlich, daß das Chatelet zu Paris seine Verrichtungen unterbrechen und daß die Provincialparlamenter diesem Beyspiel folgen mögten. Der ersten Unbequemlichkeit bog er dadurch vor, daß er allen Verabredungen zwischen dem obern und untern Gerichtshofe zuvorkam, bis er die Häupter bestochen hätte, und vor der andern schützte er sich durch eine sehr geschickte List. Er ließ nehmlich durch seine Spions aussprengen, daß der Stillstand, den das Pariser Parlament in Bearbeitung der Privatsachen gemacht hätte, der Hauptfehler dieses verbannten Kollegii gewesen wäre, ohne welche er niemals den Entwurf seiner Rache hätte vollführen können, und daß er sehr wünschte, daß die übrigen Parlamenter diesem Beyspiele folgen mögten, damit er auch diese vernichten könnte. Diese hinterlistige Rede schreckte sie. Anstatt alle zugleich ihre Abdankungen einzuschicken, oder in Generalversammlung zu bleiben, und den Lauf der Justitz von einem Ende des Reichs bis zum andern zu hemmen, um durch ein solches allgemeines Unglück der Nation ein heilsames Schrecken beyzubringen, die Prinzen, Pairs und Großen aufzufordern, ihnen beyzustehn, und den König geneigt zu machen, sie zu hören, schwänkten sich diese Kollegia auf wiederholte Vorstellungen ein, die der König nicht laß, und die bloß als unbekannte und strafbare Schriften ins Publikum kamen; dagegen verdoppelten sie ihren Eifer in Bearbeitung der Processe, und ließen von sich sagen, daß sie diese Ruthe verdienten. Der Herr Kanzler hatte also Zeit seinen Plan von Wiederherstellung der

Gerichtsobrigkeiten mit aller Muße auszuarbeiten und durchzusetzen. 1771.

Er fieng damit an daß er sechs Obergerichtshöfe oder Konseils zu Arras, Blois, Chalons, Clermont, Lion und Poitiers errichtete. Der scheinbare Vorwand dieser Stiftungen war, die Abmachung der Sachen dadurch zu beschleunigen, daß man den Gerichtssprengel der Parlamenter einschränkte; die wahre Ursach aber war, sich das Mittel zu erleichtern, die neuen Gerichtshöfe vollzählig zu machen, wenn man auf diese Weise die Zahl der Mitglieder herabsetzte. Da der erste Schlag geschehn war, scheute sich nun der Kanzler nicht mehr, zum zweytenmahl im Parlamentshause zu erscheinen, um das Edickt, wegen Errichtung dieser Konseils, registriren zu laßen. Er hielt daselbst eine Rede, deren Endzweck war, die Nation zu bereden, daß die angekündigten Veranstaltungen ein wahres Glück für dieselbe wären; daß man aber die ersten Augenblicke hätte benutzen müssen, da die alten Gerichtspersonen abgegangen wären, um der Unordnung und andern großen Uebeln Einhalt zu thun, die Justitz von ihren Hindernissen zu befreyen, und endlich eine glücklichere, so lange schon erseufzte, Ornung hervorzubringen. Außer diesem ersten Vortheile kündigte er noch andere eben so heilsame Verbesserungen an, nehmlich die Verkäuflichkeit der Bedienungen abzustellen, die Justitz unentgeldlich handhaben zu laßen, die gerichtliche Verfahrungsarten einfacher zu machen und die Bestrafung der Verbrechen zu erleichtern.

Nachdem er den Gerichtssprengel des Parlaments auf diese Weise beschnitten hatte, suchte er Leute auf, um dasselbe zu besetzen und bestimmte die Anzahl auf fünf und siebzig. Der große Rath hatte mehr als jemals Ursach, sich über dieses Kollegium zu beschweren, das ihm unaufhörlich gequält hatte, seit dem derselbe wieder in seine Verrichtungen eingetreten war. Herr de Maupeou warf seine Augen auf diesen Gerichtshof, und schmeichelte sich, den größten Theil desselben auf sein Zureden biegsam zu

finden,

1771. finden, besonders da dieser Gerichtshof allein, bey allen Beschimpfungen der Gerichtshöfe und der Gesetze, ein schimpfliches Stillschweigen beobachtet hatte. Die Rechenkammer, ob sie gleich von ihrem Widersacher nicht minder gequält und verachtet war, stand eben in einer patriotischen Gährung, wiewohl von geringer Dauer, und von der sie keinen Nutzen hoffen konnte, und was die Steuerkammer betrift, so hielt er vielmehr für nöthig sie zu unterdrücken, um den Widersprüchen, die er kommen sah, vorzubeugen. Er schätzte sich sehr glücklich, daß er doch einige Mitglieder davon verführen konnte. Er suchte auch Mitglieder aus den Advokaten zu nehmen, und da er überzeugt war, daß er mit der Zustandebringung eilen müßte, so war er wegen der übrigen in der Wahl nicht ekel. Mit geistlichen Mitgliedern half ihm der Erzbischof von Paris treflich aus, der ihm auch seinen eignen Neffen gab. Auf die Art brachte er zwey Drittheile seiner Räthe zusammen. Die große Bank, die nur überhaupt, mit Einschluß des ersten Präsidenten, aus fünf Präsidenten besteht, machte diesem Schöpfer die meiste Mühe. Nicht als ob es an Leuten fehlte, die nach solcher Ehre lüstern waren, sondern nur, weil niemand das Eis brechen wollte. Er mußte Leute dazu nehmen, die einen Nahmen hatten, und zum Oberhaupt gab er denselben einen Staatsrath, der schlechter war, wie sie. Dies war der Intendant von Paris Berthier de Sauvigny, ein Mann von eingeschränktem Verstande, aber reich und von dessen Biegsamkeit er versichert war. Da derselbe von seiner Frau regiert ward, so schmeichelte der Kanzler der Eigenliebe und dem Ehrgeize derselben. Sie beredete ihren Mann dazu, der den Abend vor seiner Einführung, weil er sich der übernommenen Rolle schämte, seine Erklärung noch nicht von sich gegeben hatte, und in der Gesellschaft bey Madame Berryer beständig seufzte, ohne daß man die Ursach seiner Betrübniß, auf welche niemand fiel, errathen konnte.

Das

Das Parquet war nicht so leicht gut zu besetzen. 1771.
Ungeachtet der Schwäche dieses Korps und aller denselben gemachten Liebkosungen, konnte Herr de Maupeau es nicht bewegen, sich mit dem neuen Gerichtshofe zu vereinigen. Er bekam keinen, als den jungen Fleuri, einen Taugenichts, in der vollen Bedeutung des Worts, der grausam verschuldet und der Sklave seiner geizigen Frau war, die ihn durch ihr Geld bestach, daß er allein vom ganzen Korps in Bedienung bleiben und Generalprokurator werden mußte, wovon sie sich zwar nicht viel Ehre, aber desto mehr Gewinn versprach. Was die Generaladvokaten betrifft, deren Anzahl er auf zween festgesetzt hatte, so glaubte er, dieselben vor der Hand aus dem Konseil nehmen zu können. Zu der Stelle des ersten hatte er den Herrn de Tolozan ausersehen, einen Kaufmannssohn aus Lyon, der sich sehr glücklich schätzen würde, auf einmahl eine der ersten Gerichtsbedienungen zu bekommen. Er hatte bey der Münzkammer dieser Hauptstadt gestanden, wo er also diese Verrichtungen schon im Kleinen getrieben hatte. Ob er gleich nichts von der Jurisprudenz verstand, ob er gleich eine schwere Zunge und kein geistreiches Ansehn hatte, so besaß er doch eine Eigenliebe, die das alles ersetzte, und machte durch anhaltende Arbeitsamkeit wieder gut, was ihm an Leichtigkeit abgieng. Herr de Tolozan, der dem Kanzler zu sehr ergeben war, um ihm gerade zu zu widersprechen, hatte nur die einzige Besorgniß, daß die ihm zugedachte glänzende Rolle nicht von Dauer seyn würde. Zum Glück hatte er den Herrn Le Gouree, einem sehr verdienten Advokaten, zum Freunde, den er um Rath fragte. Dieser rieth ihm davon ab, verlangte, daß er sein Wort zurücknehmen sollte, und nahm ihn, aus Furcht, daß Herr de Maupeou denselben durch seine verführerische Worte zum zweytenmahl gewinnen mögte, mit sich auf das Land, wo sich dieser Requetenmeister krank machte, bis die Verfolgung vorüber und andre Generaladvokaten ernannt waren. Herr Gigc, von eben so schlechtem Herkommen,

1771. kommen, als sein Mitbruder, war der zweete, auf welchen der Kanzler rechnete. Dieser entschuldigte sich mit dem Beyspiel seines Vorgängers, und Herr de Maupeou mußte aus den Mitgliedern, die er aus den Gerichtshöfen gezogen hatte, seine Generaladvocaten ernennen.

Dieses große Werk des Kanzlers konnte nur in einigen Monathen, und noch dazu nur unvollkommen vollbracht werden. Als er Mitglieder genug angeworben hatte, um sein Schattenbild von Parla-
13. April. ment aufstellen zu können, ließ er ein Lit de Justice halten, wobey keine andere Prinzen gegenwärtig waren, als die Königliche Prinzen und der Graf de la Marche, weshalb der König zu diesem letztern sagte, als er ihn erblickte: **Seyn Sie willkommen! Unsere Vettern werden wir nicht zu sehn kriegen.** Der Graf de la Marche wußte dieses ehr als der König; denn die andern Prinzen vom Geblüt, da sie alle Kräfte vergebens angewandt hatten, denselben abzuhalten, hatten eine Protestation gegen alles gemacht, was daselbst vorgehn würde, und noch in der Nacht zu ihm geschickt, um ihn zum Beytritt zu der Protestation zu vermögen. In diesem Lit de Justice, dem letzten und merkwürdigsten, das heißt, unglückseligsten in der Regierung Ludewig des XV. wurden drey Edickte abgelesen. Das erste enthielt die Aufhebung des vormahligen Parlaments; das andere die Aufhebung der Steuerkammer; und das letzte die Umschmelzung des großen Konseils in ein neues Parlament. Der König endigte die Sitzung mit dieser kurzen Rede:

„Sie haben meine Willensmeynung vernommen. Ich verlange Gehorsam. Ich befehle Ihnen, den Montag Ihre Verrichtungen anzufangen. Mein Kanzler wird Sie einführen. Ich verbiete alle Berathschlagungen, die meiner Meynung zuwider seyn können, und alle Vorstellungen zum Besten meines vormahligen Parlaments, denn ich werde meinen Entschluß niemahls ändern."

Der

Der König sprach diese letzte Worte, und vorzüglich das Wort niemahls mit einem Nachdruck 1771.
aus, der die ganze Versammlung in Schrecken setzte. Das war eine List des Kanzlers, der wohl wußte, wie wenig man sich auf die Entschließung seines Herrn verlaßen könnte, und denselben also durch diese öffentliche Versicherung feyerlich binden wollte. Auch gab es viele Leute, die nicht daran glaubten, unter andern einen Pair, den Herzog de Nivernois, einen der dreyzehn, welche gegen diesen Eingriff in die Reichsgrundgesetze protestirt und sich zu den protestirenden Prinzen geschlagen hatten. Diesem begegnete Madame Dubarri kurz nach diesem Lit de Justice, und sagte zu ihm: **Mein Herr Herzog! ich hoffe, daß Sie Ihren Widerstand werden fahren laßen, denn Sie haben gehört, daß der König gesagt hat, er würde seinen Entschluß niemahls ändern. — Ja, Madame!** antwortete er sehr fein, aber er sahe Sie dabey an.

Denselben Abend kam der Kanzler in das Parlamentshaus, um das neue Parlament zum drittenmahl zu installiren. Ganz Paris war auf dem Wege nach Versailles, um die Gerichtspersonen zu sehn, deren Schande für ihre künftige Justitzverwaltung nicht viel Gutes weissagte. Der einzige Herr Lambert, der älteste Rath des großen Konseils, hatte, bey seiner Zurückkunft aus Versailles, wo er zuerst erfuhr, was für eine Rolle man ihm bestimmte, den Muth, sich dem Joche zu entziehn und nach Hause zu gehn, anstatt der Sitzung beyzuwohnen. Nachdem er eine Kabinetsordre bekommen hatte, in die Versammlung zu gehn, erschien er, aber bloß um desto glaubwürdiger gegen die ihm angebotene Stelle zu protestiren, und den übrigen ihre Niederträchtigkeit vorzurücken, wodurch er noch einige abwendig machte; die mehresten aber waren so unverschämt, dazubleiben, und das war vor der Hand hinlänglich. Dieser Gerichtshof bestand, so zu sagen, nur bittweise. Die mehresten Officianten des ehemahligen Parlaments waren abgegangen und er hatte also we-

1771. der Advokaten, noch Prokuratoren, noch Referenten. Er war bereits das allgemeine Ziel aller witzigen Einfälle, Satiren, Verspottungen und fliegenden Blätter, und die Parlamenter stürmten von allen Seiten auf denselben mit verächtlichen Arrets loß, worinn sie die Mitglieder desselben als **Eingeschobene, Meineydige und Pflichtbrüchige** *) behandelten, und im Voraus alles, was von diesem Tribunal zum Vorschein kommen würde, für null und nichtig erklärten. Alle diese Widersprüche erschütterten den Herrn de Maupeou nicht. Er wußte, daß Gewalt, wenn sie nur aushatrt, und zu rechter Zeit Liebkosungen und Drohungen, Belohnungen und Bestrafungen, auszutheilen weiß, ihres Sieges in einem Lande gewiß ist, dessen Niederträchtigkeit, Verdorbenheit und moralischen Verfall er kannte. Er suchte also bloß Ludewig den XV. in den Gesinnungen festzuhalten, die er ihm beygebracht, die Gewalt beyzubehalten, die derselbe ihm verliehen hatte, und ihn rasch die Schläge thun zu laßen, deren er bedurfte, um seinen Endzweck zu erreichen. Zu dem Ende hielt er genaue Freundschaft mit dem Herzog d'Aiguillon und der Gräfinn Dubarri, welche gemeiniglich bey den Abendessen, die sie ihrem Durchlauchtigen Liebhaber gab, die verschiedenen Ordres unterschreiben ließ, die man nöthig hatte, dessen sich seine gute oder auch kleine Seele, bey kaltem Blute, vielleicht geweigert hätte. Zuweilen machte man ihn durch das Beyspiel Karl des I. furchtsam, dessen Bildniß die Favoritinn gekauft hatte. Sie führte ihn dann vor dasselbe und sagte ihm: „Sehen Sie den unglücklichen Monarchen! „Ihre Parlamenter hätten Sie vielleicht am Ende „eben so behandelt, wie diesen das Englische, wenn „Sie nicht einen Minister gehabt hätten, der Muth „genug hatte, sich ihren Unternehmungen zu widersetzen und ihren Drohungen Trotz zu bieten."

Durch

*) Ausdrücke des Parlamentsarrets von Rouen vom 15. April 1771.

Durch diese, oder ähnliche, mehr oder weniger kleine, aber vielfältig wiederhohlte und unendlich abgeänderte, den Personen, dem Orte, den Zeiten, den Umständen angepaßte Mittel, brachte es der Kanzler dahin, den gefährlichsten Theil der höchsten Gewalt an sich zu reißen, und sich den alten Burgrichtern *) (Maires du palais) gleich zu stellen. Bloß nach seinem Wink wurden die gesiegelten Kabinetsordres ausgefertigt, öffneten sich die Gefängnisse, marschirten die Militärkommandos, und richteten sich die Kommandanten der Provinzen, und wenn auf den Henkersbühnen kein Blut floß, so kam dies bloß daher, weil sich kein Patriot fand, der Muth genug hatte, es zu verdienen. Alle Glieder der Untergerichten, die sich den Befehlen des Herrn de Maupeou nicht schnell genug unterwarfen, wurden schikanirt oder abgesetzt, die wider sein Verfahren schrieben, oder dasselbe öffentlich tadelten, eingesperrt. Nahmen sich auswärtige Zeitungen diese Freyheit, so ließ er die Einbringung derselben verbieten. Dagegen ließ er sich von den einheimischen Zeitungsschreibern lobpreisen, die er dafür gut besoldete. Selbst die Gazette de France, die durch ihre Wahrheitsliebe so berühmt ist, war das Werkzeug der Unwahrheit und Verläumdung geworden. Wenigstens verbreitete er durch seine künstlich geschmiedete halb wahre und halb falsche Anzeigen, sehr schnell die Nachrichten, die er geglaubt wissen wollte und unterhielt die Täuschung, die sein Interesse erforderte, um so viel Menschen zu lenken, die sich bloß nach Beyspielen richten, und so zu seinem Endzweck zu gelangen. 1771.

Den Ueberrest des Jahres brachte er mit Abschaffung der Korps zu, die er vernichtete und erforderlichen Falls wieder neu erschuf, und mit Leuten besetzte, auf die er sich verlaßen konnte. So wurden die verschiedenen Provincialparlamenter, nachdem sie einige Zeitlang gegen dasjenige, das man ihnen an die Seite setzen wollte, gekämpft hatten, eins

*) S. das damahls herausgekommene Schriftgen: *Le Maire du palais*.

1771. eins nach den andern vernichtet und wieder neu geschaffen. Damahls sah man Magistratspersonen die Richterstühle besteigen, die kurz vorher alle diejenigen zu unauslöschlicher Schande verdammt hatten, die sich durch eine solche Niederträchtigkeit in obrigkeitliche Aemter einschleichen würden. Ein ganzes Korps von ihnen vergaß den Eifer für seine Würde, und ward aus einem souverainen Gerichtshofe, der es vorher war, mit eigner Einwilligung ein Untergericht, und die ganze Magistratur des Königreichs, die um Martini nun völlig neu eingerichtet war, bestand nunmehr aus eingeschobenen und unächten Mitgliedern.

Herr de **Maupeou** setzte also, bey dieser Gelegenheit, mehr durch, als sich der Reichsverweser, in einem ähnlichen Falle, zu bewürken getraute, denn dieser gestand, daß er zwar die Macht hätte, die Advokaten zum Schweigen zu bringen, aber nicht zum Sprechen. Der Kanzler brachte sie dazu. Sein neuer Gerichtshoff war bald mit stattlichen Referenten, beredten Sprechern und seltenen und interessanten Rechtshändeln ausstaffirt, die so zahlreiche Zuhörer herbeylockten, als in den blühendsten Zeiten des vormahligen Parlaments.

Nachdem das allgemeine Uhrwerk der Gerechtigkeit auf diese Weise aufgezogen und in den Gang gebracht war, empfand **Ludewig** der XV. zum erstenmahl die Freude, Herr zu seyn, alle seine Einfälle, ohne Widerstand, oder Gegenvorstellungen zu befolgen, und sich nicht mehr von rothen oder schwarzen Röcken ohne Unterlaß belagert zu sehen, die ihn seit funfzig Jahren ununterbrochen gequält hatten. Herr de **Maupeou** ließ ihm noch einen andern, für seine Maitresse, seine Favoritin und hungrige Höflinge viel erwünschtern, Vortheil genießen, die jetzt mehr als jemahls dem Throne zur Last lagen. Den Vortheil nehmlich, daß alle Edickte, die Geld einbringen sollten, (edits bursaux,) die nur irgend ein fiskalisches Genie aushecken konnte, registrirt wurden,

und

und daß man dieselben nach Gefallen vermehren und ausdehnen konnte. Der Kanzler hatte mit seiner Operation die öffentliche Kasse in vierzehn oder funfzehn Millionen Schulden gesetzt, die er angewandt hatte, zu bestechen und zu verführen, hauptsächlich aber das Heer von Spions und Angebern zu bezahlen, die er in Sold hatte. Dabey hatte er dem Staat die Last auf den Hals gewälzt, hundert Millionen an die abgedankte Gerichtspersonen herausgeben oder fünf Millionen jährliche Renten bezahlen zu müssen. Zu diesen erhöhten Ausgaben mußte Rath geschafft werden. Man mußte alle die hungrige Officianten besolden, woraus er seine neugebackene Gerichtshöfe zusammengesetzt hatte. Um die Justitz unentgeldlich handhaben zu laßen, erhöhte man die Steuern in den Provinzen, die also diese angebliche Wohlthat sehr theuer erkauften. Man belegte die beständigen Renten mit einem Zehnten; die unbeständigen mit einem Funfzehnten; man forderte die Goldmark erst doppelt, dann drey- dann vierfach. Von den Bedienungen mußte eins von Hundert bezahlt werden; man ließ die neugemachten Edelleute ihren Adel noch einmahl bezahlen, und der Sous vom Livre ward achtfach erhoben. Nach zehnjährigem Frieden verlängerte man den ersten Zwanzigsten auf eine unbestimmte Zeit, den zweeten auf zehn Jahre, und beyder durch neue Deklarationen, wodurch die Officianten freyes Feld zu ihren Plackereyen erhielten, welche Plackereyen wenigstens bisher vom Parlament durch die Registrirungen waren in Schranken gehalten worden, und wodurch diese zween Zwanzigsten so lästig wurden, als drey, oder wohl gar als viere. Kurz, man brauchte dem Finanzminister nur irgend einen Vorschlag zu thun, die Nation zu pressen, so ward derselbe gewiß angenommen. Man brachte in einem Tage bis elf Geldedickte ins Parlamentshaus, und in einer damahls herausgekommenen Schrift *) wird mit Recht behauptet, daß Ludewig der XV. ganz allein so viel Auflagen gemacht hat, als

1771.

*) *Les Correspondances.*

1771. als alle seine fünf und sechszig Vorgänger zusammen genommen.

Nichts war mehr heilig. Man tastete nicht allein alles Privateigenthum an, sondern plünderte auch ungestraft die öffentlichen Kassen und Deposita. Die Kapitulationen der Provinzen wurden gewaltthätiger Weise gebrochen. Die Normandie, der man zwey Oberkonseils gegeben hatte, sahe sich gelaßen das Recht entreißen, ein Parlament in der Provinz zu haben. Man drohte den Ständen von Bretagne, sie zu kassiren, wenn sie sich nicht dem Willen des Hofes bequemten, und sie gaben nach. Die Freyheit der Bürger ward nicht besser behandelt; mehr als siebenhundert obrigkeitliche Personen waren verbannt, die Gefängnisse vollgepfropft, die Prinzen vom Geblüt in Ungnade und vom Hofe entfernt. So war der Zustand des Königreichs, der durch die allgemeine Fühllosigkeit noch verzweifelter ward, die keine Aussicht auf irgend ein Hülfsmittel gewährte. Frankreich war gewiß schon in grausamern Verlegenheiten gewesen, aber noch nie in einer so tiefen, so gedankenlosen Schlafsucht. Aus Mangel der Thatkraft in den einzelnen Mitgliedern, lagen alle Korps in tiefem Stillschweigen begraben. Als der Adel einer Gränzprovinz sich versammeln wollte, um sich über den Eingriff in seine Rechte und Freyheiten zu beschweren, war ein Königlicher Kommissarius, mit Hülfe eines Policeybedienten, so verwegen gewesen, die Glieder der Versammlung zu trennen, sogar verschiedene davon aufzuheben, und sie waren mit ihren Opfern — gesund und wohlbehalten — bis Paris gekommen. Die Häupter der Nation ließen sich von dem Urheber dieser schrecklichen Veränderung ungestraft trotzen, und man sahe den ersten Prinzen vom Geblüt in seinem eigenen Pallast von einem Minister beschimpft, der nur noch verwegener und unverschämter aus diesem Pallast wieder heraus — gieng. Man begnügte sich mit Schriften und fliegenden Blättern, die herrliche Sachen enthielten, weil sie aber von niemanden unter-

schrieben waren, und sich keiner dazu bekannte, keine öffentliche Glaubwürdigkeit hatten, und vielmehr die Furchtsamkeit ihrer Verfasser, als andre Eigenschaften und Gesinnungen verkündigten. Nur zween derselben (und einer davon schrieb noch dazu in einem fremden Lande!) hatten den Muth, ihre Nahmen zu nennen, und das Vaterland muß diese Vertheydiger nicht vergessen, die sich noch mehr durch ihren Eifer, als durch ihre hohe Geburt, auszeichnen, den Grafen de Lauraguais und den Vicomte d'Aubusson. 1771.

Dem Kanzler war es aber nicht genug, allen Beschwerden Einhalt gethan, alle, auch die leisesten, Seufzer erstickt, und die Nation am Rande des Abgrundes eingeschläfert zu haben; sondern der König mußte auch keine andre Leute um sich zu sehn bekommen, als solche, die ihn in der unseligen Sicherheit erhielten, worinn man ihn versetzt hatte, und seine Aengstlichkeiten und Gewissensbisse, die so leicht bey ihm erwachten, beruhigten. Zu dem Ende hatte er das Konseil mit Mitgliedern besetzen laßen, die ihren Vortheil dabey fanden, die Veränderung aufrecht zu erhalten und zu befestigen. Seit der Absetzung des Herzogs de Praslin war das Seedepartement unbesetzt geblieben. Der Herzog d'Aiguillon war dazu auf einen Augenblick ernannt, man gab ihm aber zu verstehen, daß jetzt für ihn nicht die Zeit wäre, in eine solche Bedienung zu treten, da er eben durch die beschimpfende Schriften der Stände von Bretagne, die noch fortdauerten, zur Schau gestellt wäre, deren Gährung und Unruhen dadurch noch größer werden würden. Er mögte also warten, bis ihn der König von neuem freyspräche, und man sich daran gewöhnte, ihn unschuldig zu sehn, welches lange nicht geschehn war. Der Abbé Terrai hatte die Interimsverwaltung dieses Departements und hätte dasselbe gern ganz und gar behalten. Man brauchte denselben aber zu nöthig am Ruder der Finanzen, wobey man ihn ließ und dem Herrn de Boynes das Seedepartement auftrug. Dies war eine Belohnung, 5. April.

 die

1771. die Herr de Maupeou demselben geben ließ für die bey seiner Operation ihm geleistete Dienste. Dieser war besonders ein Widersacher der Parlamenter, der im Konseil sehr geschickte Reden halten, und die Gründe eines jeden umstoßen konnte, der es wagen würde, zu ihrem Besten zu sprechen.

Zween Monathe nachher ward der Herzog d'Aiguillon zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Das war wieder eine herrliche Eroberung für die Gegenparthey der Parlamenter und von einem so unversöhnlichen Feinde brauchte man sich nicht für einer Versöhnung zu fürchten. Der Graf de Muy hatte das Kriegsdepartement niedergelegt, denn er wollte seine Knie vor dem Götzen nicht beugen, fand den Hof zu verderbt, und besonders das Ministerium zu niederträchtig, um in demselben zu figuriren, war zu tugendhaft, um unter einem von allen Lastern umringten Prinzen zu regieren, und schien, sich durch eine Art von Weißagung für glücklichere Zeiten aufzusparen. Da also dieser Minister abgieng, der, seiner Strengigkeit ungeachtet, in gewisser Absicht durch seine religiöse Gesinnungen und durch seine Verbindungen mit der für das Werk des Kanzlers so eifrigen Geistlichkeit, dem herrschenden Systeme sehr nützlich war, wählte man, in der Person des Marquis de Monteynard; einen schwachen, in seinem Fache sehr mittelmäßigen, und in allem übrigen sehr unwissenden Mann, bey dem man wenigstens weder das Talent, noch die Herzhaftigkeit, zu widersprechen vermuthete. Auf den Herzog de la Vrilliere konnte man sich verlaßen, der so viel Ursach hatte, sich vor Gespenstern (*les Revenans* *) zu fürchten; auch auf den Herrn Bertin, der, bey seinem heimtückschen Betragen als Generalkontrolleur, seine Neigung zum Despotismus bewiesen hatte. Der Abbé Terrai endlich mußte sich einer Zurückberufung wohl aus allen Kräften widersetzen, die

*) Ein Ausdruck, dessen man sich damahls von den Parlamentern, wie vormahls von den Jesuiten, bediente.

die für ihn nicht minder traurige Folgen haben konnte, als für den Kanzler. 1771.

Da Herr de Maupeou sich von Seiten des Ministerii sicher sahe, suchte er nach und nach die abgesetzten Gerichtspersonen dahin zu bringen, daß sie das für ihre Bedienungen bezahlte Geld zurücknehmen, und dadurch mit seiner Operation zufrieden zu seyn scheinen sollten. Er vermuthete wohl, daß die lange Dauer der Verbannung, die Unbequemlichkeit der Oerter, und die Furcht, das Geld für ihre Bedienungen zu verlieren, viele bewegen würde; er wußte, daß sie nur auf ein Beyspiel warteten, und dieses ließ er ihnen durch ihr Oberhaupt geben. Herr d'Aligre, der billig der Letzte hätte seyn sollen, war der erste, seine Abdankung zu unterschreiben, die Wiederbezahlung seines Dienstgeldes zu empfangen, und dem Kanzler seine Aufwartung zu machen. Die Furcht vor einer Festung, womit dieser ihn bedroht hatte, sein Geitz und sein Verlangen nach den Lustbarkeiten von Paris, waren die mächtigen Triebfedern, die ihn bewegten. Die große Banke folgte bald darauf, und die Räthe säumten nicht, diesem Beyspiel nachzuahmen, welches denn natürlicher Weise auch alle Provincialparlamenter nach sich zog. Eine Sache schmeichelte vorzüglich dem neuen Justizreformator, nehmlich den Marschall de Brissac zu sehn, diesen romanhaften Helden aus der alten Ritterzeit, wie er aus Ehrgeitz kriechend und niederträchtig geworden war, den Eyd, als Gouverneur von Paris, in die Hände des Herrn de Sauvigny ablegte, und, ohne sich zu schämen, vor einem ungesetzmäßigen Tribunal erschien, das die Prinzen, verschiedene Herzoge und Pairs und der zahlreichste und vernünftigste Theil der Nation als unächt verwarfen. Allein der ein Jahr nachher erfolgte Widerruf der Prinzen war wohl noch ein größerer Triumph für den Herrn de Maupeou.

Diese Prinzen waren für so weichlich und knechtisch bekannt, daß man ihre Protestation mit Verwunderung gelesen hatte. Nicht daß man mit die-

1771. ser langen, weitläuftigen und verwirrten Schrift zufrieden gewesen wäre, die von juristischen Ausdrücken strotzte, in harter und barbarischer Schreibart abgefaßt war, und die man nicht sowohl für die Stimme großmüthiger Häupter einer freyen Nation, als für das Werk der Schikane eines listigen Advokaten, hätte ansehn sollen, der seinen Klienten recht festzuhalten suchte, weil er dessen Treulosigkeit befürchtete *). Man versichert auch, daß dieses die Meynung der Verfasser gewesen, die den Augenblick der Entschlossenheit dieser Durchlauchtigen Person in der Geschwindigkeit benutzt, und sie nach Möglichkeit zu binden gesucht hätten, um es ihnen beynahe unmöglich zu machen, auf andere Gedanken zu kommen, daher sie im Voraus ihrer persönlichen Gegenwart durch die seltsame Redensart vorbogen: **Wenn unsere Personen dazu gezwungen werden könnten.** Sonst hätten sie dieselben ja wohl hingehn laßen, oder sie vielmehr beredet, dem Lit de Justice beyzuwohnen, und daselbst mit der ihnen geziemenden Standhaftigkeit zu sprechen. Das wäre ein edler, ein ihrem Range anständiger Schritt gewesen! ein feyerlicher und öffentlicher Schritt, der den verschiedenen Korps der Nation hätte zum Leitfaden dienen, und ihnen einen Punkt zum gemeinschaftlichen Beytritt anweisen können. Die Befürchtung der Verfasser der Protestation ward durch das nachherige unzusammenhängende Betragen der Prinzen gerechtfertigt. Sogar als die Parlamenter an dieselben schrieben, ob sie sich zu der gedruckten Schrift, die auf ihren Nahmen umhergieng, bekannten, wollten sie nicht recht mit der Sprache heraus und gaben eine schwankende dunkle Antwort, worauf die Gerichtshöfe nicht fußen und keinen entschlossenen Schritt gründen konnten.

Herr de **Maupeou** kannte ihre Denkungsart sehr gut. Er war überzeugt, daß er dieselben mit der Zeit von der Parthey der Patrioten abwendig machen würde. Er versuchte also nur zuerst, sie zu schrecken,

*) S. den Englischen Spion.

schrecken, und beredete den König, ihnen seine Ungnade durch eine Verbannung zu erkennen zu geben. Sogar die Vermählung des Grafen von Provence ward ohne sie vollzogen. Der Graf de Clermont lebte damals, war aber krank, und da er nicht ausgehn konnte, wurden bey ihm die Konferenzen gehalten und der Kontrackt gemacht. Man hatte denselben bisher nicht für fähig gehalten, einen Widerstand und einen Muth zu zeigen, wie ihn die gewaltsame Erschütterung des Landes und seiner eigenen Lage erforderte. Und doch war er es, der mit Aufopferung alles dessen, was ihm das liebste war, den andern und vorzüglich seinem Neffen, dem Prinzen de Condé, das Beyspiel gab, den er festzuhalten vermogte, so lange er lebte. Der Graf de Clermont hatte alles, was er besaß, von der Gnade des Königs, der mit ihm erzogen war, und ihn mit seiner besondern Freundschaft beehrte. Er starb fast ohne allen Beystand, weil er die Freundschaft des Monarchen verloren hatte, und Ludewig der XV. würdigte ihn nicht einmahl, sich nach seinem Befinden erkundigen zu laßen. Wenn er aber die Wohlgewogenheit seines Herrn verloren hatte, so ward er dafür durch die Zuneigung der Nation und durch die Thränen schadlos gehalten, womit diese sein Grab benetzte. 1771.

Nach dem Tode des Oheims schmeichelte sich Herr de Maupeou, den Neffen desto leichter verführen zu können. Er kannte den Ehrgeitz desselben, und wußte, daß der Graf von Artois, der dritte Königliche Prinz, auf dessen Verheyrathung man dachte, Neigung zu der Prinzessinn Tochter desselben hatte. Er ließ ihm also durch geschickte Ausspäher zu verstehn geben, daß dies die Gelegenheit wäre, sich wieder dem Hofe zu nähern, und aus der Liebe dieses jungen Prinzen Nutzen zu ziehn, ehe man demselben eine fremde Prinzessinn aussuchte. Achtzehn Monathe giengen noch vorüber, ohne daß die Unterhandlung gelingen wollte; allein die Finanzbedürfnisse wurden dringend, und das war ein neuer Bewegungs-

1771. wegungsgrund, dessen man sich bedinte, und den besonders die Hausofficianten des Prinzen geltend machten, die es überdrüßig wurden, weder Geld noch Versorgungen zu bekommen. Endlich hatte der Kanzler die Freude, ein von dem Prinzen de Condé und dem Herzog von Bourbon ausgestelltes Unterwerfungsschreiben an den König zu lesen. Dieser letzte, obgleich verheyrathet, war nur noch ein Kind. Die Aussicht auf das blaue Band, das man demselben in dem Alter, da es sonst die Prinzen vom Geblüt empfangen, nicht gegeben hatte, war das eitle Spielwerk, womit man ihn lockte, weshalb man von ihrer ersten Reise nach Versailles sagte: **Der Vater und der Sohn wären nach Versailles gereist, um den heiligen Geist zu hohlen.**

Die Herzoge von Orleans und Chartres folgten bald nach. Den ersten bewog eine vornehme Frau dazu, die nach der Ehre strebte, in die Stelle der ersten Prinzessinn vom Geblüt zu treten. Madame de Montesson hatte diesen Entwurf seit verschiedenen Jahren im Kopfe, und sie war es, die der Herr de Maupeou in Bewegung setzte, der so geschickt war, jedes Bestechungsmittel zu ergreifen. Er gab ihr zu verstehn, daß die Rückkehr ihres Liebhabers durch ihre Vermittelung das beste Mittel seyn würde, sich die Gunst des Königs zuzuziehn, wenigstens die Gräfinn Dubarri zu gewinnen, die sich ihrer bey dem Könige annehmen könnte. Der Prinz de Conti allein blieb unbeweglich, welches ihm auch nicht unlieb war, weil er auf diese Weise die Blicke der Nation auf sich zog, und derselben Abgott ward. Man glaubt, daß die Verse am Hofe selbst gemacht worden, worinn derselbe mit der Ruthe in der Hand vorgestellt wird, wie er die übrige heruntergesetzte und erniedrigte Prinzen, diese Spielwerke des Kanzlers und Knechte des Despotismus, züchtigt.

Es war nun niemand mehr übrig, als die protestantische Pairs, die von Anfang an nicht furchtbar gewesen, und die man deshalb nicht einmahl der Verbannung werth gehalten hatte. Die Art ihrer Prote-

Protestation durch Niederlegung bloßer einzelner Schriften bey den Notarien, von wo sie dieselben nach Gefallen wieder zurückfordern konnten, zeugte schon von ihrer Kleinmuth. Auch waren sie immer am Hofe, um den König, und in den Verrichtungen ihrer Bedienungen geblieben. Man hatte nur einigen ihr Gouvernement abgenommen, aus Furcht, daß sie etwa die Aufträge, die man ihnen geben könnte, nicht eifrig genug ausrichten mögten, weil sie mit ihrer Denkungsart stritten. Ueberdies waren die geistlichen und die mehresten andern Pairs auf des Kanzlers Seite. Man hatte den Erzbischof von Paris gesehen im Parlamente Messe lesen, und den Herzog de Brissac, wie schon gesagt, daselbst als ein Vasall ohne Degen erscheinen und den Eyd ablegen. Noch keiner aber hatte sich in demselben aufnehmen laßen, oder Sitz genommen, so daß man dasselbe noch immer nicht für das Pairgericht anerkennen wollte. Der König selbst, der wie gewöhnlich ohne allen Zusammenhang handelte, bezeigte diesem Gerichtshof keine sonderliche Achtung, weil er denselben nicht als den seinigen, sondern als das Tribunal des Herrn de Maupeou, betrachtete. Dies Hinderniß beunruhigte den Minister nicht sehr. Er merkte, daß er sich gerade diese Gleichgültigkeit zu Nutze machen könnte, um den König zu einem Schritte zu vermögen, für welchen er den günstigen Zeitpunkt abwarten wollte. Er hatte noch mächtige Mitarbeiter in der Königlichen Familie, und die Prinzessinn Louise war zuverläßig die thätigste. 1772.

Diese Prinzessinn, die ihr Durchlauchtiger Vater sehr liebte, war demselben, seit ihrem Eintritt ins Kloster, wogegen er sich lange gesträubt, endlich aber nachgegeben hatte, noch lieber geworden. Sie war der Langenweile des Hofes überdrüßig, und hatte den gewaltsamen Schritt gethan, der Welt, dem Anscheine nach, zu entsagen, um desto mehr zu glänzen. Sie hatte sich nun wohl dazu keinen eigentlichen Plan entworfen; sie glaubte ihren überirdischen Berufe zu folgen und folgte würklich bloß

dem

1772. dem Antriebe ihres unruhigen, über ihre Unbrauchbarkeit auf Erden unzufriedenen und gequälten Geistes; und der König, der sich dieses versteckten Ehrgeizes nicht versahe, und in seiner Tochter bloß die den Reizungen eines erbaulichen und beschaulichen Lebens ergebene Nonne erblickte, besuchte sie oft und öfnete ihr sein Herz. Der Kanzler hatte den Vortheil eingesehn, den er aus dieser Vertraulichkeit ziehn konnte. Durch die Einredungen der ansehnlichen und ernsthaften Personen, die das Zutrauen der Prinzessinn genossen, hatte er ihre herrschende Leydenschaft in Bewegung gesetzt. Man hatte ihr beygebracht, daß sie für den Himmel arbeitete, wenn sie das Werk des Herrn de Maupeou begünstigte, sich an die Spitze der Parthey setzte und der Religion in Frankreich ein Oberhaupt gäbe. Ein so mächtiger Bewegungsgrund hatte sie angetrieben, diese ihrem Geschmack so angemeßne Rolle zu übernehmen, und da sie nichts Gottgefälligeres thun zu können glaubte, als wenn sie zur Ausrottung der ehemaligen und zur Glückseligkeit der neuen Gerichtshöfe alles mögliche beytrüge, so nahm sie sich der Vollendung der Justitzreform so eifrig an, als des Urhebers derselben. Man versichert, daß dieser, um die neue Nonne mit der Reinigkeit seiner religiösen Absichten noch besser zu täuschen, durch eine verabscheuungswürdige List vor ihren Augen um Erleuchtung des heiligen Geistes gebeten, dabey an dem furchtbarsten Geheimniß des christlichen Glaubens Theil genommen und diese heuchlerische Komödie von Zeit zu Zeit wiederhohlt hätte. Dem sey wie ihm wolle, wenigstens brachte er zu Erreichung seines Endzwecks die Hölle und den Himmel, das Laster und die Tugend, die Maitresse des Königs und seine Durchlauchtige Tochter in Bewegung. Wenn in dem beständigen Kampf der Faktionen, wovon der Hof der erstern beunruhigt ward, seine Faktion den Kürzern zu ziehen schien: so suchte er Beystand in der standhaften Unterstützung der letzteren, welche ihm alle diejenigen versprachen, die um die Prinzessinn

Louise

Louise waren, und sich für die Aufrechthaltung sei-
nes Gebäudes interessirten. Man muß gestehn, daß 1772.
man kein geschickteres Betragen, als das seinige, erdenken kann, da er in der Wahl der Mittel so wenig ekel war. Alles lachte dem Kanzler; selbst seine Feinde sah er sein Gefolge vergrößern. Das Konseil ward mit Mitgliedern angefüllt, die das Geld für ihre Bedienungen zurück empfangen hatten. Die Patrioten, die bisher noch die besten Hofnungen gehabt hatten, fiengen an, an der allgemeinen Wohlfahrt zu verzweifeln, als ein Vorfall, den er wohl nicht so nahe glauben konnte, sein Werk und ihn selbst über den Haufen warf. Um diese glückliche Begebenheit besser beurtheilen zu können, wollen wir dasjenige durchlaufen, was damahls in den verschiedenen Departements vorgieng, und bis zu welcher Stufe des Unsinns, der Verachtung und der Verwerfung der Fremden und seiner eigenen Unterthanen Ludewig der XV. heruntergesunken war.

An der Fähigkeit des Herzogs d'Aiguillon zu Führung der auswärtigen Angelegenheiten konnte man nicht zweifeln; inzwischen hatte er alle Mühe, sich einigermaßen in Ansehn zu setzen. Die Höfe von Wien und Madrid sahen denselben mit Unwillen in einem Posten, in welchen sie immer den Herzog de Choiseul zurückwünschten. Unter diesem würde wahrscheinlicher Weise der Kayser sich in die Theilung von Pohlen nimmermehr eingelaßen haben, wobey so viele Souverains stumme und fühllose Zuschauer abgaben. Es gehört nicht in unsern Plan, diese unglaubliche Begebenheit zu erzählen und zu untersuchen, wohl aber anzumerken, wie sehr der Französische Hof in den Augen der andern Nationen herabgewürdigt und unbedeutend geworden war, da die theilenden Mächte demselben ihren Tracktat nicht ehr mittheilten, als bis er vollzogen war.

Seit langer Zeit hatte man Niemanden zu Warschau, wo Frankreich, weil daselbst ein Ambassadeur mehr Ansehn und Einfluß hat, als der König, nur eine untergeordnete Rolle hätte spielen müssen, wel-

1772. ches mit seiner Würde stritt. Die Französische Ministers an den benachbarten Höfen gaben zwar unter Hand Nachricht von dem, was da vorfiel, der Herzog d'Aiguillon achtete aber nicht sonderlich darauf, es sey nun, daß er an ein so schwer zu Stande zu bringendes Uebereinkommen nicht glaubte, oder daß er überzeugt war, daß sein Herr die Ruhe der Ehre vorzöge, und also gern sehen würde, daß er ihn nicht in einen Handel verwickelte, den er nicht anders hintertreiben könnte, als wenn er eine Entschlossenheit zeigte, die jetzt weniger als jemahls seine Sache war. Dies zog ihm den Vorwurf der Nachläßigkeit zu, und war ihm bey Ludewig dem XV. nachtheilig, der sich erinnerte, daß er der Friedensstifter von Europa gewesen, und als er diese Rolle mit derjenigen verglich, die man ihn jetzt spielen ließ, mit Schmerzen ausrief: Ach! wenn Choiseul hier gewesen wäre, so wäre das nicht geschehen! Dieser Ausruf war bloß die augenblickliche Aufwallung einer Seele, die ehedem einige Hoheit gehabt hatte; sie sank aber bald wieder zu ihrer Tiefe herab. Ludewig der XV. vergaß in den Armen seiner Maitresse die ganze Bitterkeit einer so widerwärtigen Nachricht. Madame Dubarri söhnte ihn mit seinem Minister wieder aus, und er sahe denselben des folgenden Tages wieder so freundlich an, als vorher.

19. Aug. Die Staatsveränderung zu Stockholm, deren einzelne Umstände eben so wenig hierher gehören, die aber unter Frankreichs Einfluß zu Stande kam, war ein dazwischenkommender glücklicher Umstand, und bewies, daß unter einem andern Monarchen und unter andern nicht so kützlichen Umständen der Herzog d'Aiguillon die Würde des Reichs wohl hätte aufrecht erhalten können.

Der jetzige König von Schweden war, als Kronprinz, gerade zu der Zeit der Unruhen mit den Gerichtshöfen, nach Paris gekommen. Er hatte das Verderben und die Niederträchtigkeit des Hofes, nebst den Plünderungen der öffentlichen Finanzen kennen gelernt und eingesehn, wie nothwendig es sey, die

Subsi-

Subsidien nicht länger rückständig zu laßen, die sein Vater zu fordern hatte. Weil damahls die Stelle eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten unbesetzt war, hatte er sich genöthigt gesehen, sich unmittelbar mit Ludewig dem XV. in Unterhandlungen einzulaßen. Er hatte beydes seine Klugheit und seinen Hang zu Kindereyen bewundert, wiewohl er sich zuweilen auch einen anständigern Zeitvertreib machte. Eines Tages, nachdem sie von Staatsgeschäften gesprochen hatten, gab der König ihm eine ganze Menge seltener Sämereyen, die er zu Trianon mit eigner hoher Hand gesammelt hatte, und trug ihm auf, sie dem berühmten Linné zu schenken, der damahls, als erster Leibarzt des Königs von Schweden, lebte, und der größte Kräuterkenner war. Diese Achtsamkeit hätte dem Kronprinzen allerdings eine hohe Meynung von den Beschäftigungen Ludewig des XV. und von seinem Geschmack an den Wissenschaften beybringen müssen, wenn er nicht Gelegenheit gehabt hätte, aus der geringen Achtung desselben für die Gelehrten seines Königreichs zu erkennen, daß er nur suchte, sich zu zerstreuen und die Zeit zu tödten. 1772.

In seinen Unterredungen hätte der Kronprinz dem Könige Nachricht von einer Staatsveränderung in Schweden gegeben, die er im Sinne hatte, um dieses Land der Anarchie zu entreißen, worinn es sich befand, und die aristokratische Gewalt über den Haufen zu werfen, dagegen aber die alte Freyheit des Volks und des Regenten in ihrer ganzen Kraft wieder herzustellen, die der Senat beyde unterjocht hatte. Er hatte dem Monarchen den Vortheil zu Gemüthe geführt, den er davon haben würde, wenn er seinen Alliirten unterstützte, der ihm in den Nordischen Händeln immer nutzbarer sein würde, je mächtiger er wäre. Als dieser junge Prinz König geworden war, hatte er seinen Endzweck nur noch hitziger verfolgt. Der Herzog d'Aiguillon hatte den Entwurf gebilligt und angenommen. Der Graf de Vergennes war als Französischer Ambassadeur nach Stock-

holm abgegangen, um als ein Mann, der sehr ge-
1772. schickt war, den jungen Monarchen durch seine Erfahrung und guten Rath zu leiten. Es sollten auch Truppen dahin gehn mit Kriegsbedürfnissen, und besonders mit vielem Gelde, um die Häupter zu bestechen. Der entschlossene Muth des jungen Monarchen hatte alle diese Hülfe unnöthig gemacht, und da er einen günstigen Zeitpunkt abgesehen, war er dem abgeredeten Augenblick zuvorgekommen, und hatte in einer Zeit von vier und funfzig Stunden seine Fesseln zerbrochen und sich der Zügel des Reichs bemächtigt, so wie sie Gustav Adolph geführt hatte, und wie sie bis 1680 waren geführt worden.

Der Herzog d'Aiguillon, um sich ein Ansehn zu geben, ließ den Augenblick, so bald die Nachricht von der früher vorgegangenen Staatsveränderung ankam, zu Versailles eine ausführliche Relation von demjenigen drucken, was in Schweden vom 19. bis zum 21 August vorgegangen war, und eine Menge Exemplarien davon unentgeldlich austheilen. Er empfieng die Komplimente darüber, als wenn er der wahre Urheber davon wäre, und dies warf eine Art von Glanz auf seine Verwaltung, gab ihm auch einiges Ansehn bey den fremden Gesandten, besonders bey dem Spanischen, der nicht mit ihm arbeiten wollte. Der König von Spanien, der alle seine feindliche Anschläge gegen die Engländer durch diesen Minister vereitelt sahe, konnte ihm das so wenig Dank wissen, als der Demüthigungen, die er von diesen Nebenbuhlern erlitt, die sich die Gewißheit von den mehr fühllosen als friedfertigen Gesinnungen des Französischen Monarchen zu Nutze machten. Der Herzog d'Aiguillon, um seine Stelle zu behalten, empfand die Nothwendigkeit, alle Zwistigkeiten mit diesen Insulanern aus dem Wege zu räumen, so lebhaft, daß er, aus Furcht vor den Kunstgriffen des Königlichen Ambassadeurs zu London, Grafen de Guignes, einer Kreatur des Herzogs de Choiseul, dem er gänzlich ergeben und daher wohl fähig war, Hetzereyen anzurichten, um das gute Vernehmen zu

stören,

stören, die Anklagen unterstützte, die der Sekretär dieses Ministers gegen denselben führte, und ihn zurückberief, um seinen Proceß mit diesem Schreiber vor dem Konseil auszumachen. 1772.

Was aber dem Könige besonders geschmeichelt und das Ansehn des Herzog d'Aiguillon vermehrt hatte, war die Geschicklichkeit, womit derselbe die Prinzen vermogt hatte, bey ihrer Zurückkunft an den Hof die Gräfinn Dubarri zu besuchen, und derselben den Hof zu machen. Man muß nicht glauben, daß er bey der Bemühung, diese nähere Vereinigung zu bewürken, einen andern Endzweck gehabt, als der Kanzler, oder daß er sich deshalb mit demselben habe verbinden wollen, um an der Widerherstellung des Parlaments zu arbeiten. Man wollte dieses in einigen satirischen Blättern der damahligen Zeit behaupten, welche den Herzog d'Aiguillon mit vieler Schonung zu behandeln schienen; nicht als wenn die Verfasser würklich an seine Bekehrung glaubten, sondern weil sie wahrscheinlicher weise die politische Absicht hatten, Unkraut zwischen diese beyde Personen zu säen, und sie gegen einander aufzuhetzen, damit einer den andern stürzen sollte. Sie standen würklich nicht in dem besten Vernehmen mit einander. Das einschmeichelnde und herrschsüchtige Genie des Herrn de Maupeou konnte sich mit dem Genie seines Nebenbuhlers nicht lange vertragen, der ihm bald aufsätzig ward, und ihn von dem Hof der Favoritinn zu entfernen suchte; jedoch lediglich, um ihn nicht zu sehr herrschen zu laßen, aber gar nicht, um sein Werk zu zerstören, von welchem die Sicherheit und Ruhe aller Ministers abhieng.

Ueberdies war der Herzog d'Aiguillon ein viel zu unversöhnlicher Feind, um die Rückkehr der Gerichtspersonen zu bewürken, welche zu nachtheilige Folgen haben konnte. Dies wäre das Mittel gewesen, die Parthey der Choiseuls wieder empor zu bringen, wovon er doch alle Ueberbleibsel aufs grimmigste verfolgte. Der Anhänglichkeit an die Parthey schrieb man die Verdrießlichkeit zu, die dem Baron

de Breteuil begegnete, der als Gesandter nach Wien
1773. bestimmt war, hernach aber nicht abreisen durfte und den Prinzen Ludewig zum Nachfolger hatte. Die Sache der Bastille entsprang auch aus diesem Geist der Rachgier. Die Nothwendigkeit, die Partheygeister zu bestrafen, welche in Deutschland die Zwistigkeiten, als den Samen eines Krieges, zu nähren suchten, dienten zum Vorwande. Ein gewisser Dumourier, ein junger Officier, der viel Verstand und Talente besaß, und der von seinem Vorweser vorher nach Pohlen geschickt war, ward angeklagt, daß er fortführe, eine Rolle zu spielen, die ihm nicht mehr obläge. Dieser ward zu Hamburg in Verhaft genommen, und in die Bastille gebracht, wohin auch seine Pariser Korrespondenten geführt wurden. Da die Kette von Beschuldigungen sich bis auf den Grafen von Broglio erstreckte, so stellte der Herzog d'Aiguillon dem Könige die Nothwendigkeit vor, diesen Herrn, der zum außerordentli- Ambassadeur ernannt war, um der Prinzessinn Braut des Grafen von Artois entgegen zu gehn, mit der Verbannung zu bestrafen. Dieser hatte um die Erlaubniß gebeten, bis Turin gehn zu dürfen. Der Minister schloß daraus, daß dieser unruhige und unternehmende Graf an diesem Hofe ihm schlimme Händel machen wollte. Ein beleidigendes Schreiben, das er von demselben erhielt, machte die Sache noch ernsthafter und entschied seinen Fall. Der König nahm ihn dem ungeachtet mit nach Choisy, zog ihn an die Tafel und spielte mit ihm im Brete. Bey seiner Zurückkunft nach Paris aber erhielt er den Befehl, sich nach Ruffec zu begeben. Der Herzog de Choiseul, der alle seine ehrgeizige Ansprüche kannte, sagte daher im Scherz: **Ich habe ihn immer als einen windschiefen Kopf gekannt, der alles verkehrt anfängt. Er nimmt das Ministerium beym Schwanze!**

Der Herzog d'Aiguillon hätte wohl gern sein Ansehn benutzt, um seine gute Freunde, die Jesuiten, wieder lebendig zu machen. Sie hätten würk-

sich einen Schimmer von Hofnung. Sie ließen sich ungestraft sehen, wurden von den Bischöfen zu Apostolischen Verrichtungen gebraucht, besetzten Kanzeln und Beichtstühle, schlichen sich sogar bey dem Unterricht der Jugend ein, der ihnen nahmentlich untersagt war, und dirigirten die Journale und periodische Schriften, die das Urtheil des großen Haufens über Bücher, Meynungen und Begebenheiten bestimmen. Sie bekleideten Unterbedienungen im Ministerio und sogar im Archiv. Sie hatten wieder eine allgemeine Verbindung unter sich gestiftet, und wechselten nicht allein von einem Ende des Königreichs zum andern, sondern von allen Enden der Welt, Briefe mit einander. Zum Unglück wollten die Ministers von Spanien und Frankreich zu Rom zu dieser Toleranz nicht mitwürken, sondern verfolgten ihre Trennung unaufhörlich, bedienten sich ihrer über den Pabst sich verschaften Gewalt, und nöthigten demselben endlich jene Bulle ab, die Ganganelli auszufertigen aus Politik versprochen hatte, um die Päbstliche Krone zu erhaschen, welches Versprechen er aber aus Politik nicht hätte halten sollen. Zum Zeichen seiner Zufriedenheit ließ der König demselben Avignon und die Grafschaft Venaissin wieder zurückgeben. 1773.

Dies sind die hauptsächlichsten Begebenheiten in der Schilderung der Ministerschaft des Herzogs d'Aiguillon bis zum Tode des Königs. Da er nur drey Jahre diesem Posten vorgestanden hat, so ist die Schilderung reich genug; wenn man nur auf der andern Seite nicht alle die schimpfliche Triebfedern erblickte, die er spielen ließ, um sich in demselben zu erhalten; wenn man nur nicht seine knechtische Unterwerfung unter Madam Dubarri sähe, an welcher Niederträchtigkeit er auch die Herzoginn seine Gemahlinn Antheil zu nehmen zwang; wenn er nur seine Würde nicht so weit vergessen hätte, sich von den nichtswürdigen Kerln, welche die Favorite umgaben, von allen den Dubarris, unhöflich begegnen zu laßen, die ihm unaufhörlich vorwarfen, was er ihnen für Verbindlichkeit schuldig wäre und zur Er-

1773. kenntlichkeit dafür verlangten, daß er sich unbedingt nach ihnen richten sollte; wenn er nur nicht fortgefahren hätte, die Mittel zu brauchen, die er in seinem Gouvernement angewandt hatte, und deren er sich nun im großen bedienen konnte, und Zeitungsträger und Angeber aufgemuntert und geschützt hätte; wenn er nur nicht das Postrecht beleidigt und die Infamie soweit getrieben hätte, daß er Briefe bekannt machte, oder zurückhielt, auch wohl zuweilen ganz und gar unterschlug. Wenn er nur nicht durch eine eben so mühselige als verhaßte Inquisition, welche sich bis auf auswärtige Pressen erstreckte, die Wahrheit, die im Begriff war an das Licht zu treten, zurückgeschreckt hätte; kurz, wenn er nicht die Kabinetsordres, diese Mißbräuche der höchsten Gewalt, nicht allein gegen die Schuldigen, sondern auch gegen diejenigen, die ihm nur verdächtig schienen, ohne Ende vervielfältigt hätte. Der Fall des Marquis de Monteynard, den er durch seine Beschützerinn bewürken und beschleunigen ließ, um sich seines Postens zu bemächtigen, ist die letzte Infamie, die man dem Herzog d'Aiguillon vorwirft, der weil er viel Böses that, die Nothwendigkeit einsah, auch Gutes zu thun, und sich dadurch einen Anhang zu verschaffen. Sein Departement bot ihm wenige Gelegenheiten dar, Gnadenbezeigungen auszutheilen, er eilte also zu dem Kriegsdepartement, das zu Erreichung seiner Absichten das bequemste war.

Wenn der Marquis de Monteynard, der dem Kriegsdepartement vorstand, nicht den Muth des Grafen du Muy gehabt hatte, der sich weigerte, sich mit so verschrieenen Kollegen zu verbinden, so konnte man demselben doch wenigstens keine einzige Infamie, nicht einmahl eine Hinterlist, vorrücken. Er dachte wohl an nichts weniger, als an seine Erhebung, als man ihn zu Grenoble von seinem Kaminfeuer wegholte, um ihn nach Versailles zu bringen. Ob nun diese Nachricht ihm gar keine Freude machte, oder ob er solche zurückhielt — genug, er empfieng sie mit so weniger Erschütterung, daß niemand von

den Anwesenden etwas davon merkte. Dieses hatte er dem Prinzen de Condé zu danken, den es kützelte, einen Minister zu ernennen, und der überdies hofte, daß derselbe aus Dankbarkeit in sein Verlangen nach der Stelle eines Generalfeldzeugmeisters willigen würde. Die Ungnade, worinn die Prinzen fielen, setzte die Hofnung des Prinzen weiter hinaus, und gab dem Marquis Zeit, sich nach dem Genie des Hofes zu bilden. Er versprach seinem Wohlthäter sehr viel; nachdem er denselben aber lange aufgehalten hatte, konnte er sich nicht entschließen, seine Bedienung zu zerreißen und behielt also alles für sich. 1773.

Der Prinz de Condé hatte selbst einen noch geschicktern Einbläser hinter sich, den Grafen de Maillebois, der ihn zuerst zugeredet hatte, den Kommandanten des Delphinats vorzuschlagen. Wenn er gedurft hätte, hätte er sich wohl lieber selbst vorgeschlagen; seit einiger Zeit hatte er sich wieder dem Hofe genähert und sich bey der Favoritinn eingeschmeichelt; er sah ein, daß er eine so gute Gelegenheit nicht wieder bekommen würde. Das Beyspiel des Herzogs d'Aiguillon munterte ihn gar sehr auf, allein er saß noch nicht fest genug. Das Gericht der Marschälle von Frankreich, dessen Widerspruch er befürchtete, stand damals in größerm Ansehn, als das Parlament. Er wollte also die Meynung dieses Tribunals erst erforschen, und, indem er einen gedienten Officier zu der Stelle ernennen ließ, der sein Freund war, sich nur vorerst in Arbeit setzen. Wann er dieses erlangen konnte, so sah er die Möglichkeit ab, jenen leichtlich auf die Seite zu schaffen, weshalb er vorsichtiger Weise einen ungeschickten, kurzsichtigen und nicht sehr ehrgeizigen Menschen gewählt hatte, um auf diesem krummen und langsamen, aber sicherern Wege seinen Endzweck zu erreichen. Und würklich war es eine der ersten Operationen des neuen Kriegsministers, der von den Talenten des Grafen de Maillebois überzeugt war, und für die dem verstorbenen Vater desselben, dem Marschall de Maillebois, schuldige Verbindlichkeiten erkenntlich seyn wollte,

 daß

daß er ihm eine von den drey Generalkriegsdirecktor-
1773. stellen gab. Dieser Versuch lief nicht glücklich ab.
Februar Die Marschälle von Frankreich versammelten sich die-
1771. ser Sache wegen, und setzten einen Bericht an den König auf, worauf sie eine zimlich unangenehme und für den Angeklagten sehr vortheilhafte Antwort erhielten, der aber doch seine Würkung that, weil der Graf die Stelle nicht behielt. Es ist wahr, daß derselbe bald nachher Kommandant von Ober Languedoc ward und in der Folge seinen Richtern und der Nation öffentlich getrotzt hat; welches immer die Folge des ersten Versuchs war, der dem Minister keine Ehre brachte.

Im übrigen betrug er sich besser. Eine seiner Hauptabsichten war, die Ausgaben seines Departements einzuschränken, die unter seinem Vorgänger übermäßig hoch gelaufen waren. Er suchte Ordnung und Nacheiferung unter den Truppen herzustellen, die unter dem Despotismus des vorigen gänzlich ausgerottet waren, weil derselbe durch Versetzungen und willkührliche Avancements die Harmonie aller Korps gestört hatte. Er schaffte die gefährliche Neuerungen eines unruhigen Geistes ab, der sich nur hatte einen Nahmen machen wollen und in der Wahl der Mittel nicht ekel gewesen war. Das Ausreißen war so häufig, daß der Herzog de Choiseul an der Gränze hatte einen Kordon ziehen laßen, der jährlich eine Million und zweymahl hundert tausend Livers kostete. Herr de Monteynard ließ denselben abgehen, weil er überzeugt war, daß glimpfliche Behandlung diesem Uebel besser abhelfen würde, als Zwang. Ueberdies führte er ehrenvolle Belohnungen ein, die dazu dienten, immer einen Stamm alter Soldaten zu Anlernung der neuen beyzubehalten; auch erhöhte er den Sold, welches zu seiner Zeit eine fast unmerkliche Ausgabe war, in der Folge aber sehr lästig werden konnte, welches er nicht beherziget hatte. Seine Verwandlung der Militz in Provincialregimenter und seine den Regimentern gegebene Instruction waren sehr gut ausgedacht und überlegt. Da er ihre

Ver-

Verfassung der Verfassung der alten Infanterie ähnlich machte, konnten sie, im Fall eines Krieges, augenblicklich die Anzahl der Truppen vermehren, und bey der Rekrutirung wurden die eingeschlichene Mißbräuche gehemmt, die Last der Unterthanen erleichtert, und die Arbeiter für den Ackerbau geschont. Dies war das Gute, das der Marquis de Monteynard, entweder aus eigenem Antrieb, oder auf Eingebung, stiftete. Da er in seiner Arbeit langsam, schwerfällig und zu sehr auf Kleinigkeiten erpicht war, so kam er nicht sonderlich vom Fleck, welches ihm den König bald abgeneigt machte, und seinen Mitwerbern gewonnen Spiel gab. Er hatte seinen Posten kaum angetreten, als man schon von seiner Abdankung sprach. Indessen hielt der König, der in demselben seinen ehrlichsten Minister erkannte, den gegen denselben geschmiedeten Ränken noch einige Zeit Widerstand, sagte aber dabey: **Es wird doch wohl endlich nicht anders werden, denn es steht ihm ja Niemand bey, als ich.** Das Kriegsgericht der Invaliden machte den Sturm gegen den Marquis de Monteynard noch größer. Seine Absichten waren gut und rein. Er wollte in der Aufrichtigkeit seines Herzens mit forschendem Blick die abscheulichen aber gewöhnlichen Räubereyen beleuchten, die seit einiger Zeit bey dem Artilleriewesen eingerissen waren. Diese hatten unter dem Herzog de Choiseul ihren Anfang genommen, und sich, unter dem Schutze des neuen in diesem Fache eingeführten Systems, erstaunlich vermehrt. Die Feinde desselben hoften, eine Gelegenheit zu finden, noch mehr Beschuldigungen auf ihn bringen zu können und seinen Fall vollkommen zu machen, und hatten zu dem Ende die Wachsamkeit und Strenge seines Nachfolgers in Bewegung gesetzt. Ein General, dem das Glück seiner Nebenbuhler schmerzte, und der mit Widerwillen sah, daß neuere Grundsätze den alten Schlendrian verdrängten, er aber in eine demüthigende Unthätigkeit versetzt war, wollte seine Privatrache sättigen und gab seinen versteckten Angebereyen den Anstrich des Eifers

1773. 4. August 1771 und 18. Nov. 1773.

1773. für den Dienst des Königs und für die allgemeine Wohlfahrt. Daher entstand denn dieses so unregelmäßige, so widersinnige, so ungeheure Kriegsgericht, in welchem Unwissenheit und Vorurtheil den Vorsitz hatten, wo wider alle Formalitäten gehandelt ward, wo Partheylichkeit jeden Schritt bezeichnete, wo man den Beklagten keine Freyheit ließ, sich zu vertheydigen, wo man ihnen die Wahl ihrer Advokaten vorschrieb, wo man diejenigen, die es wagten, für dieselben zu sprechen, mit der Verbannung strafte, wo, mit einem Worte, das unbegreifliche Urtheil gefällt ward, da man einen Officier für schuldig erkannte, in seinen Verrichtungen Unterschleife gemacht, einen an dem Könige begangenen Diebstahl niederträchtiger weise begünstigt, selbst Antheil daran genommen und mit dem Urheber des Diebstahls gemeine Sache gemacht zu haben, — und doch demselben seine Ehrenzeichen nicht entriß, sondern ihm den Ludwigsorden ließ.

Der Eigensinn, womit der Marquis de Monteynard diese ungerechte Stiftung schützte und gegen alle Bemühungen, wodurch die Wahrheit sich einen Weg zu ihm bahnen wollte, fühllos war, raubte diesem Minister viel von seinem Ansehn, nicht allein bey dem Artillerikorps, sondern auch bey der ganzen Nation. Seine Verbindungen mit dem Kanzler, dessen System er angenommen hatte, weil es in Absicht des blos leidenden und unbedingten Gehorsams gegen den Willen des Monarchen, mit den militarischen Grundsätzen überein kam, fielen damals besonders auf, weil er, ohne solche Privatintriguen dabey zu haben, als seine Kollegen, doch standhaft bey der einmal angenommenen Parthey blieb, und sie auch, bey der im Ministerio gegen den Herrn de Maupeou entstandenen Gährung, nicht verließ. Ueberdies war er in Austheilung der Gnadenbezeigungen sehr karg und hatte sich also wenig Kreaturen gemacht; auch den Dubarris die verlangte knechtische Unterwerfung nicht bewiesen; es war also kein Wunder, daß er unterliegen mußte.

Ludewig der XV. behielt bey Abdankung dieses Staatssekretärs, des letzten, den er abdankte, die ganze Seltsamkeit und alle Widersprüche seines Charackters bey. Er konnte, wie gesagt, an der Ehrlichkeit des Herrn de Monteynard, an der Ergebenheit desselben für seine Person, und an dem Eifer, seine Pflicht auf das beste zu erfüllen, nicht zweifeln. Allein bey dem Sturm, der über dem Königreich schwebte, hatte dieser Monarch nicht sowohl ehrliche als kühne Leute nöthig, die das Ruder festhielten und das traurige Schauspiel vor seinen Augen zu verbergen suchten. Von der andern Seite schreckte ihn die Ungerechtigkeit, seinen besten Diener abzuschaffen, anstatt denselben aufzumuntern, und ihn zu strafen, anstatt ihn zu belohnen; und so hielt die Tugend desselben lange der Ungnade das Gegengewicht. Ludwig der XV. hatte nicht das Herz, ihm dieselbe anzukündigen, und suchte ihm also durch Kränkungen den Dienst zu verleyden. Als der Pedell eines Tages diesen Staatssekretär zum Konseil berufen hatte, und der Marquis de Monteynard sich einstellte, ließ ihn der König schimpflich wieder fortgehn, und schob die Schuld auf diesen Unterbedienten, welcher kassirt ward. Ein ander mahl, als Herr de Monteynard gekommen war, mit dem Könige zu arbeiten, sagte ihm der Monarch: „Was „wollen Sie hier? Mir den Timbrune zum Gou„verneur der Ecole militaire vorschlagen? Er soll es „seyn! zweytausend Thaler Gnadengehalt für Ma„dame Chauvelin? Sind bewilligt!" 1773.

Dadurch, daß er ihm auf diese Weise die verschiedenen Gnadenbezeigungen nahmhaft machte, die er zu ertheilen beschlossen hatte, sagte er voraus, daß dieses die Sachen wären, die der Minister in seinem Portefeuille hätte, und ließ ihn wieder gehn, ohne ihn dasselbe öfnen zu laßen.

Ludewig der XV. dachte, sein Kriegsminister würde merken, was das zu bedeuten hätte. Allein, es sey nun, daß er ungern seine Bedienung missen wollte, oder, daß er glaubte, weil er sich nichts vor-

zuwerfen hatte, seyn Herr könnte ihn nicht im Ernste
1773. los seyn wollen, genug, er verstand diese Sprache nicht, und blieb drey ganze Monathe, ohne mit dem Könige zu arbeiten. Ganz Paris war voll von seiner bevorstehenden Ungnade; er allein schien nichts davon zu wissen. Es gieng gegen das neue Jahr und die Modenkrämer, die in den Neujahrskleinigkeiten die Geschichte des Tages oft allegorisch anzeigen, erfanden Feuerschirme à la Monteynard, das heißt, die auf den geringsten Stoß niederfielen, und sich dann von selbst wieder aufrichteten. Eine sinnreiche Anspielung auf die Abwechslung, die dieser Minister erfuhr, von dessen Fall acht Tage lang alle Gesellschaften ertönten, und den man dann wieder aufhob, um ihn kurz nachher wieder fallen zu laßen. Endlich ward der Herzog d'Aiguillon dieser Abwechselungen überdrüßig, und vermogte seine Beschützerinn, ihren Durchlauchtigen Liebhaber so lange zu quälen, bis er die gesiegelte Kabinetsordre unterschrieb, die der Herzog de la Vrilliere augenblicklich dem Marquis de Monteynard insinuiren mußte. Seine Leute selbst erwarteten diesen Fall so gewiß, daß der Schweizer, als er den Herzog kom-
28. Jan. men sahe, sich nicht enthalten konnte, zu sagen:
1774. „Ich fürchte, daß Ew. Excellenz uns eine üble Bothschaft bringen." Worauf der Herzog, ohne alle Zurückhaltung, antwortete: „Du hast Recht!" Man begieng doch nicht die Grausamkeit, den Gefallenen zu verbannen; weil sich aber der König der Erscheinung des Marquis de Massiac erinnerte, und sich nicht noch einmal dieser Verlegenheit aussetzen wollte, so ward dem Marquis de Monteynard verboten, sich vor dem Könige sehn zu laßen. Der Herzog d'Aiguillon hatte doch so viel Schaam, sich diese Bedienung nur ad interim geben zu laßen, er bekam aber ein Kompliment dabey, das so viel werth war, als die vollständige Uebertragung des Postens. Als Ludewig der XV. demselben in Gegenwart der Hofleute das Portefeuille überreichte, sagte er ihm: „Ich vertraue es Ihnen an, bis ich einen würdigern

„dazu

„dazu finde; ich muß Ihnen aber gestehn, daß ich in „der Wahl sehr ekel bin." Er erhielt bald die Bedienung ganz und gar und seine erste Audienz war glänzender, als irgend eine von denen, die der Herzog de Choiseul in den schönsten Tagen seines Ruhms gegeben hatte. 1774.

Der Staatssekretär vom Seedepartement hatte nicht, wie der Marquis de Monteynard, den Vortheil, aus dem Korps seines Departements genommen zu seyn. Er war sogar gänzlich unwissend in diesem Fach, als ihn der König ernannte; er hoffte aber, nach dem Beyspiel seiner Vorgänger, sich bald mit seinen Geschäften bekannt zu machen, und durch aufmerksame Klugheit zu ersetzen, was ihm an Kenntnissen abgieng. Er gieng anfänglich mit vieler Behutsamkeit zu Werke. Er nahm, wie ein Schüler, Lehrmeister in den verschiedenen Anfangsgründen der Wissenschaft an, die er zu dirigiren bestimmt war; ließ einen alten Oberkommis der neuen Bureaux kommen, denen er vorgesetzt war, und zwang diesen sich sträubenden Mentor, ihm mit seinem Rath an die Hand zu gehn. Jedoch entzog er sich bald seinem Gängelbande. Herr de Boisnes besaß einen Neuerungsgeist, der seinem Rathgeber nicht anstand, welcher, wie es sein Alter und seine Grundsätze mit sich brachten, an der Einrichtung Ludewig des XIV. festhielt. Er wieß denselben also in das alte Marinedepartement zurück und gab ihm die Inspection über die Kassen. Zum Beystand in seinen Projecten wählte er sich einen Menschen, der mit ihm gleichförmig dachte. Dies war ein gewisser B***x, ein blauer Officier, der Sohn eines Handwerkers aus Rochefort, der sich durch seine Verdienste durch alle Stufen durchgearbeitet hatte und endlich als Schiffslieutenant in das große Marinekorps gekommen war. Dieser Boux, der guten Mutterwitz, viel Feuer und eine mathematische Genauigkeit in seinen Begriffen hatte, war sehr beredt, wiewohl er weder Wissenschaften noch Erziehung hatte, und dasjenige nicht zu Papier bringen konnte, was er

1774. im Umgange so lichtvoll vorzutragen fähig war; er verstand auch den Schiffbau, und kurz, er war in allen Fächern des Seewesens vortrefflich bewandert. Mit diesem besonders machte Herrr de Boisnes den ersten Entwurf des widersinnigen Reglements, das die Verfassung und die Harmonie aller Korps so sehr über den Haufen stieß, daß alle damit gleich unzufrieden waren. Das Korps der Administration, ob es gleich am meisten gemißhandelt war, mußte seiner Schwäche wegen sich beruhigen, und war das erste, daß das Reglement mit Ergebung annahm; dahingegen brachte Herr de Boisnes die ganze Zeit seiner Ministerschaft darauf zu, das Korps vom Degen biegsamer zu machen, mußte aber sein ganzes Werk, sobald er abgieng, über den Haufen geworfen sehn.

Uebrigens kann man nicht sagen, daß dieses Reglement nicht auch vortrefliche Sache enthielte. Der Verfasser war von einem herrlichen Grundsatz ausgegangen, der die besten Folgen haben konnte, wenn der Minister nur alles hätte recht zur Reife kommen laßen, alles von beyden Seiten betrachtet und abgewogen, alle Unbequemlichkeiten voraus beherziget, denselben abgeholfen und die Ausführung nicht übereilt hätte. Der Artikel, der seiner Absicht wegen der beste, den Officiers aber der unangenehmste war, weil sie den Endzweck davon merkten, war die Trennung des Ganzen, oder die Eintheilung des Korps in verschiedene Regimenter, in welchen ein jeder, nach seiner Anciennität, und also nicht mehr im ganzen Korps, avanciren sollte, denn dadurch ward die allgemeine Konkurrenz aufgehoben, und der sogenannte Esprit du corps mit der Wurzel ausgerottet, der dieses Korps von jeher so unbiegsam und gegen alle Zucht so aufsätzig gemacht hatte.

Herr de Boisnes sahe aus dem Widerstande und den Widersprüchen des Korps vom Degen, daß er unrecht gehandelt hatte, das Administrationskorps dem Reglement zu unterwerfen, und durch die Schwächung desselben das andre noch verwegner zu machen,

machen, hatte daher, um das Gleichgewicht herzustellen, den Einfall, die Hafenofficiers und Marineingenieurs mit dem Administrationskorps zu vereinigen, und eine Marineschule anzulegen, woraus, als aus einem Pflanzgarten, alle Marineofficiers und Officianten genommen werden sollten, je nachdem sie ihre Talente zu einem oder dem andern Posten im Seewesen fähig machten. Da man ohne Ahnenprobe in diese Schule aufgenommen ward, so hätte er dadurch unvermerkt den Hochmuth und den Ahnenstolz ausgerottet, womit die Maringarden sich brüsteten, welchen sie für das Wesen ihres Standes hielten, und woraus alle die übeln Eigenschaften entsprangen, wodurch sie sich nachher immer zu ihrem Nachtheil auszeichneten. 1774.

Zu viel Uebereilung verdarb diese gute Absichten; überdies waren die Umstände nicht günstig, und dieser Minister hatte nicht Ansehn und nicht Rückhalt genug, um zu schrecken. Bey der im ganzen Königreiche herrschenden allgemeinen Unordnung wäre es ein Wunder gewesen, wenn das Departement desselben davon verschont geblieben wäre und eine Verbesserung erhalten hätte, die einen Urheber von der strengsten Tugend und von den größten Talenten erforderte. Die ganze Dauer der Ministerschaft des Herrn de Boisnes verstrich also unter Projeckten, innerlicher Zerrüttungen in den Häfen, kostbaren Versuchen, und die Marine, deren wesentliches Beste er verabsäumte, das doch sein Vorgänger wenigstens zu erhalten gesucht hatte, befand sich bey seinem Fall in den traurigsten Umständen.

Wenn übrigens Herr de Boisnes von seinem Departement nicht viel Ruhm einernten konnte, so hofte er, daß es ihm in einer andern Würde besser gelingen sollte, die sich mehr für sein Genie, für seinen Geschmack und seine Fähigkeit schickte. Er schmeichelte sich nehmlich im Geiste, über kurz oder lang Kanzler oder Siegelbewahrer zu werden. Als eine Kreatur des Herrn de Maupeou, hätte er demselben gern den Undank vergolten, womit dieser seinen

Vor-

Vorgänger bezahlt hatte. Das Haupt der Justiz
1774. hatte sich, der erhaltenen Warnung wegen dessen, was vorgehn sollte, ungeachtet, durch seine Eigenliebe verblenden laßen, und eben den Fehler begangen, wie der Herzog de Choiseul. Denn man behauptet, daß Herr de Maupeou, ohne diesen Gehülfen, nimmermehr aus dem Labyrinth gekommen wäre, worinn er sich verwickelt hatte, und Herr de Boisnes hofte, denselben unter seinem eigenen Gebäude, an dessen Aufbau er geholfen, erschlagen zu sehn, sobald er seine stützende Hand zurückzöge. Er hatte seine neue Geschäfte zum Vorwand genommen, die seine ganze Anstrengung allein erforderten. Er kannte die Hitze und den herrschsüchtigen Geist des Herrn de Maupeou. Er sahe voraus, daß derselbe, durch seine wilde Unbesonnenheit, bald mit dem Herzog d'Aiguillon, mit dem Abbé Terrai, und mit der Favorite zerfallen würde; daß der König selbst die wenige Achtung, die er noch für denselben hegte bald verlieren würde; daß man aber, wenn man denselben auch gern loß seyn wollte, doch sein Werk gern beybehalten würde, das von allen Seiten den Einsturz drohte, und daß man glauben würde, sich an keinen bessern wenden zu können, als an den wahren und wirklichen Baumeister des Gebäudes selbst.

Wenn man seinen Ehrgeitz ausnimmt, der so gränzenlos war, daß es kein Verbrechen giebt, das er nicht unternommen hätte, denselben zu sättigen, so war Herr de Boisnes gar nicht für den verderbten Hof geschaffen, an welchem er lebte. Mitten unter der ausschweifendsten Zügellosigkeit zeigte er in seiner Person einen Minister von unbescholtnen Sitten. Er lebte in seiner Familie bürgerlich, hatte Religion und versteckte die Leydenschaft, die ihn verzehrte, unter dem Mantel der Andacht. Da seine strenge Gemüthsart sich nicht zu der Eitelkeits- und Kleinigkeitsliebe der Hofleute herablaßen konnte, hatte er sich zu der Parthey der Andächtler, der Klerisey und der Prinzeßinn Louise geschlagen, welche alle

für die Zerstörung der Parlamenter waren, und weil sie seinen Haß gegen diese Gerichtshöfe kannten, das größte Zutrauen in ihn setzten. Was ihn besonders bey der Regierung, bey den Ministeen und bey Ludewig dem XV. beliebt machte, war der Despotismus, den er im Kopfe und im Herzen trug. Er behauptete, daß sich alles unter der Königlichen Gewalt krümmen müßte, daß diese, wenn sie einmahl vorgeschritten wäre, schlechterdings nicht zurückschreiten müßte, wenn sie auch Unrecht hätte; kurz daß nur ein Herr und alles andre Sklave seyn müßte. Glücklicher Weise waren seine Mitbrüder und besonders der König, ob sie gleich dieselben Grundsätze hegten, nicht so unbiegsam bey Aufrechthaltung derselben, daß sie solche hätten in ein festes und unveränderliches System bringen sollen. Denn hätte das ganze Konseil aus lauter so unbiegsamen Menschen bestanden, so wäre eine grausame Staatserschütterung entstanden, und die ganze Nation unter das Joch gekommen. Ueberdies machte die Privateifersucht der Glieder unter sich einen Strich durch dieses System. Der Kanzler, der diesen seinen Kollegen nicht mehr nothwendig brauchte, und seine Konkurrenz fürchtete, suchte denselben bey dem Könige zu verkleinern, aber nicht öffentlich, sondern durch so außerordentliche Mittel und Wege, daß sie nicht erfunden, sondern auf Thatsachen gegründet zu seyn scheinen mußten. Er behauptete, daß der Kopf desselben schwach würde, daß er irre Stunden hätte, daß ihm das Gedächtniß vergienge, und suchte ihn im Konseil in Gegenwart des Königs alle Augenblick einer Uebereilung oder eines Fehlers zu beschuldigen, um seine Behauptungen zu rechtfertigen. 1774.

Dem Abbé Terrai, der bloß auf einem politischen Fuß mit dem Herrn de Maupeou lebte, war es eben nicht unangenehm, diese beyde Menschen beschäftiget zu sehn, sich einander zu stürzen. Er hofte, die Frucht davon zu genießen, denn auch er machte Ansprüche darauf, das höchste Oberhaupt der Justiz zu werden. In dieser Hofnung ertrug er die Last

1774. des Finanzdepartements, die für jeden unerträglich gewesen wäre, der noch einen Funken von Vaterlandsliebe, oder menschlicher Empfindung im Herzen gehabt hätte. Dieser Bösewicht, denn gewiß wird die Nachwelt diese ihm von seinen Zeitgenossen mit so vielem Rechte beygelegte Benennung bestätigen, dieser Bösewicht zeichnete sich vor den andern, die den König umlagerten, durch eine in ihrer Art einzigen Leydenschaftlosigkeit aus. Diese hatten doch wenigstens heftige Leydenschaften, deren Würkung sich nicht berechnen läßt, und deren sich die tugendhaftesten Menschen zuweilen nicht erwehren können. Der Abbé Terrai aber war gegen das Gute und gegen das Böse gleichgültig; er that das erste ohne Vergnügen, und das letzte ohne Reue. Unter Heinrich dem IV. wäre er vielleicht ein Sully gewesen; unter Ludewig dem XV. war er ein Ungeheuer. Er hatte alle erforderliche Eigenschaften um es in dem einen und dem andern Aeußersten gleich hoch zu bringen. Zum Unglück befand er sich in einem Falle, wo er von seinen Eigenschaften bloß die allerverwerflichsten entwickeln konnte und das that er dann auch in höchstmöglichem Grade. Er war im Laster so unerschrocken, daß er die Heucheley des Kanzlers verachtete, und sich in seiner wahren Gestalt zeigte. Die Süßigkeiten der Liebe kannte er nicht, hatte aber einen Hang zum andern Geschlechte und behielt auch in der Unzucht seine gewöhnliche Kaltblütigkeit. In seinem neuen Pallast in der Straße Notre-Dame-des-champs hatte er ein prächtiges Bette, in welchem ein verhangenes Gemählde hing. Wenn man den Vorhang wegzog, fand man das Bildniß eines nackten Frauenzimmers, und er sagte zu den Damen, die neugierig gewesen waren: „Mesdames! das bringt das Costume so mit „sich." Beherrschen ließ er sich von keiner seiner Mätressen. Die Baronesse de la Garde handelte ziemlich öffentlich mit seinen Gnadenbezeigungen. Er ließ das geschehn, weil er es bequem fand, sie auf solche Weise zu bezahlen. Sobald er sahe, daß ihm

das

das nachtheilig werden könnte, und daß darüber ein zu gefährliches Murren entstand, ließ er sie verbannen, und wieß ihr mit vieler Härte die Thüre. Er schlief ohne Bedenken bey Madame Damerval, seiner natürlichen Tochter. Dies war ein reizender Bissen, den er für sich aufgehoben hatte. Er hatte diese junge Person ausdrücklich für sein Bette erziehn laßen, ließ sie aber gleich fahren, sobald sie der Gräfinn Dubarri gefiel und diese sie für Ludewig den XV. haben wollte. 1774.

Der Abbé Terrai bekümmerte sich wenig über die Klagen der Mißvergnügten. Er litt nicht, daß man diese Beschwerden zu hindern suchte, und sagte: wenn man den Leuten das Fell abzöge, so müßte man sie auch schreyen laßen. Mit eben der Offenherzigkeit sprach er auch von sich. Da die Deputirten der Klerisey ihm bey einer ihren Orden betreffenden Sache zu Gemüthe führten, daß er eine Ungerechtigkeit begienge, gab er ihnen zur Antwort: **Wer sagt Ihnen denn, daß es gerecht ist? Wozu anders bin ich denn hier?** Ein anderesmahl, da einer von ihnen in voller Entrüstung ausrief: **Aber, Ew. Excellenz! das heißt ja, den Leuten die Taschen ausräumen!** antwortete er: **Wo wollen Sie denn, daß ichs sonst hernehmen soll?** Satiren, Quodlibets, Sinngedichte u. dgl. rührten ihn nicht; mann nannte ihn am Hofe nicht anders, als das verzogene Kind, weil er alles betastete, und den großen Borstwisch, weil er alles berührte — er lachte über diese Ekelnahmen. Einst gieng er durch die kleine Gallerie, die voller Hofleute war, und folgte hinter einem Grafen du Muy, vor welchem das Gedränge mit einer Art von Ehrfurcht von beyden Seiten Platz gemacht hatte. Gleich darauf nahm aber das Gedränge zu, und dem Herrn Abbé wurden die Rippen gewaltig gedrückt. Er bat sehr demüthig, man möge ihn durchlaßen, und nicht todtdrücken, hörte aber eine Stimme unter der Menge, die ihm antwortete: **Hier wird nur für ehrliche Leute Platz gemacht.** Indessen genoß er

1774. einer tiefen Seelenruh, so bald er nur seinen Körper in Sicherheit gebracht hatte. Seine einzige Sorge war, Geld anzuschaffen, um nicht abgedankt zu werden. Da ihm hierzu alle Mittel und Wege gleich gut waren, so hatte er wenig Mühe. So suchte er sich auf den Füßen zu erhalten, auch wohl auszubreiten, (denn ohne die Künste und Wissenschaften zu lieben, hatte er dem Marquis de Marigny die Oberbaudirektorstelle weggesiicht,) und wartete dabey auf einen günstigen Augenblick, um sein Departement gegen was besseres zu vertauschen. Ja, um diesen Augenblick zu beschleunigen, hatte er den Einfall gehabt, sich zum Kardinal machen zu laßen, und es gieng das Gerücht, daß er die Ernennung zum ersten Kardinalshut von dem Prätendenten für fünfmahl hundert tausend Livres gekauft hätte. Mit dieser Würde hätte er nicht Kontrolleur bleiben können, man hätte für ihn den Posten eines Surintendanten oder Generalfinanzdirektors wieder herstellen müssen, und er wäre allen andern Ministern vorgegangen. Bis zu dieser glänzenden Zukunft schmiedete er ohne Unterlaß Gelddedickte, und an dem Tage, da Ludewig der XV. starb, fand man, noch ehe er verschied, in dem Park von Versailles die kurz vorher publicirte Deklaration angeschlagen, wodurch die neuen Auflagen verlängert wurden, mit der Beyschrift:

C'est ainsi qu'en partant je vous fais mes adieux.
(So nehm ich von Euch Abschied, da ich von hinnen scheide.)

Eine der außerordentlichsten Erscheinungen in der Regierung Ludewig des XV. ist ohne Zweifel diese, den Herzog de la Vrilliere über funfzig Jahre lang seinen Posten bekleiden, und mitten unter einer solchen Menge nach der Reyhe gefallener Ministers ihn allein allen Stürmen trotzen zu sehn. Dies kam daher, weil er sich gleich anfänglich, weder durch seine Talente, noch durch die Gattung seines Departements, Neider zuzog, und weil selbst sein Mangel an Genie dem Könige gefiel, der gegen diejenigen,

die

die zu viel Genie hatten und dadurch Gewalt über ihn bekommen konnten, behutsam und mißtrauisch war. Aus dieser Ursach überließ er sich diesem Staatssekretär sehr zuversichtlich, denn er fand sich demselben gewachsen, und faßte deswegen eine große Zuneigung zu ihm. Ludewig der XV. ließ sich auch leicht durch die Gewohnheit fesseln, haßte alle Veränderungen, und ungeachtet der unaufhörlichen Abwechselungen in seinem Konseil fürchtete er sich doch allemahl, vermöge seiner natürlichen Blödigkeit und Furchtsamkeit, wovon er sich niemahls losmachen konnte, vor den neuen Gesichtern. Uebrigens waren zu dem Theil der Staatsverwaltung, dem der Herzog de la Vrilliere so lange schon vorstand, keine hohe und glänzende Eigenschaften erforderlich; und die wesentlichsten, nehmlich der Geist der Ordnung und der schnellen Ausfertigung, fehlten ihm nicht. Diese waren es auch, die Ludewig der XV. vorzüglich schätzte, und das Publikum, daß sich wohl dabey befand, liebte diesen Staatssekretär ziemlich. Nur dann erst ward derselbe ihm verhaßt und verächtlich, als er der Sklave einer zanksüchtigen und geizigen Frau ward, und alle die Ungerechtigkeiten begieng, die sie ihm eingab; besonders als er, nach der Vereinigung des Pariser Parlaments, den gesiegelten Kabinetsbriefen, und allen damit verknüpften Abscheulichkeiten, einen freyen Lauf geben konnte; und endlich als sein Neffe, der Herzog d'Aiguillon, der seiner Unterstützung in Bretagne bedurfte, ihn zum Werkzeug seiner Rachgier machte, so daß er den Deputirten dieser Provinz im Jahr 1772 sagte: „Der „König will von keinem Widerstand wissen, wenn „sich die Stände mit den Angelegenheiten des Par„laments befassen, so werden sie binnen drey Tagen „kassirt seyn." 1774.

Es war nun schon zu spät, daß der König die Bande, die ihn an diesen Minister knüpften, hätte zerreißen können. Er gab ihm vielmehr noch innigere Beweise seiner Gewogenheit und Freundschaft. Als der Herzog de la Vrilliere auf der Jagd eine

1774. Hand verlohr, schrieb ihm Ludewig der XV. einen eigenhändigen sehr zärtlichen Brief, und sagte ihm, da er ihn verließ: **Du hast nur eine Hand verlohren, du sollst aber allemal zwo derselben bey mir zu Deinem Dienste bereit finden.** Um die letzte Zeit, als die gegen diesen Minister aufgewachte Bosheit der Hofleute dunkle Gerüchte von seinem Fall oder wenigstens Abdankung ausstreute, beruhigte ihn der König, und setzte hinzu: **Sie müssen mich nicht verlaßen, wir haben einer den andern gar zu nöthig.**

Dieses Gerücht *) fand besonders Glauben, als der Ritter d'Arc verbannt ward, dieser Liebling der Marquise de Langeac, der Maitresse des Herzogs, mit dem sie diesen ränkevollen Kopf in vertraute Freundschaft gebracht hatte. Unter seinem Schutze machte derselbe allerhand versteckte Händel, die endlich an den Tag gekommen waren. Der Herzog kam dadurch aus der Sache, daß er denselben aufopferte, und ein gesiegeltes Kabinetsschreiben gegen denselben ausfertigte, welches er schon längst bloß aus Eifersucht hätte ausfertigen sollen, und das er doch noch mit thränenden Augen unterschrieb, weil er überzeugt war, daß es ein harter Schlag für seine Ungetreue seyn würde.

Die Schwachheit dieses Ministers für diese Frau gieng so weit, daß er, ungeachtet der Krankheit Ludewig des XV., bey der Verheyrathung ihrer Tochter mit dem Marquis de Champbonas, in seinem Pallast eine Fete gab. Die Unanständigkeit war so auffallend, daß der Dauphin, der es nicht glauben konnte, sich mit seinen Augen heimlich davon überzeugen wollte, und man kann leicht denken, daß wenn derselbe bloß seiner Verachtung gegen den Herzog de la Vrilliere Gehör gegeben hätte, dieser der erste

*) Die eben erzählten Anecdoten sind aus der Lobrede auf den Herzog de la Vrilliere genommen, die in der Akademie der schönen Wissenschaften den 14. November 1777 abgelesen worden.

erste gewesen wäre, den er, bey seiner Gelangung zum Thron weggejagt hätte. 1774.

Nach dem Herzog de la Vrilliere war Herr Bertin des Königs liebster Minister und zwar aus derselben Ursach, nehmlich wegen der Aehnlichkeit ihres beyderseitigen Verstandes. Der König fand sich bey demselben außer Verlegenheit, weil er nicht allzuviel Einsichten blicken ließ und ihm nicht, so zu sagen, durch eine so tiefe und zu feine Staatskunst, Ehrfurcht abnöthigte; kurz, der einfach und treuherzig in seinen Ideen und Vorträgen im Konseil war. Denn Ludewig der XV. hatte in der Schule des Kardinals de Fleuri den gesunden Menschenverstand höher schätzen gelernt, als Genie. Dies erwarb dem Herrn Bertin die vertrauliche Freundschaft Ludewig des XV. der, wie wir oben erwehnt haben, demselben sein Portefeuille und seine Privatkasse anvertraute. Auch mußte derselbe fur eine Menge natürlicher Töchter des Königs sorgen, die der König zu verheyrathen gedachte, so wie sie mannbar würden. Diese Vertraulichkeit des Durchlauchtigen Liebhabers über allerhand kleine häusliche Angelegenheiten, brachte diesen Minister auch mit Madame Dubarri häufig in Verbindung; daher er denn nicht weniger, als Herr de Boisnes und der Abbé Terrai, befugt war, auf die Stelle des Kanzlers Anspruch zu machen; denn die Gegenstände seiner öffentlichen Verwaltung waren nur elend, und er konnte sich dabey weder durch große Fehler, noch durch rühmliche Unternehmungen, auszeichnen.

Frankreich ist ihm indessen für die Errichtung der Vieharzneyschule Dank schuldig. Dies ist eine anatomische Schule, um den Bau des Pferdes kennen zu lernen, nebst den Krankheiten, die es befallen können und der Zufälle, die demselben, sowohl in Absicht auf seine Gattung, als auf die Art, wie es dem Menschen dient. Ihn muß man als den Stifter des Hauptorts dieser Einrichtung auf dem Schlosse d'Alford bey Paris ansehn. Die Direcktion dieses Studiums hatte er dem Stallmeister Bour-

 gelat

1774. gelat von Lyon übertragen, der seiner Kenntnisse wegen sehr berühmt ist. Man nimmt daselbst eine Menge Pensionairs aus den verschiedenen Provinzen des Königreichs und sogar aus fremden Ländern auf, die dafür nur sehr wenig bezahlen dürfen. Privatpersonen, welche kranke oder lahme Pferde haben, können sie daselbst hinschicken, und bis zur völligen Genesung, ohne viele Unkosten, da laßen. Die Erfahrungen, die man in dieser Schule macht, werden täglich vielfacher, ausgebreiteter und vollkommener. Es ist jetzt etwas ganz gewöhnliches, diesen Thieren ein zerbrochnes Bein gerade zu heilen, wovon man sonst nichts wußte; man treponirt dieselben, und nimmt alle Verrichtungen der Wundarzney mit ihnen vor, die man bey Menschen auszuüben pflegt. Man kann leicht denken, daß die Treibung dieser Wissenschaften vortrefliche Schmiede bildet, und aus der Wichtigkeit dieser Klasse von Menschen, seit dem eingeführten häufigen Gebrauch dieser Thiere, kann man auf die Wichtigkeit dieser Stiftung schließen.

Herr Bertin hatte überdies zwo große Provinzen in seinem Departement, nehmlich Guyenne und die Normandie, weshalb er denn auch bey der großen Veränderung der Gerichtshöfe eine Rolle zu spielen hatte, das heißt, bey der wichtigsten Begebenheit der letzten Regierungsjahre Ludewig des XV. welche seit vier Jahren fast die ganze Aufmerksamkeit des Ministerii und der Nation auf sich zog.

Obgleich seine Gemüthsart mit der Gemüthsart des Herrn de Maupeou nicht sonderlich übereinstimmte, hatte er doch das Werk desselben aus allen Kräften befördert, nicht allein aus der mit seinen Mitbrüdern gemeinschaftlich habenden Absicht, sondern auch aus Privatabsichten, deren Erfüllung er wohl gewünscht hätte. Als eine Kreatur der Jesuiten hieng er denselben noch immer an, und es war nicht seine Schuld, daß sie sich die Umstände nicht besser zu Nutze machten; seine Freundschaft aber war eben so unzuverläßig, als seine Gemüthsart, und

er

er eben so wenig fähig, ein hitziger Freund, als ein furchtbarer Feind zu seyn. 1774.

Mit eben der Kleinmüthigkeit gieng er in allem übrigen zu Werke. Von dem Bösen, das er that, war er überzeugt, that es indessen ohne Bedenken, sobald es sein Amt mit sich brachte, und suchte es nur so viel, als er ohne Gefahr thun konnte, zu versüßen. Man wußte es ihm, in diesen Tagen des Grauens und der Abscheulichkeiten, Dank, daß er es nicht so schlimm gemacht hatte, als die andern. Das wird ihn indessen in den Augen der strengeren Nachwelt nicht entschuldigen.

Alle diese Mitglieder der Staatsverwaltung waren eigentlich nur die Austheiler der Gnadenbezeigungen und die Vollstrecker des Willens der Favoritinn. In kurzem hatte sie eine Gewalt an sich gerissen, dergleichen noch keine vor ihr gehabt hatte, und der Zepter Ludewig des XV. der bisher wechselsweise das Spielzeug der Liebe, des Ehrgeizes und der Habsucht gewesen war, ward in den Händen der Gräfinn die Spielpuppe der Thorheit. Es läßt sich nichts ausschweifenderes gedenken, als das, was damahls am Hofe vorgieng, besonders die Privatauftritte der beyden Liebenden, die immer nicht geheim genug gehalten wurden, weil Zeugen gegenwärtig waren, die nicht schweigen konnten. Wenn man die Menge von Aneckdoten erzählen hörte, womit man sich in Paris in allen Abendgesellschaften umher trug, so glaubte man, unter einem andern Kostume, die Rasereyen aus den Zeiten eines Caligula wieder zu erleben. Bald war es Madame Dubarri, die in Gegenwart des Königs und eines Notarius, nackt aus ihrem Bette stieg, und sich den einen Pantoffel von dem päbstlichen Nuncius, den andern aber von dem Großallmosenierer, reichen ließ, und diese beyde Prälaten hielten sich für diesen schändlichen und lächerlichen Dienst dadurch genug entschädigt, daß sie einen flüchtigen Blick auf die geheimen Reize einer solchen Schönheit werfen konnten. Bald war es die Marquise de Roses, Gesellschaftsdame der

Gräfinn de Provence, die von den Kammerfrauen
1774. der Favoritinn, unter ihren Augen, mit Ruthen gestrichen ward, unter dem Vorwand, daß der König ein gegen ihn begangnes Versehen ihrer Jugend zugerechnet und gesagt hätte: Je nun! sie ist ein Kind, das die Ruthe haben muß! und diese beyde Närrinnen umarmten sich alsdann, und wurden herzlichere Freundinnen, als vorher. Bald war es mit noch verächtlicherer Schmeicheley der Herzog de Tresmes, der einst die Favoritinn nicht daheim fand, und an ihre Thüre schrieb: Der Affe der Frau Gräfinn Dubarri ist hier gewesen, um ihr aufzuwarten und Kurzweil zu machen. Denn sie spottete über den Buckel dieses Herrn und er schätzte sich sehr glücklich, ihr zur Kurzweil zu dienen. Bald war es Herr de Boisnes, der einem Marinekommissar den Ludwigsorden gab, weil derselbe der Gräfinn einen kleinen Papagoy geschenkt hatte. Was war es nicht auch für eine unanständige Kurzweil, daß Madame Dubarri dem Herzog von Orleans auf den Bauch klopfte, als dieser sie bat, seine Vermählung mit Madame de Montesson zu begünstigen, und den König dahin zu bringen, daß er dieselbe als Herzoginn von Orleans anerkennen mögte, und zu ihm sagte: Alter Dickbauch! heyrathen Sie immer frisch zu! Wir wollen hernach sehn, daß wir es besser machen. Sie können leicht denken, daß ich stark dabey interessirt bin. Gerade als wenn sie die Hoffnung hätte, dereinst in die Fußtapfen der Madame de Maintenon zu treten.

Nichts aber konnte der Wegwerfung Ludewig des XV. gleichen, der die Gunst dieser Dame mit ihren kleinen Mohren gemeinschaftlich genoß, und ihr zu gefallen den Zamor zum Gouverneur des Schlosses Lucienne mit einem Gehalt von sechshundert Livres ernannte, worüber ihm der Kanzler eine gesiegelte Bestallung ausfertigen mußte; der sich von seiner Mätresse unter ihre Bedienten aufnehmen und den Nahmen la France beylegen ließ, worüber er sich in ihrem Kabinet herzlich belustigte, und sein

Vergnügen darinn fand, ihr selbst das Frühstück zu bereiten. Allen Menschen im ganzen Lande war es 1774. bekannt, daß Madame Dubarri, als einst der König den Kaffee machte, und seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge gewandt hatte, in ihrem Bette ausrief: Gieb doch Achtung, la France! Dein Kaffee läuft ja zum Teufel!

Eben dieses schaamlose, grobe und ihrer Denkungart wegen ekelhafte Weib war es, daß den Gesandten Audienzen gab und sich von den Deputirten der Konföderirten und aller der kleinen deutschen Fürsten umringt sah, die bey der Theilung von Pohlen für ihr Schicksal zitterten, und um ihren Schutz bey dem Könige zu ihrer Unterstützung baten. Eben dieses Weib war es, das der König bey der feyerlichen Wegnehmung des Gerüstes von der Brücke von Neuilly gleichsam im Triumph aufführte, unterdessen die Prinzessinnen und selbst die Dauphine von dieser Lustbarkeit ausgeschlossen waren, damit nichts ihren Glanz verdunkelte. Eben dieses Weib war es, die den König bewog, es übel zu nehmen daß der muthmaßliche Thronerbe es bey einer Abendtafel, die eine ränkevolle Dame des Hofes zu Stiftung einer Versöhnung angestellt, von der Gesellschaft mit seiner Durchlauchtigen Gemahlinn entfernt hatte, so daß der König unwillig ausrief: Ich sehe wohl, daß meine Kinder mich nicht lieb haben! Eben dieses Weib war es, für welches ein goldener Putztisch verfertigt ward, ob gleich die Dauphine dergleichen nicht besaß und die Königinn niemals besessen hatte. Besonders fiel der Spiegel auf, über welchen zween kleine Liebesgötter angebracht waren, und eine Krone hielten, die demselben allemal über dem Haupte schwebten, wenn es sich spiegelte, und ein Sinnbild der demselben einst zugedachten würklichen Krone waren. Eben dieses Weib war es, das seine Wohnung in dem Pallast einer Prinzessinn vom Geblüt nicht gut genug fand, und daher den neuen Pavillon von Lucienne erbauen ließ, eine Posse, deren Unkosten sich gar nicht berechnen laßen, weil alles an demsel-

1774. ben phantastisch war, und keinen andern Werth hatte, als den ihm die Habsucht des Künstlers und die Narrheit der Eigenthümerinn beylegte. Eben diese Weibsperson war es endlich, die auf Zettels von ihrer Hand unterschrieben, nebst allen den Ihrigen, aus dem öffentlichen Schatz nach Willkühr schöpfte, die für sich allein schon mehr kostete, als alle Mätressen, die Ludewig der XV. bisher gehabt hatte, zusammen genommen und die, ungeachtet der Drangsale der Nation und des öffentlichen Elends, ihre Verschwendungen und Räubereyen von Tage zu Tage dermaßen höher trieb, daß sie in wenig Jahren das ganze Königreich verschlungen haben würde, wenn der Tod Ludewig des XV. ihr nicht einen Riegel vorgeschoben hätte.

Dieser Monarch war, seit der Vermählung des Grafen von Artois niedergeschlagener, als gewöhnlich. Er fühlte die Abnahme seiner Kräfte. Verschiedene Anmahnungen der Natur kündigten ihm an, daß er zu den Vergnügungen der Liebe nicht mehr taugte. Er selbst hatte zu seinem Wundarzt gesagt: **Ich sehe wohl, daß ich etwas ablöschen muß!** Worauf dieser ihm in demselben Ton mit vieler Freymüthigkeit geantwortet hatte: **Sie würden am besten thun, Sire! wenn Sie ganz und gar ausspannten!** Der plötzliche Tod des Marquis de Chauvelin, eines seiner Lieblinge, der einer blühenden Gesundheit genoß, alle seine Schwelgereyen mitbrachte, und bey einer derselben vor seinen Augen starb, schreckte ihn; er konnte ihn gar nicht vergessen. Der unter ähnlichen Umständen erfolgte Tod des Marschalls d'Armentieres, der mit dem Monarchen ungefehr von gleichem Alter war, hatte die Melancholie desselben vermehrt. Eine Predigt endlich, die der berühmte Bischof von Senez am Gründonnerstage vor ihm hielt, hatte Gewissensbisse bey ihm rege gemacht. Dieser beredte Prälat erinnerte ihn an sein Krankenlager in Metz, welches der glorreichste Zeitpunkt seines Lebens war, weil sich damals die Liebe seiner Unterthanen in dem höchsten Grade offenbarte. Er verschwieg ihm nicht, daß diese Liebe sich

verminderte, und daß die unter der Last der Aufla-gen niedergedrückte Nation nichts mehr thun könnte, als über ihr eignes Unglück seufzen. Er führte dem Monarchen zu Gemüthe, daß er freylich wohl Freunde hätte, ob er gleich auf dem Thron säße, und auch werth wäre, Freunde zu haben, daß sein Volk aber allemal sein bester Freund seyn müßte. Er ermahnte ihn endlich, sich bey der Staatsverwaltung nicht blindlings auf den Rath seiner Ministers zu verlaßen, deren Vortheil es nur gar zu oft erforderte, ihn zu betrügen, sondern sich bey sich selbst, bey seinem Herzen und einer mehr als funfzigjährigen Erfahrung Raths zu erholen. 1774.

Ludewig der XV. hatte diese evangelische Dreistigkeit nicht übel genommen, sondern den Redner freundlich empfangen und ihn an sein Versprechen erinnert, 1776 die Fastenpredigt vor ihm zu halten, welches zu halten, er ihn mit Lachen aufforderte, ob er gleich nunmehro Bischof wäre. Seit der Zeit hatte der König seine Besuche bey der Prinzessinn Louise verdoppelt, und man wußte, daß diese Prinzessinn sich alle Mühe gab, ihn zu Gott zurückzuführen. Die verkehrten Höflinge befürchteten, daß dieselbe Schwachheit, die den König zu ihren Sklaven gemacht hatte, ihn auch zum Sklaven der Priester machen würde. Eine darüber bey der Favoritinn gehaltene Rathsversammlung entschied, daß man den König aus diesem Gemüthszustande durch irgend eine rauschende Schwelgerey herausreißen müßte, die fähig wäre, ihn zu zerstreuen, und ihm den Geschmack am Vergnügen wieder beyzubringen. Man beredete ihn, eine Reise nach Trianon anzustellen, wo man ein mit allen Reizen der Verführung versehenes junges Mädgen in Bereitschaft hielt. Denn Madame Dubarri ahmte seit einiger Zeit der Madame de Pompadour nach, und theils um sich auszuruhen, theils um ihren abgenutzten Liebhaber wieder aufzuwecken, verschafte sie demselben immer neuen und abwechselnden Genuß. Durch eine Folge des blinden Verhängnisses, das mit den eiteln Entwürfen der Menschen spielt, und oft die höchste Klugheit zu Schanden macht, wandten sich die Bemühungen die-

1774. ser Verführer, ihre Herrschaft zu verlängern, wider sie selbst, und Frankreich ward gerettet.

Die junge Schöne, die man in das Bette des Königs gebracht hatte, hatte schon das Gift der Kinderblattern in ihrem Blute, das sich schon anfieng auszubreiten und sie gegen die Umarmungen des Monarchen unempfindlich und sogar widerspenstig machte. Unterdessen war man den körperlichen Kräften des Königs durch alle die Mittel zu Hülfe gekommen, die die Kunst erfunden hat, um die Lüsternheit anzuspornen, so daß derselbe in dem Augenblick, da er die pestilenzialischen Dünste dieser grausamen Krankheit mit seinem ganzen Körper einsog, durch seine außerordentliche Anstrengungen sich zugleich aller nöthigen Kräfte beraubte, dieselbe zu überstehen. Gleich des folgenden Tages ward er bettlägerig und das erste Projeckt der Rathgeber der Favoritinn war, den König zu Trianon zu behalten, und ihn zu umlagern; die Aerzte aber entschieden anders und der Kranke ward im Schlafrock nach Versailles gebracht.

Man erfuhr bald, daß Ludewig der XV. die Blattern hatte und diese Neuigkeit erscholl unverzüglich bis an die äußerste Gränzen des Königreichs. Der große Haufe freute sich darüber, andere warfen ihre Blicke auf einen Nachfolger, der noch nicht zwanzig Jahre alt war, und zitterten.

Der Dauphin betrug sich unterdessen mit einer Klugheit, die über sein Alter gieng. Seine erste Sorge war, sich an der Thüre zu dem Zimmer seines Großvaters einzufinden. Ohne dem Kranken die Art seiner Kranheit zu entdecken, hatte man denselben beredet, die Prinzen und Prinzeßinnen des Königlichen Hauses vor sich kommen zu laßen. Der Herzog de la Vrilliere eröfnete dem Prinzen im Nahmen des Königs, daß seine Gesundheit für den Staat zu kostbar wäre, daß sie ihm nicht angehörte, und daß er nicht befugt wäre, dieselbe durch den Eintritt in das Zimmer seines Durchlauchtigen Großvaters in Gefahr zu setzen, der ihm befohle, sich dessen zu enthalten. Er gieng also weg, schloß sich mit der Dauphine ein, und ließ Niemand von den unzähligen

Hof-

Hofleuten vor sich, die sich dieser aufgehenden Sonne zu nähern suchten. 1774.

Die ganze Fakultät der Aerzte ward zusammenberufen; nur hatte der König namentlich den Docktor Bouvard ausschließen laßen, weil derselbe dem Docktor Bordeu, dem Arzte der Gräfinn Dubarri, persönlich feind war, dem der König, auf ihr Zureden, sein ganzes Zutrauen geschenkt hatte. Damals sah man was die Etikette vermag und wie sehr ein Monarch, der so unumschränkt ist, Böses zu thun, in Absicht seiner eignen Erhaltung gebunden ist. Gleich bey dem Anfange der Blatterkrankheit Ludewig des XV. meldete sich ein zu Paris gegenwärtiger Englischer Arzt, Nahmens Sutton, von der Familie, die, wegen einer besondern Einimpfungsmethode und wegen eines untrüglichen Heilmittels wider die Pocken, berühmt ist, und erbot sich, den Kranken zu retten. Die Fakultät machte gleich Anstalt, denselben zu entfernen. Er ward nicht eher herbey gerufen, als bis alle Hofnung verloren war, und erklärte, es wäre nun zu spät.

Bey dem Anfange der Krankheit war man schon der Meynung Ludewig dem XV. die Sakramente reichen zu laßen. Der Docktor Bordeu aber, der wohl wußte, wie empfindlich diese Begebenheit seiner Maitresse seyn würde, verschob es, so lange als möglich, und bestand aus allen Kräften darauf, daß man dem Könige nichts davon sagen sollte. Er versicherte, er sähe noch keine augenscheinliche Gefahr und drey Viertheile der Patienten würden durch dergleichen Ankündigungen ums Leben gebracht. Madame Dubarri machte sich diesen Aufschub zu Nutze, und kam nicht von dem Bette ihres Liebhabers weg, der die ersten Tage, weil er seinen Zustand nicht wußte, sich immer mit ihren weißen und zarten Händen seine Eiterbeulen strich. Man sagt sogar, daß er auf dem Todbette noch wollüstig gewesen, sie noch geliebkoßt, ihren Busen geküßt, und alle die Unzucht getrieben habe, die seine Schwachheit ihm erlaubte.

Die Klerisey raßte aus Furcht, daß der Durchlauchtige Sterbende ihr entwischen würde. Sie

1774. schmälte laut auf den Erzbischof von Paris, der sich zwar gleich Anfangs nach Hofe begeben, sich aber nicht bemüht hätte, sich des Gewissens des Königs zu bemächtigen und sich vielmehr auf eine demüthigende Weise von seiner Gegenwart hätte ausschließen laßen. Dieser Prälat hatte damals eine Blasenkrankheit, worauf die witzigen Köpfe, die sich die Sache nicht so sehr zu Herzen nahmen, anspielten und sagten, Se. Eminenz pißte Blut zu Paris und klar Wasser *) zu Versailles. Endlich war der Kranke selbst, dem Herr de la Martiniere, der immer die Wahrheit sagte, gestanden hatte, daß er die Pocken hätte, in sich gegangen und hatte in der fünften Nacht seiner Krankheit zu den Umstehenden gesagt: **Ich mag den Auftritt von Metz hier nicht erneuern sehn, sagt der Herzoginn d'Aiguillon, daß sie mir einen Gefallen thun wird, wenn sie die Gräfinn Dubarri wegführt.** Nach dieser schmerzhaften Trennung hatten die Geistlichen keine Schwierigkeit mehr, ihren Endzweck zu erreichen. Den zweeten Tag empfieng Ludewig der XV. die Sakramente. Vorher hielt der Großallmosenierer im Nahmen des Königs folgende Rede:

„Obgleich der König Niemanden von seinem Betragen Rechenschaft geben darf, als Gott allein: so „thut es demselben doch leid, daß er seinen Unterthanen Aergerniß gegeben hat, und er erklärt hiermit, „daß er künftig bloß zur Unterstützung der Religion „und zum Glück seiner Unterthanen leben will."

Der Redner wollte in dieser Rede der Würde seines Herrn nicht zu nahe treten und sagte darüber was abgeschmacktes und was selbst mit den Grundsätzen der Klerisey stritt. Denn wenn man auch annimmt, daß ein König seinen Unterthanen von seinen politischen Handlungen keine Rechenschaft ablegen darf; so ist er denselben doch in geistlichen Sachen ein christliches Beyspiel um so mehr schuldig, je erhabner die Stufe ist, worauf er steht, und je strenger und auffallender die Pflichten sind, die ihn binden. Das wird alle Tage auf allen Kanzeln gepredigt. Allein Herr de la Roche-Aymon,

*) Abermals ein Wortspiel! *Faire de l'eau claire* heißt gar nichts ausrichten. Uebers.

Aymon, einer der unwissendsten und dummsten Prälaten von Frankreich, und das ist gewiß viel gesagt! sprach mit dem Eifer eines Hofmanns, nicht eines Apostels; er konnte besser schmeicheln, als philosophiren. Wäre es ihm um Erfüllung seiner Schuldigkeit zu thun gewesen, so hätte er gewiß dem Könige zugeredet, den Prinzen de Conti, der noch in Ungnade war, zu sich kommen zu laßen, und eine Aussöhnung empfohlen, die der erste Schritt ist, den die Religion von einem Sterbenden fordert. 1774.

Ludewig der XV lebte nur noch drey Tage nach dem Empfang der Sakramente. Den folgenden Tag ward er auf einige Augenblicke etwas besser; man konnte dieses gleich aus dem Betragen der Hofleute schließen. Diese waren den Dubarris gleich anfänglich mit so vieler Verachtung begegnet, daß sie sie gezwungen hatten, sämmtlich aus Versailles zu gehn, und die junge Marquise dieses Namens, die ihres Dienstes wegen bey der Gräfinn von Artois zurückbleiben mußte, sich genöthigt sah, wenigstens ihre Livree einzuziehn, um weniger auffallend zu erscheinen. Nun aber war ihr Betragen ganz anders. Das war ein beständiges Kutschengerolle von Versailles nach Ruelles, wo sich die Favoritinn aufhielt, weit ansehnlicher, als das von Paris nach Versailles. Es legte sich aber bald nach dem Maaß, wie der Befindungszettel des Königs bedenklicher lautete.

Der König starb den 10. May um drey Uhr und zwanzig Minuten. Den Augenblick gieng der ganze Hof nach Choisy. Es blieb Niemand bey der Leiche, als die zum Dienst unentbehrliche Personen. Man hatte nichts angelegners, als den Körper bald aus dem Schlosse zu schaffen. Es ward keine einzige von den gewöhnlichen Förmlichkeiten beobachtet, weil man gern bald davon seyn wollte, und sich auch kein Kunstverständiger fand, der das Herz hatte, sich damit abzugeben, und nach zweymahl vier und zwanzig Stunden ward er unter Bedeckung von vierzig Gardes du Corps nach St. Denis abgeführt. Einige Pagen trugen Fackeln. Der Sarg stand in ei-

ner Jagdkutsche und ragte aus den Thüren hervor.
1774. Seine Begleiter jagten mit ihm über Stock und Block, wie er es bey seinem Lebzeiten mit ihnen gemacht hatte. Leichter uud lustiger hat man wohl noch keinen todten Monarchen gefahren. Dieselbe Unanständigkeit herrschte auf dem Wege unter den Zuschauern und zu St. Denis. Die Wirthshäuser waren voll von Betrunkenen, welche sangen. Wenn das Sprichwort wahr ist: Trunkner Mund macht Wahrheit kund: So kann man leicht die Denkungsart des Volks aus der Antwort erkennen, die einer dieser Trunkenbolde gab. Man wies denselben aus dem Wirthshause heraus, und um ihn loß zu werden, sagte man ihm, daß der Leichenzug Ludewig des XV. da vorbey kommen würde. „Wie?" schrie er mit einer Ausgelaßenheit, die seinen Zustand wohl zu erkennen gab, „der Hund hat uns bey seinen Lebzeiten verhungern laßen, und wir sollen bey seinem Tode auch noch vor Durst umkommen?"

Dieser Stimme des groben Pöbels fügt ein witziger Einfall von einer andern Art, den man dem Abt von St. Genevieve in den Mund legte, auch die Stimme des nachdenkenden Theils der Nation bey. Man spottete gegen diesen Ordensmann über seine Heilige, und über die wenige Kraft seines geöfneten und sonst so würksamen Reliquienkastens. „Aber, „meine Herren! gab er zur Antwort, was klagen „sie denn? Ist er denn nicht todt?"

Der Beynahme endlich Ludewig der Gewünschte, (le désiré,) den man seinem Nachfolger einstimmig beylegte, war zuverläßig die beißendste und bitterste Satire, die man auf die Regierung Ludewig des Vielgeliebten machen konnte.

Der Wohlstand erlaubte Ludewig dem XVI. nicht, diese Benennung einer voreiligen Schmeicheley anzunehmen. Er verwarf dieselbe mit Unwillen, wahrscheinlicher Weise darum, weil er eifersüchtig darauf ist, sie durch seine Bemühungen bey der Nachwelt zu verdienen. Gott geb's! ! ! . .

Beylagen

zum Gebrauch

bey dieser

Geschichte.

Beylagen
zum Gebrauch
bey dieser Geschichte.

No. I. S. 101
Auszug eines Schreibens aus Rom vom 27ten May 1767.

Sie haben ganz Recht, wenn Sie alles, was heut zu Tage von dem Römischen Hofe an Schriften herauskommt, für Werke der Jesuiten halten. Ricci ist die Seele und das Werkzeug davon. Dieser gekränkte Despot sieht seinen fast unvermeidlichen Fall vor Augen. Als ein zweeter Simson will er wenigstens nicht unterliegen, ohne Aufsehn zu machen, und, wo möglich, die ganze Kirche in seinen Fall verwickeln. Und so ist dann dies verspottete Breve, das Sie als eine Thorheit, als ein Versehn, als eine Naserey eines Greises betrachten, ein Meisterstück der Staatskunst von Seiten der Gesellschaft. Diese bringt dadurch die weltliche Macht mit der geistlichen ins Handgemenge, zettelt einen neuen weit schwerer, als jemahls, zu endigenden Streit an, und ergreift das vielleicht einzige Mittel, die in den mehresten christlichen Ländern erloschene Schwärmerey wieder anzuzünden. Clemens der XIII. indem er der Rolle eines weltlichen Fürsten entsagt, um sich bloß als Oberhaupt der Kirche zu zeigen, geht dadurch dem Rechte des Stärkern auf die feinste Art aus dem Wege. Wie kann man ihm,

daß ich so reden mag, hinter der Brustwehr des Katholicismus beykommen, hinter der er sich verschanzt? Was fängt man mit dem heiligen Geist an, dem er sich gleichstellt? Was für Blitze soll man seinen geistlichen Blitzen entgegen setzen? Können die beleidigten Könige eben sowohl ihren Durchlauchtigen Titeln und Eigenschaften, zum Beweis dem Titel Allerchristlichste Majestät, Katholische Majestät u. s. w. entsagen? Sollen sich die Söhne gegen ihren wafenlosen Vater bewafnen? und wenn sie es thun, sind nicht der Geist des Friedens und der Liebe, der wahre evangelische Geist, worinn sich der Hohepriester verhüllt, seine Erklärung, daß in einer Streitigkeit, worinnen Gott allein sein Beystand und sein Richter seyn kann, durchaus kein Menschenblut fliessen soll, sind sie, sag' ich, nicht die tüchtigsten Mittel, wenigstens die Herrschaft über die Herzen seiner Unterthanen zu behalten, wenn er auch seine Staaten verliert? Auf diese Weise wirft er alles Gehässige auf Eure militarische Exekution zurück, und macht, daß Eure, zu einer andern Zeit vielleicht ganz rechtmäßige, Besitzergreifungen in diesem Augenblick tyrannisch und kindisch werden. Ueberdies spricht die Menschlichkeit immer für die Unglücklichen. In dem großen Trauerspiel, wozu man Anstalt macht, werden die gerührten Völker auf die Seite eines Greises treten, der unter den Apostolischen Arbeiten grau geworden, der an den Altären seufzt und betet, und sich erbietet, nach dem Beyspiel seiner beherzten Vorgänger, alle Strafen, womit die Fürsten ihn belegen wollen, und selbst die Verbannung, lieber allein zu dulden, als an der Kirche und an seiner Pflicht zum Verräther zu werden.

Und so sind denn, durch dieses Betragen des heiligen Vaters, die beleidigten Fürsten dahin gebracht, denselben lediglich mit gleichen Waffen, das heißt, mit der Feder und mit Manifesten zu bestreiten. Und was wollt ihr damit gewinnen? Was werden alle Requisitionen Eurer Generalprokuratoren, alle Eure Parlamentsdekrete gegen unsichtbare

Bannstrahlen ausrichten, die alle Eure beredteste Zungen nicht umstoßen können? Wollt ihr Eure Zuflucht zu Euren Theologen nehmen? Es werden sich, ohne Zweifel, niederträchtige, vom Hofe bestochene, Seelen darunter finden, die an ihrem Gewissen zu Verräthern werden, und die Sache des Pabstes schlecht finden, wenn sie gleich gut ist. Wird man aber das Ansehn einiger Privatpersonen in einem Processe gelten lassen, der die ganze Kirche interessirt? Dazu wird eine Generalkirchenversammlung, oder Nationalkoncilia erfordert, und da wollen Euch die Jesuiten eben gern hinhaben. Gesetzt, daß in Frankreich zum Beyspiel eine Versammlung der Geistlichen gehalten würde, wie im Jahr 1682, glauben Sie denn, daß Ludewig der XV. dieselbe so regieren würde, wie Ludewig der XIV. jene regierte? Wenn man bey der letztern von 1765, die bloß zur Aufrechthaltung zeitlicher Vortheile zusammenberufen ward, die entstandene Gährung nicht anders, als durch Trennung der Versammlung, und durch Zerstreuung der Mitglieder, hemmen konnte, was habt Ihr nicht von dieser zu befürchten, wo die Bischöfe sich das zu Nutze machen werden, daß sie Euch nothwendig sind; wo man, in der Ueberzeugung, daß ihr Beytritt zur Unabhängigkeit der Krone unumgänglich erforderlich ist, alles von neuem auf ihre Willkühr ankommen laßen wird; und wo dieselben, noch ehe sie der wahren Absicht der Zusammenberufung genügen, alle ihre Forderungen wiederhohlen und verlangen werden, daß man allen ihren Beschwerden und Protestationen abhelfe? Glauben Sie mir sicherlich, die Jesuiten würden, von Italien aus, dieses kleine Concilium eben so regieren, als das päbstliche Konsistorium zu Rom. Und was für traurige Folgen würde nicht dieser Schritt nach sich ziehn, der auf den ersten Anblick so weise und der Religiosität des Königs so angemessen ist, aber auch am ersten die Schwärmerey rege zu machen und die Fackel der Zwietracht von dem einen Ende von Europa bis zum andern anzuzünden vermag.

Was soll man aber bey diesen Umständen anfangen, um sich aus einem so mißlichen Handel zu helfen? Den gordischen Knoten zerhauen, wie Alexander, die Hülle des Aberglaubens zerreißen, die Grundlage einer kollossalischen Macht untergraben, die sich nur auf die gebogene Nacken der unter ihre Füße gekrümmten Monarchen stützt, — das ist der Wunsch des aufgeklärten Philosophen — das würde das System eines beherzten Staatskünstlers seyn. Unglücklicher Weise ist unser aufgeklärtes Jahrhundert doch noch nicht aufgeklärt genug, um Grundsätze mit einem mahl über den Haufen zu werfen, die von Jahrhundert auf Jahrhundert fortgepflanzt und durch langwierige Unwissenheit geheiliget sind. Man hat zu oft gesagt, daß Religion die sicherste Stütze des Throns ist, daß es ohne sie keine gute Unterthanen giebt, und daß, wenn keine Religion vorhanden wäre, die Könige, ihres Vortheils wegen, eine erfinden müßten.

Sobald man nicht entschlossen war, eine gänzliche Haupttrennung zu bewürken, mußte man das Breve, wovon die Rede ist, als nicht erschienen betrachten, in geheim um dessen Widerrufung handeln, von dieser Sache kein gefährliches Aufsehn machen, gelegnere Zeit abwarten, und wenn man bey dem jetzigen Pabst nichts ausrichten konnte, sich besonders hüten, daß man die Königliche Würde nicht auf das Spiel setzte, sie nicht durch offenbare und fruchtlose Negociationen herabwürdigte, und sich nicht in die grausame Wahl versetzte, entweder einen wehrlosen Priester feindselig zu behandeln, oder den Beystand der Bischöfe in einer Sache nöthig zu haben, die im Grunde die ihrige ist, und worinn sie also immer Richter und Parthey zugleich seyn werden.

Aber auch hierinn finden tiefdenkende Grübler den Finger des Loyola. In der Verlegenheit, worinn die Jesuiten sich gesetzt sehn, erfordert es ihr Vortheil, überall Unruhe und Verwirrung anzurichten,

ten, und ganz Europa durch einander zu rühren, um sich, wo möglich, an ihrer alten Stelle wieder zu finden und das verlohrne wieder zu gewinnen. Es wäre also kein Wunder, wenn sie selbst die Zwietracht in die Kabinetter der Fürsten hineingehaucht hätten, und nachdem sie den Pabst mit seinen Bannstrahlen bewafnet, nun auch die Könige verleiteten, den weltlichen Donner zu ergreifen. Und was wird am Ende aus allen diesen Bemühungen herauskommen? Wir wollen nicht prophezeyen; — aber die Wiederherstellung derselben würde mich weniger wundern, als ihr Fall.

No. II. S. 102

Auszug eines Schreibens eines in Corsika reisenden Philosophen, vom 20ten August 1768.

Mein Herr!

Ihre Staatsklügler grübeln darüber, was wir mit der Insel Corsika machen wollen. Wissen Sie wohl, daß diese Insel, vorausgesetzt, daß sich die Einwohner schnell und willig ergeben, eine der besten Erwerbungen für Frankreich ist? Eine fruchtbare und vortrefliche Kolonie, die Frankreich für den verlohrnen Theil seiner andern Kolonieen schadlos halten kann? Sie ersetzt, zum Beyspiel, Canada vollkommen; denn wir finden daselbst, das Pelzwerk ausgenommen, alles, was wir aus jenem Lande hatten. Ich weiß wohl, daß sich ihre Größe nicht mit jenem ungeheuren Lande vergleichen läßt; aber auch dies ist ein neuer Vortheil. Unser Land ist nicht bevölkert genug, um die Auswanderungen zu ertragen, welche Canada erfordern würde, und die Vertheydi-

gung so viel entlegener Posten, die zu unserm Handel nothwendig und nicht im Stande sind, sich einander zu unterstützen, hat mir immer ein unüberwindliches Hinderniß geschienen, uns in der neuen Welt zu erhalten, und den natürlichen Bemühungen der Wilden, ihre Freyheit zu vertheydigen, und den Bestrebungen unserer Nachbarn, der Engländer, die sich beständige Eingriffe in unser Eigenthumsrecht erlauben, zu widerstehen. Ich schweige von der Entfernung der neuen Welt, von den beständigen Transportflotten, die wir mit großen Kosten dahin schicken mußten, und von dem Verluste an Menschen, den gemeiniglich so viele langwierige Schiffahrten kosten. Ich komme auf Corsika zurück und will Ihnen eine Beschreibung davon entwerfen, damit Sie davon urtheilen, und die Vortheile ermessen können, die wir davon zu erwarten haben.

Die Insel Corsika liegt in dem Mittelländischen Meere, zwischen dem neun und dreyßigsten und zwey und vierzigsten Grad der Breite. An der Südseite liegt ihr die Insel Sardinien und an der Nordseite die Italiänischen Küsten. Ihre größte Länge von Capo Bonifacio im Süden, bis Capo Corso im Norden, beträgt hundert und sechzig, ihre Breite von Capo Galteno im Westen, bis zum See Urbino im Osten; fünf und siebzig, und ihr ganzer Umfang zweyhundert und fünf und zwanzig Italiänische Meilen.

Diese Insel wird in zehn Gerichtsbarkeiten und vier Lehne eingetheilt, woraus überhaupt acht und sechzig Pieven entstehn.

Man versteht durch Pieve eine Strecke von verschiedenen Meilen, deren Einwohner unter einem und eben demselben Steueramte stehn, ob sie gleich zu verschiedenen Kirchspielen gehören, welche zusammen genommen eine Gerichtsbarkeit ausmachen.

Von diesen zehn Gerichtsbarkeiten liegen sechs diesseits des Gebirgs, als: Capo Corso, Balagna, Calvi,

Calvi, Bastia, Corte, Alleria und drey Lehne, nehmlich Nouza, Brando und Canari.

Jenseit des Gebirgs liegen die vier übrigen Gerichtsbarkeiten Vico, Ajaccio, Sartene, Bonifacio und das Lehn Istria.

Fünf Bisthümer sind auf dieser Insel, als: Mariana, Nebbio, Alleria, Ajaccio und Sagome.

Inwendig ist das Land voller Berge, wovon verschiedene mit Oelbäumen und Kastanien bepflanzt sind, und gute Weide haben; zwischen den Höhen giebt es häufige Ebenen. Man findet daselbst Weinstöcke, Pomeranzen, Citronen, Birnen, Oel, und andere Fruchtbäume. Auf dem höchsten dieser Berge, Nahmens Gradanio, sind die Seen Cremo und Dino ziemlich nahe bey einander. Aus dem ersten enspringen die Flüsse Liamono und Tarignano, deren einer gegen Abend und der andre gegen Morgen fließt. Der Fluß Gaulo entspringt aus dem See Dino, und fällt dichte bey Mariana ins Meer. Außer diesen drey Flüssen, die die ansehnlichsten auf der Insel sind, und die mit einigen Kosten schiffbar gemacht werden könnten, giebt es noch mehr andere, die aber nur Bäche sind, und fast alle quer durch die Ebenen fließen, die sie noch fruchtbarer machen würden, wenn man mehrere Grabens aus denselben ableitete.

Die kleine Provinz Balagna hat in Corsika den meisten Ueberfluß an allem; die von Capo Corso giebt ihr wenig nach, und alle, oder fast alle, fordern nur Hände, die sie anbauen.

Außer den Weinbergen, welche weißen und rothen Wein geben, den man mit einiger Mühe dem Wein von Candia, dem Cyperwein, dem Syrakuser und Mallaga wohl gleich machen könnte, würde hier auch Korn in großer Menge wachsen, wenn man nur der Fruchtbarkeit des Bodens einigermaßen zu Hülfe käme, denn, der Faulheit der Einwohner ungeachtet, betrügt, so zu sagen, die allzufreygebige

Natur zuweilen die Trägheit derselben, und liefert ihnen die reichlichsten Erndten. An Vieh ist hier gar kein Mangel. Flügelwerk sieht man von allen Arten; auch Wildpret in Menge, besonders rothe Rebhüner. Die letztern fängt man im Winter überaus häufig in Netzen und verlegt damit verschiedene Italiänische Städte. Dieselbe Jahrszeit giebt auch viele Schwarzdrosseln, die man anderwärts gar nicht achtet, die aber hier sehr geschätzt werden, und wirklich vortreflich sind.

Es fehlt also in Corsica von Seiten der Speisen nichts, als gute Köche, um alles das schmackhaft zuzubereiten. Aber auch ohne Rücksicht auf die ersten Nothwendigkeiten würden die Künste und der Handel sich hier hinlänglich beschäftigen können.

Es giebt in diesem Lande verschiedene sowohl warme als kalte Bäder, Gesundbrunnen, deren Wasser für allerhand Krankheiten heilsam ist, Oelbäume, die einen beträchtlichen Oelhandel veranlaßen und Frankreich verlegen könnten, Maulbeerbäume und Seidenwürmer, die bey fleißiger und thätiger Bearbeitung uns in den Stand setzen könnten, die Italienische Seidenwaaren zu entbehren, Holz zu Mastbäumen und zum Schiffsbau, wobey wir des Holzes aus Canada vergessen können, Gold- Silber- Kupfer- und Eisenbergwerke, Porphyr- und Marmorbrüche, und in dem Berge Bergnano die schönsten Kristallen von verschiedenen Farben.

Ueberhaupt ist der Himmelsstrich dieser Insel einer der schönsten. Der Himmel ist niemals zween Tage nach einander finster. Man hat hier fast gar keinen Winter. Die Hitze des Sommers wird in den Gebürgen durch die Nordwinde gemäßigt. In den Städten Bastia, San-Fiorenzo, Gagliola, Calvi und Ajaccio ist sie stärker und diesem Mangel einer gemäßigten Witterung schreibt man die Krankheiten zu, die unsere Truppen ausstehn müssen; für deren Ursach ich vielmehr den Mangel an gutem Wasser halte,

halte, welches im Sommer an diesen Orten fehlt, und leicht von den Bergen herbeygeleitet werden könnte.

Aus dieser kurzen Beschreibung, mein Herr! können Sie leicht die Richtigkeit meiner Spekulationen beurtheilen. Ich kann nicht läugnen, daß diese Vortheile durch die ungeheure Unkosten aufgewogen werden, die man auf diese Insel wenden müßte, um sie gegen alle Anfälle, nicht sowohl der Nationalen, deren Unterwerfung ich voraus setze, als der Fremden, in Sicherheit zu setzen. Die Ausdehnung ihrer Küsten, und die freye Anfahrt an so vielen Orten würden Arbeiten erfordern, vor deren Berechnung man erschrickt. Die mehresten Städte haben niedergerissene Mauern oder schlechte Befestigung; die Häfen sind versandet, oder schlecht unterhalten. Corte, die ehemahlige Hauptstadt der Insel, in deren Mittelpunkte sie liegt, gleicht heut zu Tage mehr einem Dorfe, als einer Stadt. Bastia ist die merkwürdigste Stadt. Man hat schon angefangen, daselbst verschiedene Werke anzulegen, der Hafen muß aber ausgegraben werden, weil keine Fregatten oder bewafnete Barken in denselben einlaufen können. Auf der westlichen Küste liegt Fiorenzo, eine äußerst verfallene Stadt. Ihr Meerbusen ist ungemein groß und könnte eine überaus große Menge von Schiffen aufnehmen. Seine Mündung ist eine (Italienische) Meile breit und er geht drey Meilen tief in das Land hinein. Er ist ringsum mit hohen Bergen eingefaßt, die ihn gegen alle Winde, den Nordost ausgenommen, schützen. Sein Bette ist voll großer Felsen, die mit dem Wasser gleich stehn, und das Landen bloß den Schaluppen erlauben. Darauf folgt Gagliola mit einer schlechten Rhede, wo nur kleine Tartanen und Feluken anlanden können; dann Calvi, dessen sehr großer Hafen bloß mittelmäßige Fregatten aufnehmen kann; der von Ajaccio ist bequemer und tiefer, und die Schiffe können in der Mitte seines Beckens ankern. Bonifacio macht die Spitze der westlichen Küste aus und hat einen kleinen aber

guten

guten und sichern Hafen. An der Oestlichen Küste liegt Porto Veccsio, der schönste Hafen des Mittelländischen Meers. Die größten Schiffe können in denselben einlaufen, es herrscht aber eine ungesunde Luft daselbst, weshalb die Stadt öde liegt, ohne daß man sie wieder hätte bevölkern können. Weiter liegt an dieser Küste bis an Bastia, wo sie sich endigt, nichts, als Allerica, das fast gänzlich zerstört ist.

Sie können daraus urtheilen, mein Herr, was für Geld erforderlich ist, um so viel Städte und Häfen in den Stand zu setzen, die alle wesentlich wichtig sind, und wo ein auswärtiger Feind, mit mehr oder weniger Gefahr, landen und den aufsätzigen Einwohnern Bedürfnisse zuführen kann.

Die Dörfer sind ungleich besser, als die Städte. Sie liegen fast alle auf kleinen Hügeln, in Lagen, die von Natur feste sind. Alle Häuser sind mit Zinnen versehen, gewölbt und von Erdwällen umgeben und liegen so, daß eins das andre vertheidigen kann, so daß jeder dieser Oerter eine Belagerung zu verdienen scheint, wie wir davon an den Dörfern Barbagio und Patrimonio eine kleine Probe gesehn haben.

Eine andre unvermeidliche und ebenfalls ungeheure Ausgabe würden die Landstraßen erfordern, die man fast in der ganzen Insel erst anlegen müßte. Kurz, unsre Ingenieurs haben, bey dem ersten Anblick des Landes, die Meynung geäußert, daß man zweyhundert Millionen aufopfern müßte, um die Insel Corsika in völlig blühenden Zustand zu versetzen. Es ist nicht zu zweifeln, daß sie dereinst diese Ausgaben gut verzinsen würde; sind wir aber jetzt im Stande, dergleichen Entwürfe auszuführen? Wir müssen dies unsern guten und weisen Ministern überlaßen. So viel ist gewiß, daß alle Anstalten den Entschluß verkündigen, dieses Land zu erobern und beyzubehalten, weil täglich frische Truppen ankommen und allerhand Einrichtungen gemacht werden,

den, die das Seewesen, das Militaire und die städtische Angelegenheiten betreffen.

Die Gerichtspersonen können hier Uebung und Beschäftigung finden. Im Jahr 1739 als wir diese Insel zum erstenmahl durch den verstorbenen Marschall de Maillebois einnahmen, zählte man daselbst schon acht und zwanzig tausend ungestraft begangene Mordthaten. Sie können denken, wie viele noch hinzu gekommen sind. Paoli hat zwar unter seinem Volke eine Art von Justitz eingeführt, er ist aber nicht mächtig genug, sie so, wie es bey einer so wilden Nation nothwendig ist, zu handhaben. Auch nimmt die Bevölkerung von Tag zu Tage ab. Damahls wurden auf hundert und sechszehn tausend Menschen gezählt. Jetzt würde man gewiß nicht so viele finden. Man müßte das Gleichgewicht zwischen den völlig zerrütteten Ständen des Staats wieder herstellen. Die Genueser haben den ältesten Familien das Recht des Adels genommen, so daß fast kein Unterschied unter den ehemahligen Edelleuten und den Bauern ist. Es gab keine Bedienungen mehr, keine Art der Erziehung für Kinder, die Genua zu keiner geistlichen oder kriegerischen Würde mehr zulaßen wollte. Ihr neues Oberhaupt hat diesen Unordnungen nach Möglichkeit abgeholfen, daß heißt, ihr weiteres Einreißen verhindert. Seine Macht, die er nur bittweise besitzt, seine immer wankende Obergewalt, selbst die beständige Lebensgefahr, der er unaufhörlich ausgesetzt ist, haben ihm nicht erlaubt, so viel Gutes zu stiften, als er wohl gewollt hätte, und wozu er durch sein Genie und seine Klugheit fähig war.

Uebrigens, mein Herr, läßt sich aus dieser Nachricht leicht abnehmen, woher der unüberwindliche Haß der Corsicaner gegen die Republick Genua entspringt. Diese scheint alle Wege eingeschlagen zu haben, dieses Volk auszurotten. Sogar jeder Handel aller Art war demselben verboten. Sie bemächtigte

sich alle Jahre seines Oels und seiner übrigen Waaren zu dem niedrigsten Preise, wogegen es ihr Salz, Eisen, Kupfer und andre Nothwendigkeiten auf das theuerste bezahlen mußte. Mit einem Worte, sie sahe die Einwohner mehr für Barbaren an, die sie ausrotten wollte, als für Unterthanen, die sie beschützen sollte. Man muß hoffen, daß unsere sanfte Gemüthsart, die Weisheit unsrer Regierung, und die Vortrefflichkeit unser Gesetze, allen diesen Uebeln abhelfen und diesem neuen Königreiche das Glück fühlbar machen werde, unter der Herrschaft Ludewig des Vielgeliebten zu stehn.

Anhang.

Geheime Expedition von 1758. bis 1759.

Nachricht.

Diese Schrift ist uns ehedem von einem ersten Commis der Marine mitgetheilt worden, der uns über dieses sonderbare Stück folgende Auskunft gab. Herr Berruyer, der damahlige Minister vom Seewesen, der nicht wußte, was er von der geheimen Expedition und von dem, was dabey vorgefallen, glauben sollte befragte darüber Herrn de Lessert, der am Bord der Eskadre gewesen war, die diesen Auftrag gehabt hatte. Dieser Kaufmann, ob derselbe gleich des bey dieser Reise gehofften Vortheils verlustig gegangen, war der unpartheylichste Geschichtschreiber, den er hätte finden können. Er war für einen Mann von Verstand, Verdienst und Rechtschaffenheit bekannt. Da er verschiedene mahl zu Schiffe gegangen war, so hatte er hinlängliche Kenntniß vom Seewesen, um einen Bericht aufzusetzen, wie ihn der Minister verlangte, und man sieht aus diesem Stücke, daß dieser Fremdling, ob er gleich mit dem Herrn Marchis mehr Freundschaft hielt, als mit den übrigen Officiers, doch die Fehler und Versehen desselben nicht verschweigt.

Uebrigens haben wir die Anecdote von der Ohrfeige und die den Herrn Marchis betreffende Nachrichten von einem zuverläßigen Mann, dessen Zeugniß nicht verdächtig seyn kann.

Zum Beschluß der Nachrichten von diesem berühmten Abentheurer führen wir noch an, daß Herr Marchis unter einer wilden Nation, bey einem Aufstande ums Leben gekommen.

Es kommt alle Jahre eine gewisse Anzahl mit Asiatischen Waaren beladener Schiffe aus Indien nach England. Die Absicht war, diese Schiffe aufzufangen, und von der Vollziehung dieses Entwurfs soll dieser Aufsatz unter der Benennung der geheimen Expedition handeln.

Im Jahr 1758 fand sich zu Paris ein Mann, der in den morgenländischen Gewässern sehr gut Bescheid wußte und weil er lange in den Diensten der Holländischen Ostindischen Kompagnie gestanden hatte, eine genaue Kenntniß von dem Handel der Engländer in Indien besaß. Aus besondern Ursachen hatte er seine bisherige Dienste verlaßen und als ein gebohrner Franzose seinen Patriotismus nicht vergessen. Er hatte den Entwurf gemacht, einige der vorher erwehnten Schiffe wegzunehmen; er forderte zu dem Ende Königliche Fregatten, und nachdem er sich einen Zutritt bey der Regierung verschafft hatte, richtete er seine Forderung an den Minister vom Seedepartement. Der Hof der immer geneigt ist, die neuen Aussichten zu benutzen, die man demselben eröfnet, wollte sich davon gründlicher unterrichten. Der Entwurf ward nach seiner ganzen Ausdehnung erwogen, und der Minister fand denselben, nachdem er ihn gehörig erforscht hatte, werth, auf Königliche Rechnung vollzogen zu werden. Man gab dem Herrn Marchis (denn so hieß der Unternehmer,) zu verstehen, daß es ihm rühmlicher seyn würde, wenn er eine solche Expedition im Nahmen des Königs vollführte. Marchis, der in Holland die Französische Hofränke nicht kennen gelernt hatte, war leicht überredet. Er ließ sich nach und nach zu allem

allem willig finden, was man verlangte. Ihn schmeichelte die schöne Aussicht, die man ihm zeigte, und er ward nicht eher, als nach dem Maaß, wie er der Endschaft näher kam, gewahr, daß sich dieselbe veränderte. Endlich zertheilte sich das Gewölk völlig, als es nicht mehr Zeit war, zurück zu ziehn. Zuvörderst wollen wir den Plan desselben untersuchen, demnächst aber sehen, wie man es anstellte, um den Plan zu vollziehen, und die nöthige Ausrüstung zu beschleunigen, und endlich aus den verschiedenen Operationen dieses Feldzuges ungeheuchelt zeigen, durch was für ein Mißgeschick, oder durch welche Verkettung unschicklicher Behandlungen, dieser so schöne, so deutliche, so einfache, so sicher scheinende Entwurf auf das vollständigste mißlungen ist.

Wenn ein Kreuzzug glücklich ablaufen soll, so muß man

1) einen sichern und festen Punkt haben, wo man die verschiedenen Schiffe sicher anzutreffen weiß, die man wegnehmen will;
2) wissen, daß sie daselbst zu einer bestimmten Zeit anlangen werden;
3) nicht zu fürchten haben, daß die kreuzende Schiffe durch Jahrszeit, Wind, oder Strom, ihre Gränzen verlieren können;
4) im Stande seyn, die mehrere, oder mindere, Macht zu berechnen, mit welcher man handgemein werden kann, um sich immer bey der Ueberlegenheit zu erhalten; und endlich
5) wenigstens einen vortreflichen Segler haben, der jedes Schiff im Laufe einzuholen im Stande sey.

Der Minister glaubte, die Erfüllung aller dieser Bedingungen in dem angenommenen Projeckt gefunden zu haben.

Man beschloß, den Kreuzzug geradezu auf St. Helena zu richten, weil daselbst die aus Indien und China zurückkommende Englische Kompagnieschiffe allemahl unfehlbar anlegen. Denn außer ihrer eigenen Bequemlichkeit müssen sie auch auf ausdrücklichen Befehl daselbst ansprechen, um sich mit dem ihnen

von Europa entgegengeschickten Eskortschiff zu vereinigen. Des Krieges wegen durfte man keine Veränderung ihrer Reise befürchten, denn weder im letzten, noch im gegenwärtigen, Kriege waren sie von diesem Wege abgegangen *). Darauf bewies man, daß die Reise dieser Schiffe frühestens im December einträte, und spätestens bis zum May dauerte. Man gründete die Beweise davon auf die Kenntniß der Strichwinde an den verschiedenen Küsten, wo die Engländer Handlung treiben und besonders auf die Nothwendigkeit, daß Vorgebürge der guten Hoffnung in einer bequemen Jahrszeit zu umschiffen, welches mit so vielem Rechte auch das Vorgebürge der Stürme genannt wird. Ueberdies war diese Kreuzfahrt als die günstigste vorgestellt worden, die man nehmen könnte. Die Winde kommen fast beständig aus einer Gegend und sind niemahls heftig, das Meer ist schön und ruhig, der Himmel klar und unbewölkt, das Klima gesund und gemäßigt; der größte Vortheil aber ist die fast untrügliche Kenntniß der Meereslänge, ohne Land zu sehn, weil alle Veränderungen auf diesen Höhen bekannt sind. Eben so wenig hatte man einen Ueberfall von einem überlegnen Feinde zu fürchten. Man weiß, daß die Schiffe, die aus Europa kommen, sich wohl hüten, zu St. Helena anzusprechen, und die Engländer waren nicht in dem Fall, dieses Jahr Kriegsschiffe aus Indien abzurufen. Man brauchte sich also nur zum Gefecht mit einer Fregatte von vierzig Kanonen anzuschicken, die diese Schiffe zuweilen auf ihrer Rückreise konvoyiret, oder mit einem Schiffe von funfzig Kanonen, das aus England denselben entgegen kommt. Aus allen diesen Voraussetzungen ergab sich der Schluß, daß, da man es in der Gewalt hatte, mehr oder minder starke Schiffe abzuschicken, nichts hindern konnte, die besten Segler auszusuchen, und diese Eigen-

*) Ueberdies hängt der Unterhalt der Bewohner dieser Insel davon ab, denn jedes Schiff muß drey Tonnen Reiß für dieselben mitbringen, der in Indien geladen wird.

genschaft noch durch alle mögliche Mittel zu erhöhen. Wie groß mußte nicht die Hofnung des guten Erfolgs seyn, wenn man, außer allen diesen Bequemlichkeiten, bedachte, daß es Königliche Schiffe waren, die Kauffahrtheyschiffe angreifen sollten, daß jene frisch ausgebessert, leicht und zum schnellen und genauen Manövriren abgerichtet und geübt waren, wogegen diese durch eine Seefahrt von verschiedenen Monathen abgemergelt, bis an den Bord mit Waaren und andern Hindernissen angefüllt, und die mehresten Schiffsleute krank seyn würden. Da nun der Entwurf solchergestalt überrechnet war, gehörten noch drey Dinge zu einem glücklichen Erfolg:

1) Mußte man die zu dieser Expedition bestimmte Eskadre in den Stand setzen, dem Feinde zuvorzukommen, und sie also früh genug abgehn laßen, um alle Zufälle und Widerwärtigkeiten, die die Unternehmungen zur See so oft vereiteln, überwinden zu können.

2) Mußte man dieselbe mit allem, was zu ihrer Erhaltung und Proviantirung erforderlich war, so hinlänglich versorgen, daß sie nicht allein ihren Kreuzzug früh genug anfangen, sondern auch so lange fortsetzen könnte, als es die Umstände nur irgend erfordern würden.

3) Da Einigkeit, Genauigkeit und Standhaftigkeit in der Ausführung den guten Ausgang ganz allein bewürken konnten, so mußte man durch die kräftigsten Mittel allem demjenigen vorbeugen, was zwischen dem Befehlshaber und den Untergebenen entgegengesetzte Gesinnungen hervorbringen konnte.

Wir werden in der Folge sehn, daß an diesem Punkte besonders die Staatsklugheit des Ministerii gescheitert ist. Vorher aber wollen wir die Vorbereitungen dazu beleuchten. Im Monath August 1758, das heißt, zu einer Zeit, da diese Eskadre schon hätte unter Segel gehn sollen, kam zu Brest der Befehl an, ein Schiff von vier und sechzig Kanonen und zwo Fregatten auszurüsten. Zu mehrerer Beschleu-

nigung hatte man ein Schiff von den treflichsten Eigenschaften dazu ernannt, das aber auf der Docke lag, um eine starke Ausbesserung zu bekommen, mit der man noch nicht weit gekommen war. Man stellte also dem Hofe vor, daß man eben so gut ein Schiff dazu hätte ernennen können, das erst neu gebaut werden sollte. Es ward darauf ein anderes Schiff von funfzig Kanonen ernannt, das noch sehr gut befunden war, weil aber der Kapitän dasselbe nicht nach seinem Geschmack fand, so mußte ein drittes ernannt werden; das war ein Schiff von Provence *). Wir haben schon gesagt, daß zwo Fregatten ausgerüstet wurden. Diese konnten nur auf sechs Monathe Lebensmittel einnehmen, und der Kommandant hatte nur auf sieben Monathe, zu einer Reise von wenigstens einem Jahre. Dieser Unbequemlichkeit hätte man leicht abhelfen können, wenn man ein Flütschiff mit Lebensmitteln beladen, und solches der Eskadre hätte folgen laßen. Man erfand aber ein noch leichteres und wohlfeileres Hülfsmittel. Man nahm zum Grundsatz an, daß wir, noch ehe wir über die Höhe der Inseln von Madera hinaus wären, verschiedene Prisen würden gemacht haben. Diesem Grundsatz zufolge hatte man schon die Anstalt verabredet, daß man eins oder zwey der genommenen Schiffe zu Lazarethschiffen beybehalten und alle Lebensmittel der übrigen auf dieselben zusammenbringen wollte. Diese Hofnungen mußten wohl sehr gegründet seyn, denn sonst hieß ja das, einer elenden Kleinigkeit wegen, Gefahr laufen, die Expedition vereitelt zu sehen, weil die Eskadre bey ihrem ersten Anlegen gleich die kostbare Zeit auf die Einnahme neuer Lebensmittel verschwenden mußte, oder, aus Mangel dieses Hülfsmittels, auf ihre Kreuzfahrt nicht so lange See halten konnte, als vielleicht nothwendig war. Allein der Minister hatte nichts angelegners, als uns loß zu werden, und man bildet sich bey dem Seewesen gar

*) Achill von vier und sechzig Kanonen. Die beyde Fregatten waren Zephir und Syrene, jede von vier und dreyßig Kanonen.

gar zu leicht ein, daß alles gethan ist, sobald nur die Eskadre segelt. Die unsrige hielt sich noch einige Zeit auf der Rhede auf. Man verstärkte die Equipagen, es war aber kein Geld da, sie zu besolden... Es kamen Wechselbriefe an, die — noch nicht fällig waren... Endlich hielt man die Musterung und schafte vierzig tausend Livres an Bord, um sich daran, statt des Flütschiffes, oder der für so sicher gehaltenen Prisen, zu halten. Dies war ungefehr zu einer Proviantirung auf sechs Wochen hinreichend, und mit diesem Vorrath giengen wir den 14. October mit ziemlich günstigem Winde unter Segel. Das Geheimniß unsers Auftrags war noch am besten beobachtet worden. Denn das Gerücht ließ uns überall hinsegeln, nur nicht dahin, wohin wir wirklich giengen. Zween Passagiers, die incognito an Bord gegangen waren, veranlaßten vieles Grübeln. Herr de Massiac hatte nur eine einzige Besorgniß; diese nehmlich, ob wir den Händen der Engländer entgehen würden. Uebrigens mußte er sich selbst zu einer Unternehmung Glück wünschen, deren guter Erfolg einen Glanz auf seine Ministerschaft werfen sollte, von der er voraussah, daß sie nur kurz seyn würde. Er rechnete viel auf den Befehlshaber der Eskadre *), der sein guter Freund gewesen war. Dieser war ein Mann von Familie, aber arm, und hatte seine Erziehung sich selber zu danken. Ohne jemals am Hofe gewesen zu seyn, besaß er das ganze Wesen des feinsten und ungezwungensten Hofmanns. Ohne Schutz und Vorsprache hatte er sich durch unermüdete Arbeit, Biegsamkeit und Ausharren vielen seiner Kameraden vorgeschwungen. Er war unermüdlich, in seinen Pflichten pünktlich, liebte sein Handwerk, hatte lange Zeit bey zwo Eskadern eine Fregatte kommandirt, und sich, durch seine Wachsamkeit, den Feind zu entdecken, durch seine Emsigkeit, denselben zu verfolgen, und durch seinen Eifer, ihn zu nehmen, im-

*) Herr de Marnieres, Schiffskapitän, kommandirte den Achill; Herr de Grasse, Schiffslieutenant, den Zephir, und Herr Dumatz die Syrene.

mer hervorgethan; kurz er war der Mann des Kardinals Mazarin, das heißt, er war glücklich. Diese seltene Eigenschaften machten ihn sehr geschickt zu der Expedition, die ihm aufgetragen war. Von den Kapitäns der beyden Fregatten war der eine ein Freund und Verwandter des Ministers, der andre sein Neffe; das war ihr ganzes Verdienst. Doch hielt man den ersten für einen guten Subalternofficier... Das waren die Befehlshaber unserer Expedition. Sie fieng glücklich genug an; denn es scheint ein eigner Glücksstern über die Franzosen zu walten, daß sie nicht beym Auslaufen von der Rhede genommen werden. Wir entgiengen also den Engländern, die auf unsern Küsten kreuzten, und hüteten uns irgend ein Schiff, was es auch für eins seyn mögte, zu rekognosciren, denn so lautete unsere Instruction vom Hofe. Den 18. öfnete Herr de Marnieres, als er hundert und funfzig Meilen von Ouessant entfernt war, seine Ordres und die erste Folge davon war, daß wir unser Manöver veränderten und die Fregatten Befehl erhielten, auf alles Jagd zu machen, was ihnen begegnen würde, und alle feindliche Schiffe anzugreifen, zu nehmen, oder in den Grund zu bohren. Des folgenden Tages nahmen wir ein kleines Englisches Fahrzeug mit Steinkohlen. Natürlicherweise hätte man dasselbe verbrennen sollen, da es uns gar nichts nutzen konnte, und uns dagegen in unserer Fahrt aufhalten mußte, wo uns jeder Augenblick theuer war. Man that es aber nicht, sondern fand für gut, diese Prise im Triumph aufzuführen, und am Tau zu schleppen, um sie nicht aus dem Gesicht zu verlieren. Bey Erblickung dieses Triumphs urtheilten einsichtsvolle Kenner gleich den andern Tag, daß man ganz wohl gethan hätte, weil wir schwerlich andere, als solche, Prisen machen würden. Und so gieng es auch würklich. Um sechs Uhr des Morgens signalirten die Fregatten zwey Fahrzeuge im Süden und Süd-Süd-Westen. Anstatt unser großes Segel am großen Mast allein zu behalten, wie wir es eben hatten, setzte man die vier größ-

ten Segel bey und steuerte von Süd-Süd Ost nach Süd ein Viertel Süd-Ost, so dicht am Winde, als möglich, mit Englischer Flagge und Wimpel. Da das Meer ruhig geworden war, nahte sich das Schiff aus Süden mit unserm Winde. Wir zweifelten nicht mehr daran, daß es ein Kaper wäre. Es war sehr schön, es gefiel uns, und man wünschte sich schon Glück zu diesem Fange. Das hieß aber die Haut des Bären verkaufen, ehe er erlegt war. Anstatt ihn das Gefecht anfangen, und eine der beyden Fregatten sich wenden zu laßen, liefen wir alle drey mit dem Segeltau am rechten Bord, da er indessen mit dem Segeltau am linken Bord mit dem Winde auf uns loskam, der damals aus Südwest nach Süd-Südwest bließ. Die Syrene, die voran und dem Feinde am nächsten war, faßte denselben in die Flanke, gab ihm ihre Lage und gieng immer vorwärts. Den Augenblick sieht man die Flagge sinken, ohne einen Schuß zu thun. Man glaubt, daß der Feind gestrichen hat und macht sich fertig, ihn zu nehmen. Wie erschrack man, als plötzlich die Flagge wieder aufgezogen wird, und sich alle Segel ausbreiten. Man findet dieses Manöver niederträchtig und wider alle Treu und Glauben. Man spricht von der Züchtigung, die er verdient, und nimmt sich vor, es ihn entgelten zu laßen. Er flog indessen seine Straße. Man mußte umwenden und das Tauwerk nachlaßen, das noch fest angezogen war. Während dieses Manövers, das gar nicht schnell ausgeführt ward, gewann er einen ansehnlichen Vorsprung nach West-Nordwest, und nach einer Jagd von zwo Stunden mußte man, weil ihn sein besseres Segeln immer im Vortheil erhielt, den Raub fahren laßen, und umkehren. Der Kommandeur schob sie auf die Subalternen, diese wieder auf den Kommandeur und die Sachen wurden dadurch nichts besser. Nachher begegneten wir bloß neutralen Schiffen bis an die Inseln des grünen Vorgebürges, wo wir den 16. Nov. vor Anker giengen. Hier sollten wir würklich nach den Befehlen des Hofes zuerst anlegen. Allein die

Befehle

Befehle waren bedingungsweise gegeben, und unsre Umstände setzten uns in den Fall, weiter zu segeln. Wir hatten bey unsrer Abfahrt aus Frankreich auf mehr als hundert Tage Wasser. Noch itzt hatten wir für ungefehr achtzig Tage, welches bey genauer Wirthschaft, auch wohl für neunzig oder gar hundert Tage genug gewesen wäre. Warum hielten wir uns denn beynahe acht Tage mit diesem ganz unnützen Ansprechen auf, und verlohren eine Zeit, die uns durch so mancherley Aufenthalt schon immer kostbarer und beynöthiger geworden war? Doch dies war der geringste Nachtheil, der dadurch gestiftet ward, und es ist Zeit, den ersten Keim der Zwietracht aufzudecken, der hernach so zunahm, daß er größtentheils die Folge von Widerwärtigkeiten hervorbrachte, die der Eskadre begegneten. Es ist oben schon angemerkt worden, daß zween Passagiers incognito an Bord gegangen waren. Was waren das für Leute? Was sollten sie machen? Dies war anfänglich ein Räthsel für die kommandirenden Officiers, und hätte es in gewisser Absicht noch lange bleiben können, wenn die bisherige Verschwiegenheit von längerer Dauer gewesen wäre. Kaum aber hatte Herr de Marnieres seine Befehle geöfnet, so erfuhr man, daß das Patent eines Fregattenkapitäns für diesen Feldzug für den Herrn Marchis vorhanden war. Dies war der Urheber des Projects, und einer von den beyden Fremden; der andre war ein Kaufmann von Lissabon *). Das war alles, was bisher bekannt geworden war, und was auch nicht verschwiegen werden konnte. Was aber hätte verschwiegen bleiben sollen, war ein Königlicher Befehl, wodurch im Fall Herr de Marnieres mit Tode abgehn sollte, der Ritter de Grasse und nach beyder Abgang Herr Marchis zum Befehlshaber der Eskadre ernannt ward.

*) Herr de Lessert, ein Französischer Kaufmann, der sich zu Lissabon niedergelaßen hatte. Sein Auftrag war, weil er das Land kannte, den Verkauf der Waaren von den zu machenden Prisen zu dirigiren, und solche gut zu versilbern.

ward. Dies richtete eine große Verbitterung an und war der Punkt, an welchem die Staatsklugheit der Minister scheiterte. Man konnte einen Fremden nicht gleichgültig ansehn, der diesen Augenblick erst bey der Marine angesetzt war, und schon nahe dabey war, drey kommandirende Officiers unter seinen Befehlen stehn zu sehn. Es war schon hart genug, ihn als Secondkapitän zu sehn; man tröstete sich aber über diesen Rang, weil dadurch ein Mensch bezeichnet wird, der auf dem Schiffe nichts zu sagen, oder zu thun, hat. Ueberdies hatte Herr de Marnieres alles mögliche gethan, um ihn in diesem Posten nicht anerkennen zu laßen, und seine Anerkennung selbst war mit so weniger Förmlichkeit geschehen, daß er eigentlich nur als ein bloßer Passagier betrachtet ward, für den man einige Achtung hat. Er genoß nicht einmal seine Wohnung, und der Kommandeur überhäufte ihn zwar mit allen Arten eitler Höflichkeitsbezeigungen, hatte ihm aber unvermerkt alle die kleinen Vorzüge entzogen, die die Eifersucht des jüngsten Fähnrichs nur einigermaßen hätten rege machen können. Diese Aufführung, so unregelmäßig sie auch war, hätte die erwünschte Würkung gehabt, wenn die harte und stolze Gemüthsart des Herrn Marchis sich mit den biegsamen und listigen Gesinnungen des Herrn de Marnieres hätte vertragen können. Dieser letztere zog keine andere Frucht von seinen listigen Kniffen, als daß er sich alle Augenblicke in neue Verlegenheiten setzte, woraus er sich immer schlimmer herauswickelte, weil das einmal verscherzte Ansehn eines Befehlshabers niemals wieder empor kömmt, sondern immer tiefer verfällt.

Da Herr Marchis die Seele dieser Expedition seyn sollte, so war dem Herrn de Marnieres in seinen Instructionen anbefohlen, nichts ohne den Rath dieses Fremden zu unternehmen, und sich den Rath noch dazu schriftlich geben zu laßen. Sein Auftrag sollte besonders bey der Abfahrt von den Inseln des grünen Vorgebirges seinen Anfang nehmen, weil man den Durchgang durch die Linie für das schwer-

ste und wichtigste hielt, und es also wesentlich nothwendig war, von einem erfahren Piloten geführt zu werden. Dies war daher der entscheidende Augenblick. Noch jetzt konnte der Kommandeur seinen Rathgeber, Herrn Marchis, in alle die Vorrechte des Ranges einsetzen, womit der König denselben beehrt hatte, zu erkennen geben, was derselbe für eine wichtige Person bey dieser Expedition wäre, und die Subalternofficiers so im Zaum halten, daß sie es nicht wagten, der Subordination zuwider zu handeln, und ihnen die Furcht beyzubringen, des Hofes Ungnade auf sich zu ziehn, und einen Feldzug unglücklich machen zu helfen, dessen Veranstaltung und Heimlichkeit ganz Frankreich in die größte Erwartung setzte. Da die Eigenliebe des Herrn de Marnieres und sein Mangel an beherzter Standhaftigkeit ihm nicht erlaubten, diese Parthey zu ergreifen, so ergriff er auch, auf der andern Seite, nicht einmahl den ihm noch übrig bleibenden natürlichsten Entschluß. Ein jeder andrer hätte nun alles gewagt, um alles zu erhalten; hätte dem Herrn Marchis geradehin erklärt, daß man seinen Einschub für unnütz, ja für beleidigend, hielte, und daß man seiner ganz füglich entbehren könnte. Der Kommandeur hütete sich aber vor einer solchen Erklärung, verließ sich vielmehr auf seine Politik und glaubte, daß er durch listige Wendungen seiner Eigenliebe und der Eigenliebe des Fremden, auch sogar der Eigenliebe seiner Subalternofficiers, schonen könnte. Er bediente sich also des Raths des Herrn Marchis, aber heimlich, und gab hernach die Befehle, als wenn sie von ihm kämen. Der Feldzug wäre auf diese Weise noch ziemlich gut abgelaufen, wenn es nur dabey geblieben wäre; aber der Fremde nicht allein, sondern auch die Officiers, merkten die Kniffe, und wurden einer, wie die andern, gegen den Herrn de Marnieres aufgebracht. Der erste ergriff nun jede Gelegenheit, sein Gutachten öffentlich abzugeben, und die andern thaten nichts von dem, was diesem zufolge befohlen ward. Herr de Marnieres mußte

daher beständig auf Mittel denken, die Sachen zu bemänteln, die Gemüther zu besänftigen und die Ruhe zu erhalten. Dies glückte ihm von keiner Seite. Die Seinigen wurden ihm gänzlich abgeneigt, und den Herrn de Marchis erhielt er nur aus Politik zum scheinbaren Freunde. Man fragte denselben nur um Rath, wenn man nicht umhin konnte, und er erstreckte seinen Rath nicht weiter, als wozu ihn Schuldigkeit und Gewissen nöthigten. Es blieb ein tiefer Groll bey ihm zurück wegen der geringen Achtung, die man für seine Person und für seine Einsichten bewies. Er fand sich schändlich betrogen, und konnte nicht umhin, von Zeit zu Zeit sein Mißvergnügen merken zu laßen. Vergebens suchte er einige mahl, einen Theil des ihm gebührenden Ansehens zu behaupten; es entsprang daraus nur neuer Groll, und die Feindschaft war so groß, daß ihn alle Officiers, den einzigen Chef d'Eskadre ausgenommen, schon als einen von der Pest angesteckten flohen, als wir bey dem Vorgebirge der guten Hofnung ankamen. Ungeachtet aller Zwistigkeiten, war unsere Fahrt, weil vermuthlich die Vorsehung über uns wachte, ziemlich glücklich gewesen, wir waren an einer sehr günstigen Stelle und zu einer sehr vortheilhaften Zeit die Linie paßirt, und unsre Fahrt hatte nur fünf und funfzig Tage gedauert.

Auf dieser Rhede des Vorgebirges der guten Hofnung brach nun der Haß öffentlich aus, der bisher im verborgenen geglimmt hatte. Verschiedene Umstände kamen zusammen, die den Ausbruch der Zwietracht beschleunigten. Anfänglich hatten die Herrn von der Marine für den eingeschobnen Kapitän nur die allgemeine und gleichsam verabredete Verachtung, die sie für alles haben, was nicht von ihrem Korps ist. Allein es konnte nicht fehlen, sie, als junge Leute, ohne Erfahrung und ohne Talente, mußten einige Achtung für die Fähigkeit eines Mannes bekommen, der in den Meeren von Indien und im Süden Reisen gethan, die verschiedenen Komptoirs der Engländer und Holländer bereißt, Flotten

und Eskadren der Generalstaaten kommandirt, und, seiner Aussage nach, in den Diensten derselben die glänzendsten Posten bekleidet hatte. Herr Marchis suchte um so mehr, hieraus Nutzen zu ziehn, als er fühlte, wie wichtig es sey, sich ein Ansehn zu geben. Zum Unglück war er nicht geschickt genug, sich diese Vortheile zu Nutze zu machen. Anstatt nur selten seine Meynung zu sagen, sich in seine Bescheidenheit einzuhüllen, die Neugierigen abzuhalten, die ihn zu ergründen suchten, kurze und zweydeutige Antworten zu geben, wie die alten Orakel, zeigte er nicht sowohl die Kenntnisse eines Reisenden, als vielmehr die Begierde, Leichtgläubige zum Besten zu haben. Er verrieth sich durch seine eigne Reden, und verfiel in Widersprüche. Durch zu große Bemühung, ein außerordentlicher Mensch zu scheinen, brachte er es dahin, daß man ihn nicht einmahl für einen gewöhnlichen Menschen gelten ließ. Er entdeckte den Grund seiner Denkungsart, eine niedrige und kindische Eitelkeit, eine unausstehliche Eigenliebe. Sobald die Verachtung, die man gegen seine Person hegte, von der hohen Meynung von seinen Kenntnissen nicht mehr aufgewogen ward, fiel sie auch auf seine Verdienste zurück. Prophezeyungen, die er über unsre Schiffahrt wagte, Behauptungen von Winden und Strömen, denen nachher die Erfahrung widersprach, warfen seinen Kredit vollends über den Haufen. Man betrachtete ihn schon als einen Unwissenden und Betrüger. Bey unsrer Ankunft am Kap war er es, der den Auftrag hatte, uns den Ankerplatz auf dieser Rhede anzuweisen. Man muß gestehn, daß er bey dieser Gelegenheit, es sey nun Furchtsamkeit oder Vergessenheit der örtlichen Umstände, nicht sonderliche Ehre einlegte. Die Subalternofficiers merkten sehr wohl seine Verlegenheit, und machten sich dieselbe gegen ihn selbst zu Nutze. Was aber das meiste Aufsehn und den Zwiespalt unheilbar machte, war die Unbesonnenheit, die Herr Marchis begieng, die Marineuniform anzulegen. Diese Eitelkeit legte man ihm als

eine unverzeyhliche Verwegenheit aus. Man trieb den Unwillen so weit, daß man von nun an die Befehle des Königs, das Ansehn des Kommandeurs und selbst die Pflichten der Menschlichkeit vergaß. Man machte sich darüber um so weniger ein Gewissen, je begieriger man ein in der Stadt von ihm laufendes pöbelhaftes Gerücht für Wahrheit angenommen hatte *). Man hielt ihn, ohne Widerstreben, für einen nichtswürdigen Schurken, der den Hof betrogen hätte, weil man wünschte, daß es so seyn mögte. Herr de Marnieres selbst trat der Spaltung bey, und beraubte denselben geradezu aller Vorzüge seines Postens, deren Genuß er ihm feyerlich zu gewähren versprochen, und deren er denselben nicht berauben zu können, ohne wider Befehl zu handeln, selbst gestanden hatte. Dies brachte die Vermessenheit des Herrn Marchis aus der Fassung. Er entsagte allen Aussichten auf Ehre und Rang, womit er sich geschmeichelt hatte. Er übergab eine Bittschrift an Herrn de Marnieres, worinn er denselben aufforderte, ihm geradezu und deutlich zu erklären, ob er ihn zur Ausführung der Kommission für unnütz hielte, in welchem Fall er sich die Erlaubniß ausbäte, nach Europa zurück zu gehn; — oder endlich, wenn er nützlich und unschuldig wäre, ihm den Genuß aller Rechte seines Postens zuzugestehn. Herr de Marnieres war gar nicht der Mann, um sich über alle diese Punkte bestimmt zu entschließen und deutlich zu erklären. Die Güte des Projekts konnte er nicht in Zweifel ziehn, denn verschiedene erfahrne Kompagnieofficiers hatten dasselbe gebilligt. Von der andern Seite hatte er jemanden nöthig, den er für seine Vernachläßigungen verantwortlich machen konnte, wenn seine Fahrt nicht glückte. Er hütete

*) Was dies für ein Gerücht gewesen sey, erhellet aus einer kurzen Nachricht, die wir von einem Officier bekommen, der den Herrn Marchis in Indien gut gekannt hat, und die wir am Ende anhängen wollen, weil sie für eine Note zu lang ist.

hütete sich also wohl, den Herrrn Marchis, als unnütz, abreisen zu laßen, strafte auch denselben nicht als einen Suldigen; setzte ihn aber auch nicht in die Verrichtungen seines Postens ein, sondern machte Winkelzüge, brauchte Ausflüchte, suchte Zeit zu gewinnen, und man gieng vom Kap unter Segel, ohne daß weder der eine, noch der andre, wußte, woran sie waren, oder was sie machen wollten.

Den 17ten Februar des Morgens segelten wir ab. Jeder war auf die Wendung aufmerksam, die wir machen würden, und nun mußte das Geheimniß ans Licht kommen, worüber sich die ganze Eskadre schon seit einigen Monathen den Kopf zerbrochen hatte. Als man sahe, daß wir zurückfuhren, zweifelte man nicht mehr daran, daß wir bey St. Helena kreutzen würden. Dieses Projekt konnte niemand tadeln, denn die geschicktesten Seeleute vom Kap hatten es gebilligt. Man begnügte sich nur, den Werth der Erfindung dieses Entwurfs herabzusetzen, tadelte die Art der Ausführung, und sagte, daß man es zu spät anfienge, denn man wüßte zuverläßig, daß nun keine Schiffe mehr dort vorbey kämen, als die Chinafahrer. Diese Vorwürfe konnten den Herrn Marchis nicht treffen; dieser konnte mit mehrerm Rechte Repressalien gebrauchen. Er tadelte die verschiedene Manövers, und nahm es übel, daß man seinen Rath verlangte, demselben aber nicht folgte. Aller dieser Widerwärtigkeiten ungeachtet erblickten wir St. Helena den 5ten März.

Wir kreuzten bis den 4. May, ohne andere, als neutrale, Schiffe zu Gesicht zu bekommen, die uns versicherten, daß wir zuverläßig den Chinafahrern, die noch nicht vorbey wären, und vielleicht auch noch andern Schiffen, begegnen würden. Dies war ein Donnerschlag für die Officiers, die mehr ihrer Eifersucht, als ihrem Vortheil, Gehör gaben, und wünschten, daß das Projeckt, nicht allein in der Ausführung, sondern auch in der Spekulation, fehlschlagen mögte, wozu sie alles mögliche beyzutragen suchten. Man betrachtete den Urheber immer mehr

mehr und mehr als eine Null, und fragte ihn in keinem Stücke um Rath, oder wenn es Herr de Marnieres zuweilen that, so war es, um seinen Rath übel zu befolgen. Herr Marchis hatte zuerst bemerkt, daß man, um das Land zu rekognosciren, sich demselben zu sehr genähert, und sich dadurch der Gefahr ausgesetzt hätte, von dem Feinde entdeckt zu werden. Hernach aber, daß wir zu weit davon abgegangen wären, indem wir zuweilen über funfzig Meilen vom Lande entfernt waren, so daß sehr leicht zwischen uns und der Insel Schiffe durchkommen konnten *). Er raisonnirte darüber wie ein sehr erfahrner Seemann. Denn, sagte er, wenn gleich die Engländer auf ihrer Rückreise aus Indien die Gewohnheit haben, sich in der Breite von St. Helena, ungefehr auf achtzig Meilen, zu halten, so nehmen sie doch die Weite nur nach Gutdünken, und es ist sehr möglich, daß sie sich um dreyßig oder vierzig Meilen irren, besonders nach einer so langen Fahrt. Noch merkte er dabey an, daß die Fregatte zuweilen zu weit abwärts giengen. Kurz, er sahe nichts, als Sorglosigkeit, Nachläßigkeit, Mangel an Genauigkeit, elende Manövers und hauptsächlich übeln Willen bey dieser Kreuzfahrt, deren guter Erfolg nur aus der Wachsamkeit, Genauigkeit und

*) Seine Muthmaßung ward durch die aufgefangene Schaluppe Swift bestätigt, welche aus St. Helena ausgelaufen war, um den aus China und Indien erwarteten Schiffen entgegen zu kreuzen, und ausgesagt hatte, daß den 12. März zu St. Helena ein aus Europa kommendes mit Geld für die Insel beladenes Schiff angesprochen, und gleich wieder seine Fahrt nach Bankoul fortgesetzt hätte, ohne daß wir von dem Ein- oder Auslaufen desselben das geringste gewahr geworden. Diese Vorsicht rechtfertigte auch den Vorwurf des Herrn Marchis, daß man sich dem Lande zu sehr genähert hätte, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß die Schaluppe nur darum ausgeschickt war, weil man auf der Insel durch unsre Unvorsichtigkeit, uns sehn zu laßen, von unserer Kreuzfahrt Kenntniß bekommen hatte.

Eifer entspringen konnte, womit man dieselbe ausführte.

Unterdessen entdeckten wir, ungeachtet so vieler Ursachen, die den Plan dieses Feldzuges gänzlich zu verderben drohten, den 4. May doch vier Schiffe, die man für Chinafahrer hielt, weil sie sehr hoch geladen zu seyn schienen, wie auch nach der Natur ihrer Ladungen nicht anders seyn konnte, andere hingegen waren weniger angefüllt, und trugen ihre Segel gerader. Es wäre ekelhaft, alle Manövers dieses merkwürdigen Tages einzeln zu beschreiben, an welchem die Freude unserer Equipagen um so viel größer war, da die Feinde ein großes Zutrauen bewiesen, und langsam auf uns zukamen. Es war acht Uhr des Morgens und sie waren nicht mehr vier Meilen von uns. Wir wollten es nicht wagen, unsere Segel nach den ihrigen zu richten, um sie nicht zu schrecken. Wir thaten dieses erst gegen zwölf Uhr, als wir aus ihren verschiedenen Manövers schlossen, daß sie anfiengen, uns in Verdacht zu haben, und sie überdies auch beynahe in der Falle und nur noch etwa eine Meile weit waren.

Die Jagd, die man auf sie machte, ward nun so schlecht ausgeführt, daß wir bis zur Nacht ihnen nur ungefehr eine Meile abgewinnen konnten, worauf wir sie gänzlich aus dem Gesichte verlohren.

Herr **Marchis** bemerkte vier Hauptfehler, denen der schlechte Erfolg dieses Tages zuzuschreiben war.

1) Beklagte er sich schon seit langer Zeit darüber, daß man sich nicht in der Breite von der Mitte der Insel hielt und daß man seinen Instrucktionen gar nicht folgte, welche dahin giengen, daß die Syrene, als der bessere Segler, sich mehr am Winde auf sechszehn Grad und fünf Minuten, wir aber in der Mitte auf funfzehn Grad und fünf und vierzig bis funfzig Minuten halten sollten. Nun hat es sich, sagt' er, heut ausgewiesen, daß dasjenige unserer Schiffe, das am weitesten auf der Höhe war, doch noch nicht

funf-

funfzehn Grad und fünf und vierzig Minuten erreichte. Was das für ein Unterschied ist! Wäre man in den richtigen Gränzen geblieben, so wären die Feinde, die ihrer Gewohnheit nach genau die Mitte des Landes hielten, unter unsern Segeln gewesen und hätten uns nicht entwischen können.

2) Wollte er, daß die Syrene, ihres bessern Segelns wegen, mit Anbruch des Tages allemahl drey Meilen am Winde voraus seyn sollte, welches man nicht befolgte, denn seit einiger Zeit segelten die drey Schiffe schon immer dicht hinter einander.

3) Behaupteee er, daß man Holländische Flagge aufstecken müßte, um den Feind desto leichter zu hintergehn. Dies war um so viel thunlicher, weil dies gerade die Jahrszeit ist, da die zwote Flotte vom Kap unter Segel geht, und abgeredet ist, daß im Fall einer Trennung die Schiffe sich auf St. Helena einander erwarten sollen.

4) Als man die Syrene unter den Wind fallen sahe, gab man derselben nach Mittage das Signal, den Wind aus allen Kräften zu halten. Dieses Signal war eine halb weiße halb blaue Flagge. Herr **Marchis** war damit höchst ununzufrieden, weil die weiße Farbe in der Ferne am meisten in die Augen fällt, und dieses hinreichend war, die Engländer in ihrem Argwohn zu bestärken und uns gänzlich zu verrathen.

Ein fünfter noch wichtigerer Fehler entdeckte sich erst zween Tage nachher, da man die Syrene wiederfand, die man seit dem Abend des 4. May verlohren hatte. Herr Dumaz, ihr Kapitän, der hinter uns vorbeygesegelt war, berichtete, daß er uns bey einbrechender Nacht aus dem Gesichte verlohren, darauf hin und her gekreuzt, und des folgenden Tages zufälliger Weise die vier Englische Schiffe entdeckt, sie auch den ganzen Tag im Gesichte behalten, und am Abend gemerkt hätte, daß er sie einhohlte; er wäre aber über unsre Abwesenheit unruhig gewe-

sen und hätte also für das beste gehalten, sich nach dem Versammlungsort der Kreuzfahrt zu begeben, und zu rapportiren, was er gesehn hätte.

Diese Begebenheit veranlaßte die Frage, warum Herr de Marnieres den Fregattenkapitäns keine Verhaltungsbefehle im Falle der Trennung gegeben hätte? Denn es ist ausgemacht, daß die Syrene bey der letzten Jagd hinlänglich gewesen wäre, die vier Schiffe zu nehmen, wenn sie Ordre gehabt hätte, mit allen Segeln Jagd zu machen, ohne sich um die übrige Eskadre zu bekümmern.

Aus dem Bericht der Fregatte schloß man, daß die Engländer den Vorsatz nicht aufgegeben hätten, auf St. Helena anzusprechen, und nahm bey diesen Umständen die klügste Parthey, nehmlich fortzufahren, sie blockirt zu halten, jedoch auf einer solchen Höhe, daß man auch den Feind von neuem entdecken könnte, wenn er in diesen Gewässern erschiene. Diesesmahl fühlte Herr de Mariniers, daß er sich durch alles, was vorgegangen war, bey dem Ministerio verantwortlich machte, wollte also die Freundschaft des Herrn Marchis wieder gewinnen, ließ denselben zu dem mit den Kapitäns zu haltenden Kriegsrath berufen, und wollte seinem Rathe folgen; das war aber nicht auf lange Zeit.

Den 14. May erblickten wir ein des Abends vorher entdecktes Schiff. Dasselbe kam, nach verschiedenen Manövers, gerade auf uns loß. Wir erkannten es für ein Kriegsschiff, das aber schwächer war, als wir. Es war sehr zu vermuthen, daß es das von Europa kommende Eskortschiff wäre, welches die Englische Kompagnieschiffe unter seine Bedeckung nehmen wollte. Wir hatten bis dahin alles gethan, was nöthig war, dasselbe zu hintergehen. Man hatte die Fregatten näher gegen das Land geschickt, die Schießlöcher der ersten Batterie zugemacht und sogar einige von der zwoten verstopft. Inzwischen man dem Achill leichter und gewandter machen zu wollen, und stellte darüber allerhand Versuche an, die man eher hätte anstellen sollen. Man achtete so-

gar

gar nicht einmahl auf den Rath der Matrosen von Provence, die schon einen Feldzug auf diesem Schiffe gethan hatten, und die Mittel angaben, die man gebraucht hatte, dasselbe zu einem bessern Segler zu machen.

Dem sey, wie ihm wolle, der Wind war uns günstig, und obgleich der Feind unsere Ueberlegenheit anerkannt und die Flucht genommen hatte, hohlten wir denselben doch merklich ein und der Sieg schien unfehlbar, als Herr de Marnieres, durch eine Unbesonnenheit, die man endlich dem Französischen Ungestüm zuschreiben muß, den ganzen Vortheil dieses Tages verscherzte. Er will nehmlich, um seinen Feind zur Nacheiferung zu reizen, denselben auf der Flucht mit den Kanonen vom Vordertheil beschießen. Er öfnet diesen Vorsatz dem Herrn Marchis, der ihm dagegen vorstellt:

1) Daß wir uns offenbar für Franzosen zu erkennen geben, woran der Feind, ob er gleich alle Ursach hatte, uns dafür zu halten, doch noch zweifeln konnte.
2) Daß wir denselben durch unser Kaliber in den Stand setzen würden, unsere Stärke zu berechnen.
3) Daß die Abfeurung der Kanonen vom Vordertheil uns in unserm Laufe aufhalten würden.
4) Daß wir hingegen, wenn wir den Feind dadurch bewögen, die Kanonen seines Hintertheils gegen uns abzufeuern, demselben dadurch ein Mittel verschafften, seine Flucht zu beschleunigen, wie die Erfahrung lehrt.

Der Kommandeur, der überhaupt die Gegenvorstellnngen nicht liebte, war gegen diese gänzlich taub. Er befiehlt also, die Kanonen des Vordertheils zu richten und sich zum Gefecht anzuschicken. Der Schiffsprediger ertheilt also den Segen. Das Geschrey: Es lebe der König! verkündigt die Freude und den Eifer der Equipage. Darauf folgt eine tiefe Stille. Herr de Marnieres nimmt das Wort und hält folgende Anrede.

„Kinder! Ihr seyd alle brave Leute; ich habe „Euch nichts zu sagen. Ihr braucht Kleidungsstücke, „da ist ein Magazin, wo ihr welche finden werdet.“

Auf diese Rede folgt ein neues Jubelgeschrey. Man steckt die weiße Flagge auf und versichert sie mit verschiedenen scharfen Schüssen vom Vordertheil. Bey dem dritten kömmmt das Englische Phlegma in Bewegung. Unser Feind steckt die rothe Flagge seiner Nation auf und antwortet uns mit sechs Kanonenschüssen von seinem Hintertheil. Wir beschossen uns in großer Entfernung, das Spiel schien aber dem Engländer zu gefallen, und er gab uns unsre Kugeln mit Wucher zurück. Wir waren nun in schußgerechter Weite. Seine Kugeln giengen über uns weg und fielen hinter uns wohl zehn Ruthen von unsrer Gallerie. Während der Zeit suchte derselbe, sich leicht zu machen, und warf alles über Bord, welches wir aus den Trümmern erkannten, die längs an unserm Schiffe vorbeyschwammen. Der Wind blieb uns günstig, der Engländer kam unter den Wind, und wir waren ziemlich nahe. Es erfolgt eine Windstille. Der Feind kann nicht lenken und muß uns wider Willen seinen Seitenbord zeigen. Man zählt seine Schußlöcher. Der Oberfeuerwerker, voller Ungeduld, versichert den Herrn de Marnieres, daß er von der ersten Batterie das ganze feindliche Schiff vollkommen sieht, und daß die ganze Lage dasselbe treffen kann. — Der Kapitän will aber abwarten, bis wir noch näher herankommen. Da er noch darüber zu Rathe hegt, geht der Wind um, und wird veränderlich. Man folgt seinen Veränderungen nicht genau genug, man hält nicht die geringste Ordnung; kein Mensch ist auf seinem Posten; ein Officier ruft: Die Segelstange links! Ein andrer ruft: Die Segelstangen rechts! Ein dritter wieder anders. Der Feind lauert schweigend auf den Augenblick, da sich der Wind setzen soll. Er kömmt, dieser Augenblick Uns ergreift der Südost und treibt uns auf den rechten Bord, und plötzlich, wie durch ein Zauberwerk, hat der Engländer den

Wind

Wind über uns und durchschneidet das Meer mit geschwellten Segeln, — und nun, aber auch nun zu spät, läßt Herr de Marnieres Feuer geben. Die ganze Equipage wird unwillig; keine Kugel trifft; man kömmt aus der Fassung; man will Jagd machen und bringt länger, als drey Viertelstunden zu, alle die Segel in Ordnung zu bringen, deren man sich bedienen will. Nun wird die Wuth allgemein. Die Marineofficiers allein können ihre Freude nicht bergen; sie speisen ihr Abendbrod mit einem Appetit und mit einer Gegenwart des Geistes, die man nicht genug bewundern kann. Es wird finstre Nacht; man erwartet den Mond, um die Entfernung des Flüchtlings zu beurtheilen. Er erscheint, aber bloß, unsre Schande zu beleuchten; wir schätzen den Feind schon eine halbe Meile weit. Da man nichts bessers zu thun hat, fährt man fort, Jagd zu machen. Man hatte das feindliche Schiff in der Nacht ziemlich gut beybehalten, da aber der Kapitän in dem Uebermaß seines Schmerzens sich in seine Kammer zurück gezogen hatte, hatte dasselbe sich binnen zwo Stunden merklich entfernt, und die Equipage, die ihren Zorn nicht bergen konnte, schob die Schuld öffentlich auf die Nachläßigkeit, Unwissenheit und besonders auf den übeln Willen des Wachthabenden Officiers.

Bey Anbruch des Tages entdeckte man, außer dem verfolgten Schiffe, noch zwey andere Segel, die bald mit uns gleichen Wind hielten. Der Feind schien über dieses Manöver verlegen, und kam einen Augenblick auf uns zu, als wenn er queer vor uns durchsegeln wollte, aus Furcht, zwischen uns und den beyden Segeln ins Gedränge zu kommen, die er, wie man glaubte, für unsre Fregatten ansah.

Herr de Marnieres, der nun wieder zu sich selbst gekommen war, bezeugte seine Freude darüber, daß er den Feind wieder auf uns zukommen sah. Er faßte wieder Muth, und schmeichelte sich von neuem mit der Hofnung, das Schiff zu erobern. In seiner Hitze will er alles haben, und also auch die er-

wehnten zwey Segel nicht verlieren. Die Fregatten wären ihm bey diesem Umstande von großem Nutzen gewesen, und er sahe nun ein, wie unrecht er gehandelt hatte, sich von denselben zu trennen. Diese hätten auf die zwey neuentdeckte Schiffe Jagd machen können, welche noch zween Chinafahrer seyn mußten, unterdessen der Kommandeur das Kriegsschiff verfolgt und mit demselben geschlagen hätte. Um diese besser zu betrügen hatte er rothe Flagge aufgesteckt, weil er solche Flagge bey unserm Feinde auch wahrgenommen hatte. Und was entstand aus diesem Manöver? Der Engländer merkt den Augenblick unsere List, kömmt also wieder in den Wind, wie vorher, und hält nun jene zwey Schiffe nicht mehr für verdächtig. Man wird nun gewahr, daß man einen Fehler gemacht hat und will denselben — durch einen neuen Fehler — wieder gut machen. Man nimmt jene Flagge ab, und steckt die weiße Flagge auf, die man mit einem Kanonenschuß versichert. Dieses ganze Betragen war ungereimt. Das hieß, nachdem man schon das verfolgte Kriegsschiff benachrichtigt hatte, daß jene zwey Segel uns nicht angehörten, nun auch den Chinafahrern zu erkennen geben, daß wir nicht ihre Freunde waren, und da sie merken mußten, daß wir jenes verfolgten, so war das so gut, als wenn wir ihnen sagten: Da wir Franzosen sind, so muß derjenige, den wir verfolgen, von Eurer Nation seyn. Herr Marchis, der sehr aufgebracht war, daß man ihn bey allen diesen Dingen nicht um Rath gefragt hätte, beschwerte sich laut darüber; er sah voraus, was auch würklich eintraf, daß man weder das Kriegsschiff; noch die Kauffahrer nehmen würde. Herr de Marnieres hatte lange Zeit die Hofnung beybehalten, das erste zu nehmen und sich wegen der übrigen getröstet, weil er, wie er sagte, mehr die Ehre, als das Geld, liebte. Allein das war eine bloße List des Feindes, der mit Fleiß langsam segelte, um ihn zur Jagd zu reizen, und dadurch den Kauffahrern Zeit zu geben, sich mit der Flucht zu retten. Als er diese außer Gefahr glaubte,

segelte er wieder wie vorher, und entfernte sich sehr merklich.

Des folgenden Tages sahe man kein einziges Segel mehr, schätzte sich sehr glücklich, die Fregatten wieder zu finden, und sprach von Endigung des Kreuzzuges, weil der Scorbut anfieng, unter der Equipage einzureißen. Es war doch wenigstens noch ein Schiff aus Bengalen zurück, das hier vorbey mußte. Herr Marchis schlug vor, die Kranken von den Fregatten an Bord zu nehmen, und die Fregatten noch einen Monat auf dieser Station zu laßen. Allein der zu schwache Kommandeur hat nicht das Herz, den Kapitäns diese Zumuthung zu eröfnen und nimmt, ungeachtet aller Anmerkungen seines Secondkapitäns, seinen Abmarsch, um in der Allerheiligenbay zu ankern, welcher Ort uns zwar angewiesen war, aber nicht, um unsre Schande zu zeigen, sondern um daselbst die reichen Ladungen zu verkaufen, deren wir uns bemächtigt haben würden.

Herr de Marnieres hatte vor seiner Abfahrt nicht einmahl die kleine Genugthuung, dem Feinde einigen Schaden zuzufügen, wie er sich geschmeichelt hatte. Denn, um sich wegen seines schlechten Erfolgs zu rächen, hatte er gedroht, einen Parthey-gängerstreich gegen die Rhede von St. Helena auszuführen, und die daselbst befindlichen Schiffe entweder wegzunehmen, oder zu verbrennen. Der Rapport der Fregatten raubte ihm dieses verzweifelte Hülfsmittel, weil sie die Nachricht brachten, daß nicht ein einziges Fahrzeug auf der Rhede vorhanden wäre.

Wir ankerten den 9. Junius in der Allerheiligenbay, wo wir den Verdruß hatten, neben den sechs Chinafahrern zu liegen, die uns entgangen waren, und deren Ladung, nach ihrer bey der Admiralität dieser Stadt niedergelegten Abgabe, neun Millionen Krusaden, das heißt zwey und zwanzig und eine halbe Million Livres, betrug.

Es ist nicht nöthig, anzuführen, wie sehr die Kapitäns unserer spotteten, als sie uns gestanden,

das

daß ihre Equipage, die auf jedem Schiff nicht einmal hundert Mann stark war, größtentheils krank lag, und die Richtigkeit aller Anmerkungen des Herrn Marchis, über unsre üble Manövers und falsche Berechnungen, bestätigten. Herr de Marnieres hatte noch einen Schimmer von Hofnung, weil er bey dem Portugiesischen Gouverneur *) sich alle ersinnliche Mühe gab, daß dieser die Engländer nöthigen sollte, unter Segel zu gehn, nachdem sie die verlangten Bedürfnisse eingenommen hatten. Diese gaben aber trotzig zur Antwort, daß sie in Gegenwart eines Feindes nicht auslaufen könnten; sollte sie aber der Gouverneur mit Gewalt dazu zwingen, so würden sie unter den Forts der Haupstadt von Brasillen auf den Strand laufen, und Portugall mögte es alsdann bey ihrer Regierung verantworten. Indessen zimmerten sie ganz in der Stille eine Schaluppe mit einem Verdeck, die sie ausrüsteten und nach Europa abfertigten, um ihren dasigen Aufenthalt zu melden und Eskorte zu verlangen. Diese Schaluppe gieng vor unsern Augen unter Segel, und man hielt es der Französischen Flagge nicht für anständig, dieselbe zu verfolgen.

So endigte sich diese Expedition, welche bloß übler Wille, Uebertretung der Königlichen Befehle und der Instructionen des Ministers, vielfältig begangene und ungestraft gebliebene Fehler, Vergehungen der Subalternofficiers, und Schwachheit des Kommandeurs, unglücklich machte.

Billiger Weise kann man dem Herrn de Marnieres nicht aufbürden, daß er nicht ein aufrichtiges Ver-

*) Diese Bemühungen konnten bey dem Vicekönig nicht anders, als vergeblich, seyn, da derselbe völlig Englisch gesinnt war, und überdies wenig Achtung für den Herrn de Marnieres hatte, den er einen *pover huomo* einen elenden Menschen nannte. Da dieser Kommandeur niemals anders zu ihm kam, als in Begleitung des Kapitäns vom Zephyr, des Ritters de Grasse, der sehr groß und ungeschickt, sehr dumm und bey seinem Hochmuth sehr grob war, so nannte er diesen *cavallo*, das Pferd.

Verlangen gehabt haben sollte, die Schiffe wegzunehmen, deren Fang ihm aufgetragen war; besonders wünschte er sehr eifrig, sich des Kriegsschiffes zu bemächtigen. Bey den mittelmäßigen Glücksumständen dieses Kapitäns war ein Gewinnstantheil von einer Million, der auf ihn gefallen wäre, eine zu mächtige Lockung, um mit Vorsatz den zu machenden reichen Prisen zu entsagen, und die Eroberung des Kriegsschiffes, war wesentlich nöthig, um seinen vorhergehenden Fehlern zum Gegengewicht zu dienen. Es wäre kein geringer Ruhm gewesen, ein den Engländern in so entfernten Meeren abgenommenes Kriegsschiff nach Frankreich zu führen, ein Triumph, der, seit den ersten Feindseligkeiten, nur zweymal vorgefallen war. Man muß aber freylich dem Herrn de **Marnieres** Fehler genug zur Last legen, die seines guten Willens ungeachtet, die wahre Grundursache von der Vergeblichkeit unsers Feldzugs waren.

Gleich bey der Abfahrt aus Frankreich bestand sein Fehler, darinn, daß er den Herrn **Marchis** nicht in den Genuß der Rechte seines Postens, als Secondkapitän, setzte; daß er die Officiers nicht bestrafte, als sie gegen denselben subordinationswidrig handelten, weil sie ihn nicht dafür erkennen wollten; daß er seine Instructionen nicht buchstäblich befolgte und sein Gutachten nicht in allen Stücken annahm, wo er befehligt war, dasselbe zu fordern und zu befolgen; daß er durch diese am unrechten Ort gezeigte Selbstvermessenheit die Verachtung der Subalternofficiers unterstützte; daß er bey allen Vergehungen derselben die Augen zudrückte und endlich gar so weit gieng, sie darinn durch sein eigen Beyspiel zu bestärken.

Was die Officiers *) betrifft, so erhellet aus dem allgemeinen Zeugniß der Equipage, daß sie, weit entfernt,

*) Es ist hier bloß von den Officiers auf dem Achill die Rede.

fernt, die guten Absichten des Herrn de Marnieres zu unterstützen, vielmehr alle Kräfte anwendeten, dieselben zu vereiteln, weil sie sich vor den Strafen fürchteten, denen sie ausgesetzt waren, wenn Herr Marchis durch den guten Erfolg seiner Expedition bey dem Minister in Ansehn käme, und kein ander Mittel vor sich sahen, denselben zu entgehn, als wenn sie sein Projeckt geradezu vereitelten, den Urheber desselben für einen Abentheurer ausgaben, der die Regierung hinter das Licht geführt hätte, und den zu hoffenden Vortheil anfänglich dem Neide, der sie beherrschte, und nachher ihrer eignen Erhaltung und Sicherheit aufopferten.

Um besser einzusehen, bis zu welchem Grade ihre Widersetzlichkeit und ihre Wuth gestiegen waren, müssen wir weiter zurückgehn.

Gleich bey dem ersten Befehl zum Gefecht hatte Herr Marchis, als Secondkapitän, seinen Posten auf den Vorderkasteel genommen, wo ein Fähnrich*) unter seinen Befehlen stehen sollte; anstatt aber solche Befehle anzunehmen, bestand dieser darauf, daß ihm allein das Kommando zukäme, und er nicht gemacht wäre, um unter einem solchen Lumpenkerl zu dienen. Diese Zwistigkeit konnte zum Glück keinen Einfluß auf ein Treffen haben, das nicht statt fand, wohl aber auf den ganzen übrigen Feldzug, weil Herr Marchis, seiner Klagen ungeachtet, keine Genugthuung erhielt, wodurch der andre sowohl, als seine Kameraden, in ihrer Ungeschliffenheit bestärkt wurden.

Herr de Marnieres hatte behauptet, daß dieser Vorfall eine Privatsache zwischen ihnen beyden wäre, welche sie unter sich auszumachen hätten. Diesem Grundsatz zufolge fordert Herr Marchis, bey der Ankunft in der Allerheiligenbay, seinen Gegner auf, ans Land zu steigen, dieser aber weigert sich beständig unter dem Vorwande, daß er nicht da-

zu

*) Herr de la Vicomté.

zu gemacht wäre, sich mit ihm zu messen. Daraus entsteht ein so lebhafter Zank, daß Herr Marchis, der stark und untersetzt war, seinem Gegner Ohrfeigen gab, und im Begriff stand, denselben von der Galerie, wo der Handel vorfiel, über Bord zu werfen, als man zulief und sie auseinander brachte. Beyde werden darauf in Verhaft genommen. Als aber alle Officiers dem Kapitän darüber zur Rede stellen, daß er auf diese Weise einen schlechten Kerl mit einem Mitgliede ihres Korps gleich behandelte, setzt er den Herrn Marchis ans Land, und der andere kann wieder aus seinem Zimmer gehn.

Man mußte aber doch wieder nach Frankreich zurück und Herr Marchis mußte wieder an Bord gehn. Herr de Marnieres gerieth also auf dem Einfall, demselben, so bald er an Bord kam, in Arrest zu setzen, und ihn darinn zu laßen, bis man den 5. November zu Brest vor Anker gieng. So kam also derselbe wie ein der größten Verbrechen beschuldigter Staatsgefangener nach Paris, wo man bey Untersuchung seiner Klagen fand, daß diese nicht allein gegründet waren, sondern daß er auch ein vortrefliches Project entworfen hätte. Man gab ihm die unbestimmte Versicherung, daß ihm Gerechtigkeit wiederfahren sollte; auch sollte er andre Projecte dieser Art auszuführen bekommen, wobey er völlig seinen Willen nebst dem Kommando en Chef, und lauter blaue Officiers, als die folgsamsten unter seinen Befehlen haben sollte. Die Eitelkeit dieses Menschen war so groß, daß er alles ausgestandene Ungemach, alle ihm bewiesene Ungerechtigkeiten, allen ihm zugefügten Schimpf, alle ihm angethane Qualen, alle ihm gespielte Betrügereyen vergaß, in das ihm angetragene Anerbieten willigte und sich zu einer zwoten geheimen Expedition anschickte.

Inzwischen hatte man den Herrn de Marnieres nach Paris gefordert, der in großer Verlegenheit

heit war. Er war ein Neffe des Oberstlieutenants vom Garderegiment, eines sehr angesehenen Officiers. Er hatte noch andere Stützen, die er alle zu seinem Beystand aufforderte, und überdies war seinem ganzen Korps daran gelegen, denselben in einem solchen Streit nicht unterliegen zu laßen. Zum Unglück war die Seeschlacht des Herrn de Conflans eben keine Empfehlung für dieses Korps, und wenn ja ein bequemer Augenblick vorhanden gewesen war, einen Kopf des Marinekorps durch ein Kriegsgericht springen zu laßen, so war es dieser.

Herr de Marnieres, der viel Verstand hatte, aber leicht aus der Fassung kam, begieng in seiner Verzweiflung einen unbesonnenen Streich, der sich allenfalls für einen tollen Schifferknecht schickte, oder ihn durch Urtheil und Recht hätte auf das Rad bringen können. Er geht nehmlich in die Komödie, wo Herr Marchis auch war, und als dieser eine Dame die Treppe herunterführt, giebt er demselben von hinten mit der linken Hand eine Ohrfeige, und zieht mit der rechten den Degen, wie einen Dolch, um ihn zu durchbohren. Es entsteht ein großes Lärmen; man nimmt ihn in Verhaft und giebt beyden eine Wache von der Marschallsgarde. Die Sache kömmt vors Gericht, und bey demselben wird so viel vorgebeugt und gebeten, daß es sich auf die eigentliche Sache nicht einlaßen will, unter dem Vorwande, daß Herr Marchis, der nur ein Patent als Fregattenkapitän für den damahligen Feldzug gehabt hat, dessen Verrichtungen geendigt sind, nun keine Militärperson mehr ist. Es bestraft den Herrn de Marnieres bloß darüber, daß er die Ruhe an einem öffentlichen Ort gestört hat und verurtheilt ihn zu einem Arrest von einigen Wochen auf dem Fort l'Eveque.

In dieser Zwischenzeit belagerten die Beschützer des Gefangenen den Minister. Man stellt demselben vor, daß einem entehrten Manne, der eine Ohrfeige

feige bekommen hätte, ohnmöglich ein Kommando gegeben werden könnte. Er müßte sich doch vorher schlagen und entweder auf dem Platze bleiben, da er denn ohnedies nicht mehr dienen könnte, oder seinen Gegner über den Haufen stoßen, welches ihn dem Schwerte der Gerechtigkeit aussetzte. Er könnte also in keinem Falle in Frankreich bleiben, und es wäre daher das Beste, einem Unglück vorzubeugen und ihm das Land zu verbieten, ehe sein Gegner aus dem Arrest käme. Die Schwachheit der Regierung war so groß, daß das, was dem Herrn de Marnieres ohne Rettung hätte den Hals brechen sollen, denselben rettete. Herr Marchis bekam Befehl, binnen einer bestimmten Zeit das Königreich zu verlaßen, und gieng in Dänische Dienste.

Nachricht von dem Herrn Marchis.

Herr Marchis ist zu St. Malo gebohren. Sein Vater hielt daselbst einen kleinen Gasthof zum weißen Kreuz. Seine Nahrung gieng schlecht und auf das Gerücht, daß sein Sohn in Indien sein Glück gemacht hätte, nahm er als Schiffssoldat auf dem Kompagnieschiffe Saint-Louis Dienste, wo er starb. Der Sohn war bis zum Untersteuermann gestiegen. Herr Dupleix zog ihn hervor, um ihm auf den Privatschiffen, die er zum Handel nach Indien ausrüstete, eine Officierstelle zu geben. Damahls ward Herr Marchis, da er als Sekondlieutenant auf einem dieser Schiffe von Manilla zurückkam, in der Meerenge von Thalacca von den Engländern genommen, die ihre Gefangene zu Batavia ans Land setzten. Herrn Marchis fehlte es weder an Verstand, noch an Talenten. Er hatte die Gabe, alle Sprachen geschwind zu erlernen, und dies machte, daß ein Einwohner von Batavia demselben, als er die Holländische Sprache ziemlich erlernt hatte, eine

Schiffsladung von hundert und funfzig Tonnen nach Peru zu führen gab. Bey seiner Rückkehr von dieser Reise lernte ich denselben kennen, da ich eben angekommen war, und nach China fahren sollte. Ein Wort des Generals gab mir Gelegenheit, ihm den Herrn Marchis zum Premierlieutenant des Schiffs vorzuschlagen, das ich besteigen sollte. Er verlangte, daß ich denselben zu ihm führen sollte, weil er gar nicht wußte, daß so ein Mensch vorhanden war. Inzwischen gefiel er, nach einigen gethanen Fragen, dem General, der ihn zum Premierlieutenant in Diensten der Kompagnie ernannte.

Sobald unsere Reise ihren Anfang genommen hatte, bemerkte ich an Herrn Marchis eine Selbstliebe, die seine Talente überstieg. Er war im geringsten nicht nachgebend gegen seine Vorgesetzte; war stolz gegen seines Gleichen und voll Verachtung gegen seine Untergebne. Ueber daß alles besaß er eine ungemeine Eitelkeit, die er durch unausstehliche Pralereyen zu behaupten suchte. Ich ermangelte nicht, ihm unter vier Augen zu sagen, daß das nicht das Mittel wäre, sich höher zu schwingen, besonders bey einer fremden Nation; allein meine oft wiederhohlte Warnungen machten den Herrn Marchis so kaltsinnig gegen mich, daß ich ihn nach der Zurückkunft von dieser Reise nicht mehr zu sehn bekam. Da ihn kein Kapitän zum Lieutenant haben wollte, gab man ihm ein altes Schiff, auf welchem man längs der Küste von Java das Bauholz aufsammelt; ein Posten, den Niemand haben mag!

Herr Marchis, um sich aus dieser Lage zu ziehn, fand für gut, die Wittwe eines Perukenmachers zu heyrathen, die von einer guten Familie Französischer Flüchtlinge war, und in dem besondern Schutze des Generals stand. Durch dieses Mittel bekam er ein schönes Schiff von zwölf hundert Tonnen, das ganz neu und frisch aus Europa kam, und nach Surate

und von da nach Moka bestimmt war. Das war eine herrliche Reise! Als er nach Surate zurück kam, war es nöthig, wieder nach Batavia zu gehn, um das Schiff ausbessern und theeren zu laßen. Herr Marchis wollte aber lieber noch einmahl nach Moka reisen, weil diese Reise sehr einträglich war.

Man muß wissen, daß in den Diensten der Holländischen Kompagnie der Kapitän zur See unumschränkter Herr ist, sobald er aber auf einer Rhede, oder in einem Hafen vor Anker geht, wo ein Etablissement der Kompagnie ist, so kann er nicht mehr das geringste thun, ohne Befehl von demjenigen, der am Lande kommandirt. Diese Befehle sogar, sie mögen so unwichtig seyn, als sie wollen, werden schriftlich ausgefertiget, und dienen zur Rechtfertigung des Kapitäns. Der damahls auf dieser Rhede kommandirte, war ein Narr, der bey der höchsten Unbesonnenheit nicht die mindeste Redlichkeit besaß. Diesen gewann Herr Marchis leicht durch Vorspiegelung einiges Gewinnstes, ihn zu einer zwoten Reise nach Moka zu ernennen, und das zu dieser Fahrt bestimmte Schiff nach Batavia zurückzuschicken. Er beredete ihn aber auch, daß nichts leichter wäre, als sein Schiff in dem Suratefluß auf den Strand zu setzen und so theeren zu laßen. Zween Kapitäns der Kompagnie, die gute Seeleute waren, die ich damahls dort gekannt habe, und die diesen Vorschlag erfuhren, stellten dem Directtor vor, daß, ob ihnen gleich diese Sache nichts angienge, sie doch, als Bediente der Kompagnie, sich verpflichtet fühlten, anzuzeigen, daß man das Schiff durch diese Unternehmung unfehlbar zu Grunde richten würde. Sie fanden kein Gehör.

Kurz Herr Marchis setzte sein Schiff auf den Strand, welches gleich bey der Ebbe in Stücken brach. Der Directtor stellte dem Herrn Marchis vor, daß sie beyde verloren wären; wenn aber einer

 von

von beyden flüchtig würde, so könnte der nachbleibende sich herauswickeln, und alle Schuld auf den Entlaufenen schieben. Dies gab dem Herrn Marchis den Entschluß ein, nach Bombay zu flüchten, und von da wieder nach Europa zu gehn. Das schlechteste Stück bey der Sache ist, daß er vierzig bis funfzig tausend Livres mitgehn hieß, die er zu Batavia auf die wilde Wage mitgenommen hatte, wogegen er nichts zurück ließ, als seine Frau in den armseligsten Umständen, worinn ich dieselbe fünf Jahre vor meiner Abreise aus Indien selbst gesehn habe.

Ende des vierten Theils.

Staatliche Bibliothek Bamberg

blet=
den
ar=
n,
ch=
ff=
ia
en
g=
or

1 f 30 xr

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mouffle D'Angerville, Barthélemy François Joseph, 1729-1794

Geschichte des Privatlebens Ludwigs XV., Königs von Frankreich, oder
genaue aus geheimen Nachrichten geschöpfte Erzählung aller merkwürdigen wä
hrend seiner Regierung ... vorgefallenen Begebenheiten
Bd.: Theil 4

Berlin ; Stettin 1781

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.pr.o.130(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11426870-0